P. o. germ.
1751 o/2
Bauer

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

37078

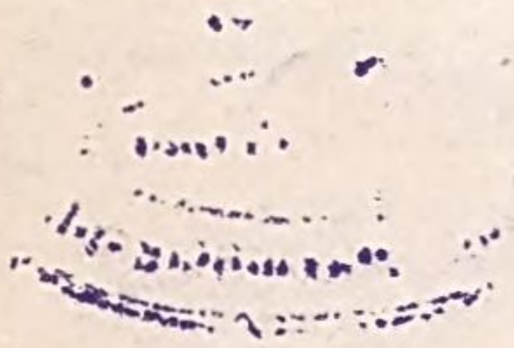
J. Lindauer'sche
Lehrbibliothek
Müncheu Stammham-pl. 16

<36614677940018

<36614677940018

Bayer. Staatsbibliothek

37978



Aut Caesar aut nihil!

Geschichtlicher Roman

aus dem zeitgenössischen Rußland.

Von

Erwin Bauer.

Zweiter Band.

J. Lindauer'sche
Lesehalle
München Maximilian-pl. 16

Leipzig.

B. Elischer Nachfolger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VII.

In einem kleinen Restaurant auf Wassilij Ostrow in St. Petersburg, unweit der Akademie der Künste, saßen zwei Männer in lebhaftem Gespräche. Es war ein nebeliger Augusttag; der Himmel war bedeckt und drohte aus dunkelen Wolken schwere Regentropfen herabzusenden; die weiten, geradlienigen Straßen waren leer, und ein träger Wind fuhr stoßweise längs den einförmigen Hauskolossen dahin und wirbelte hie und da große Staubwolken auf. Um so behaglicher war es in dem freundlichen Restaurant, in dem eine Schaar von Künstlern und Studenten in lautem, lustigem Geplauder ihr Mittagsmahl einnahm. Die beiden ersterwähnten Männer schienen sich gleichfalls dieser behaglichen Stimmung hinzugeben; sie saßen in einer Fensternische, rauchten eine Cigarette nach der anderen und führten ein eifriges, halblautes Gespräch.

„Wie bist Du nur eigentlich hergekommen, Jurij Nikolajewitsch?“ fragte Jakob Stepanowitsch, der eine der Beiden.

„Ich hatte mich gemeinsam mit Leiba Deutsch, Deinem alten Freunde, einige Monate in Charkow verborgen,“ erwiderte der Angeredete, ein kräftiger, sonnenverbrannter Jüngling Namens Bogdanowitsch. Indeß,

es wurde bald nicht mehr geheuer für uns. Der neue außerordentliche Generalgouverneur, Graf Loris-Melikow, war eifrig hinter uns her und hielt die Polizei in Athem. Da verschaffte ich mir einen Paß auf den Namen des Edelmannes Prosorowski und kam hierher. In St. Petersburg kann man sich doch noch leichter verstecken als in einer Provincialstadt. Wie es scheint, ist man hier nicht so streng in der Handhabung des Belagerungszustandes, wie in der Provinz."

„Das ist wahr, obgleich General Gurko sein Möglichstes thut," versetzte Stepanowitsch. „Aber die untergeordneten Organe pariren nicht mehr recht, und das Publicum beginnt über die Einschränkungen seiner Freiheit zu murren. Es ist aber auch zu kindisch, die Dworniks durch die ihnen ertheilte Polizeigewalt gewissermaßen zu Wächtern über die Gesellschaft zu machen, jeden Unschuldigen, der im Besitz einer Flinte, eines Revolvers oder irgend eines dolchähnlichen Messers ist, zu verfolgen, zu verhören und einzusperren und in jedem harmlosen Käufer von Schwefelsäure oder irgend einem Gifte einen heimlichen Staatsverbrecher zu wittern! Die Hauswirthe und Miether klagen über die unaufhörlichen Haussuchungen, vor denen Niemand mehr sicher ist; alle beschweren sich über die täglichen Uebergriffe der Polizei, welche Drentelen noch eifriger anstachelt, als es Mesenzew that, und die Dworniks selbst beginnen zu striken, weil sie Tag und Nacht auf den Beinen sein müssen. Wie man sagt, hat fast zwei Drittel derselben bereits die einflußreiche Stellung aufgegeben. Nun, uns kann diese Mißstimmung recht sein!"

„Natürlich!" rief Bogdanowitsch. „Uns schadet sie nicht und je mehr die allgemeine Unzufriedenheit wächst, desto besser. Es lebe die Regierung!" Er lachte höhnisch auf und griff nach seinem Theeglase.

„Du sprachst vorhin von Leiba Deutsch, wo steckt er jetzt?"

„Er ist mit mir nach Piter gekommen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick hier."

„Ah, das freut mich! Ich habe ihn seit unserer gemeinsamen Flucht aus dem Gefängnisse nicht mehr gesehen. Die verfluchte Tschigirinsche Geschichte hat uns Jahre der Verfolgung und Gefahr gebracht!" Er that einige heftige Züge aus seiner Papyros und paffte dicke Rauchwolken in die Luft.

„Wie steht es denn mit unserer Sache?" fragte Bogdanowitsch. „Hat die Regierung wieder von sich hören lassen? Ist etwas neues im Werke?"

„Die Regierung glaubt, zunächst alles den sechs Generalgouverneuren überlassen zu können, und scheint die Wirkung der Ausnahmegesetze abwarten zu wollen. In jedem Falle bestätigt es sich, was Lew Tichomirow in Lipezk mittheilte: die politischen Vergehen sind endgiltig den Kriegsgerichten überwiesen worden, und der betreffende Ukas kann jeden Augenblick erscheinen. Was aber politisches Vergehen ist, darüber entscheidet die Willkür der Polizei oder der Generalgouverneur. Ich bin neugierig, was der Justizminister Nabokow dazu sagen wird! Er scheint sich mit der dritten Abtheilung ebensowenig zu vertragen, wie Pahlen. Inzwischen sitzt der Zar in Polen und spielt Soldaten. Nebenbei soll er auswärtige Politik treiben, doch weiß ich nichts davon."

„Also von Nachgiebigkeit keine Spur," knirschte Bogdanowitsch. „Es scheint mir, daß wir energischer vorgehen müssen. — Daß der Ssolowjew auch fehlschießen mußte!"

„Auch Du, Brutus!" rief Stepanowitsch. „Was ist denn in Euch gefahren? Wera Ssassulitsch und Ssolowjew scheinen Euch die Köpfe verwirrt zu haben! Was haben wir mit Politik und Todtschlag zu schaffen? Ich habe in Woronesh mit Mühe und Noth die Genossen von Unüberlegtheiten zurückgehalten, aber es

scheint nur ein zweifelhafter Erfolg gewesen zu sein. Es ist sonnenklar, daß unter der Leitung Tichomirow's, Sheljäbow's und ihrer nächsten Freunde sich innerhalb der Partei Conventikel gebildet haben, die irgend etwas im Schilde führen. Tagtäglich sitzen sie hier in der eilften Linie im Quartier Michail Feodorowitsch Gratschewski's, der sich jetzt Golinowski nennt, zusammen und berathen, weiß der Himmel, was! Das muß so oder so aufhören! Ich stehe noch voll und ganz auf dem Boden unseres alten Programms und will mich von ihm durch einige Tollköpfe nicht verdrängen lassen!"

Bogdanowitsch hatte nachdenklich zugehört. „Du nennst da gewichtige Namen, Jakob Stephanowitsch," sagte er jetzt, „und ich bin selbst der Meinung, daß es wie früher nicht weiter geht. Erst muß entschieden werden, wer in Rußland die Macht hat: die Regierung, die Tschinowniks und Generäle, oder die Intelligenz und das Volk. Dann kann erst die Reformarbeit beginnen. Und ich fürchte, die Entscheidung der Machtfrage wird nicht ohne Blutvergießen erfolgen."

„Da haben wir's," eiferte Stephanowitsch. „Ihr seid alle blind und taub! Gieb mir irgend eine Sicherheit, daß der Tod des Kaisers und der Sieg unserer Jakobiner eine allgemeine Revolution hervorrufen werden, dann bin ich meinetwegen der Euere! Ja, gieb mir nur einen leisen Hoffnungsschimmer, daß eine Revolution von oben herab bei uns überhaupt nur denkbar ist, so folge ich Euch! Wenn man, so wie ich, von den Bauern Prügel bekommen hat, weil man den Zar zu tadeln wagte, so weiß man, was es mit der Revolution auf sich hat! Ich sehe nirgend das Volk, das loszubrechen bereit ist!"

Bevor Bogdanowitsch antworten konnte, wurde die Thür zum Restaurant heftig aufgerissen und zwei Männer traten eiligst ein.

Der Eine von ihnen, ein schlanker Mann, dessen schwarzes Kraushaar und scharfgeschnittenes Gesicht den Juden verriethen, hielt ein Papier in der Hand. Sie kamen erregt auf die Fensternische zu, in der Stephanowitsch und Bogdanowitsch saßen.

„Leiba Deutsch! Sei mir willkommen!“ rief der Erstere und streckte dem Juden die Hand entgegen. Doch dieser beachtete den Gruß kaum. Er nickte Stephanowitsch erregt zu, warf sich auf einen Stuhl und reichte ihm das Papier hin, das er in der Hand trug. „Lies!“ sagte er lakonisch.

Auch der zweite Ankömmling nahm Platz und flüsterte den Genossen aufgeregt zu: „Eine Proklamation, von der wir nichts wissen! Der erste Streich der Jakobiner!“

„Nicht möglich, Plechanow!“ rief Bogdanowitsch.

„Und dennoch wahr,“ bemerkte Stephanowitsch finster und überflog das ihm überreichte Papier. Es waren zwei Oktavblätter größeren Formats, deren innere Seiten bedruckt waren. „Wo habt Ihr dies Exemplar her? Es ist in der Typographie unserer Zeitung „Land und Freiheit“ angefertigt.“

„Wir haben es in der Straße von der Wand gerissen,“ entgegnete Plechanow. „Die Proclamation ist in unglaublich kurzer Zeit über ganz Petersburg verbreitet worden. Ueberall hat man sie am hellen, lichten Tage angeschlagen. Wie sie das angefangen haben, begreife ich nicht. Das kann nur Alexander Michailow gemacht haben! Das Volk ist erregt und bildet allenthalben Gruppen. Die Polizei ist natürlich in hellen Schaaren aufgeboten, um die Plakate wieder ebenso rasch zu entfernen, als man sie angeklebt hat. Es ist immerhin ein kühner Streich.“

„Der uns den Hals kosten kann,“ bemerkte Deutsch.

„Was steht denn drin?“ fragte Bogdanowitsch ungeduldig.

„Höre selbst," erwiderte Stephanowitsch. Er beugte sich ein wenig vor, vergewisserte sich durch einen raschen Blick, daß man sie nicht beobachtete, und las dann halblaut:

„Russisches Volk, vernimm, was wir Dir zu sagen haben! Wir, die wir dieses schreiben, sind unseren Grundüberzeugungen nach Socialisten und Volksfreunde. Wir sind überzeugt, daß die Menschheit nur auf Grund der socialistischen Principien ihr Dasein mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, voneinander unzertrennlich, ausstatten kann; daß nur so der allgemeine materielle Wohlstand und die vollständige und allseitige Entwickelung der Persönlichkeit möglich ist; daß nur so der Fortschritt auf allen Gebieten gesichert ist. Wir sind überzeugt, daß nur der Volkswille die gesellschaftlichen Formen sanctioniren kann; daß die Entwickelung des Volkes nur dann dauerhaft ist, wenn sie sich selbstständig und frei vollzieht; wenn jede Idee, welche in's Leben geführt werden soll, wenn jede Einrichtung, die geschaffen werden soll, vorher durch das Bewußtsein und den Willen des Volkes hindurchgeht. Das Volkswohl und der Volkswille, das sind unsere heiligsten und unauflöslich mit einander verbundenen Principien!

„Russen! Denken Diejenigen, die heute als Regierung an Eurer Spitze stehen, ebenso wie wir? Sorgen sie um Euch und leben sie für Euch? Nein! Das größte Volk der Erde lebt in Knechtschaft dahin und dient als Fußschemel für Wenige, die lediglich ihrem Egoismus fröhnen. Euer Wohl ist ihnen Nebensache, Euer Wille gilt ihnen nichts. Ihr seid die Sclaven, sie sind die Herren. Man hält Euch absichtlich in Unwissenheit und Armuth, damit Ihr nicht wißt, was die Freiheit ist; damit Ihr nicht gewahr werdet, welche Macht Ihr darstellt. Sie treten Euch auf den Nacken und befehlen Euch, Ihr aber müßt gehorchen und ihnen den Rocksaum küssen. Dein Loos ist traurig,

russisches Volk, und schreit zum Himmel. Du hast keine Schulen, in denen Deine Kinder die Bildung des Jahrhunderts lernen. Du hast kein Besitzthum, das Dich frei von den Sorgen des Lebens macht. Du hast keinen Ort, wo Du aussprechen kannst, was Dein Herz bedrückt. Dein Wort verhallt ungehört, es prallt von den Herzen der Mächtigen zurück, wie der leichte Holzstamm von der Mauer, und Dein Wille ist ihnen zum Spott und Hohn geworden. Von ihnen hast Du nichts zu erwarten!

„Russisches Volk, soll das immer so bleiben? Nein, rufen wir, Nein! Du bist stark und mächtig und Deine Köpfe und Hände zählen nach Millionen, Deiner Bedrücker aber sind nur Wenige. Warum sollst Du trauern und leiden und Dein Herz zerfleischen, während sie in Glück und Macht, in Ueppigkeit und Reichthum schwelgen? Dir, russisches Volk, gehört das Reich, Dir gehören seine Schätze! Und da die Gewalthaber Dir nicht geben, was Dein ist, so stehe auf und nimm es selbst! Folge uns und Du wirst erlangen, was Dir gebührt. Höre auf uns, und Dein Wille wird an die Stelle des ihrigen treten. Nur wenn Du Dich selbst regierst, wirst Du frei werden und glücklich! Darum hilf uns, durchzuführen, was wir für Dich schaffen wollen! Schüttele die Muthlosigkeit und Schwäche, die Thatenlosigkei und Verzweiflung von Dir und schaare Dich um unsere Fahne! Verlange einmüthig Dein Recht und es wird Dir werden! Stößt Du auf Widerstand, so schlage ihn nieder! Ueber die Leichen Deiner Gegner führt der Weg zu Freiheit und Besitz!

„Vernehmt, Russen, was wir in Euerem Namen fordern! Wir wollen eine immerwährende Volksvertretung; wir wollen die weitestgehende landschaftliche Selbstverwaltung; wir wollen die Selbständigkeit der Bauerngemeinden; wir wollen, daß der Boden, auf

dem wir leben, dem Volke gehöre, daß alle Fabriken und Werkstätten den Arbeitern überlassen würden; wir wollen vollständige Gewissensfreiheit und volle Freiheit des Wortes; die Presse soll frei sein und dem Volke und seinen Wünschen dienen; frei und nur sich selbst verantwortlich sollen die Arbeiterverbindungen und Genossenschaften sein; frei soll die Agitation für die Wahlen betrieben werden; wir wollen das allgemeine Wahlrecht ohne irgend welche Einschränkungen nach Stand und Vermögen; das stehende Heer aber, das unser Volksvermögen auffaugt, wollen wir abschaffen und in eine Territorialarmee umwandeln! Das wollen wir für Euch, Russen! Wenn Ihr uns beisteht, werden wir es auch erhalten und so den Boden für den Staat schaffen, in dem nicht die Willkür Einzelner, sondern der Wille Aller Gesetz ist!

„Aber glaubt nicht, daß Ihr freiwillig und ohne Kampf diese Forderungen verwirklichen werdet. Wie man Euch bisher Alles vorenthalten hat, so wird es auch fürder geschehen. Deshalb steht zu uns, Ihr, die Ihr eines Sinnes mit uns seid. Stehet uns bei in der Propaganda im Volke und in der Gesellschaft durch Wort und Schrift. Traget unsere Ideen und Forderungen in weite und immer weitere Kreise. Uebt mit uns den Terrorismus gegen die Regierung, jagt Furcht und Schrecken in die feigen Seelen, die an der Spitze der Verwaltung stehen, zerstört mit uns in rastloser Thätigkeit die Zwingburgen der Gewalthaber. Thut Euch zu geheimen Gesellschaften zusammen und vereinigt Euch untereinander; seht uns als gemeinsamen Mittelpunct an und suchet den energischen Anschluß an unsere Partei. Strebt eifrig und unerschrocken danach, einflußreiche Stellungen in der Verwaltung und in der Armee, enge Beziehungen zu der Gesellschaft und zum Volke zu erlangen. Und habt Ihr dies erreicht, so wendet im Verein mit uns alle Euere Kräfte daran,

die allgemeine Umwälzung zu organisiren und auszuführen. Sind wir aber an's Ziel gelangt, so steht uns zur Seite in der Agitation, daß bei Einberufung der allgemeinen constituirenden Versammlung jedem Einzelnen aus dem Volke sein unveräußerliches Recht geschieht!

„Denn wir wollen nichts für uns und alles für Euch, Russen! Auf welche Weise auch immer die Umwälzung vor sich geht, sei es als Ergebniß einer selbstständigen Revolution, sei es mit Hilfe einer Verschwörung, — unsere vornehmste und heiligste Pflicht wird es in jedem Falle sein, sofort Vertreter des gesammten Volkes zu einer constituirenden Versammlung zusammenzuberufen und dieser alle Macht und Gewalt, alle Hilfsmittel und Kräfte zu übergeben, welche die Revolution oder die Verschwörung der provisorischen Regierung in die Hände gegeben haben sollten! Bei den Wahlen aber werden wir darüber wachen, daß nicht wieder alle möglichen Kulaki*) sich zusammenfinden und daß nur reine Männer aus dem echten Volke als seine Erwählten an die Spitze treten.

„Russisches Volk! Wir haben zu Dir gesprochen, nun gehe hin und thue, was wir Dich heißen! Ihr aber, die Ihr die Gewalt inne habt und das Volk um seine Rechte betrügt, zittert vor uns! Wir geben Euch nur noch eine kurze Frist, daß Ihr Euch besinnet. Dann wird es aber heißen: wer nicht für uns ist, ist wider uns! Tod den Tyrannen und Alles für das Volk! Es lebe Rußland! Das Executiv-Comité."

Stephanowitsch hielt inne. „Nun, was sagst Du dazu, Jurij Nikolajewitsch?" fragte er grollend und blickte Bogdanowitsch an.

Dieser erwiderte den Blick kalt und entschlossen und versetzte kurz: „Mir aus der Seele gesprochen!"

---

*) Volksaussauger.

„Das ist zu arg!“ Stephanowitsch rief es so laut, daß die Umsitzenden aufblickten und zu der kleinen Gesellschaft hinübersahen. Dann fuhr er mit gesenkter Stimme heftig fort. „Und ich sage Dir, es ist der reine Wahnsinn! Das ist die politische Revolution, die hier gepredigt wird. Noch mehr, das ist ein Verrath an der Partei, an unserer herrlichen Sache! Mit den Männern, die hinter dieser Proclamation stehen, will ich nichts zu thun haben. Folgt mir zu Gratschewski. Wir finden sie dort sicherlich versammelt. Ich will ein Ende machen.“ Er sprang empor und griff nach seinem Hute.

Die vier Socialisten brachen in erregter Stimmung auf und verließen das Lokal. Sie schritten zunächst dem granitenen Newaquai zu, um so auf dem kürzesten Wege in die elfte Linie zu gelangen. Der Himmel hatte sich ein wenig aufgeklärt und verhieß einen schönen Abend; die vordem so leeren Straßen waren belebt und über die Nikolaibrücke wälzten sich in großen Gruppen Spaziergänger und Equipagen daher, welche zu den Vergnügungsorten auf den Inseln oder zum Smolensker Kirchhofe pilgerten. Als die Vier den Quai betraten, erblickten sie Axelrod, der eiligen Schrittes von der Nikolaibrücke herkam. Er schien nicht minder aufgeregt, als sie es waren, und rief schon von Weitem: „Habt Ihr's gelesen? Es ist unerhört — eine Ueberrumpelung!“ Nun war er da und schüttelte den Genossen die Hände. „Wer ist dieses Executiv-Comité,“ rief er leidenschaftlich, „das im Namen der Partei der Socialrevolutionäre zu sprechen wagt? Ich bin auf dem Wege zu Gratschewski. Ich will Aufklärung haben!“

Stephanowitsch hatte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. „Dann gehen wir zusammen,“ sagte er ruhig. „Die Entscheidung muß heute fallen.“

Sie setzten ihren Weg fort und erreichten bald die eilfte Linie. Als sie in die breite Straße einbogen,

spähte Bogdanowitsch besorgt aus, ob ihnen nicht Jemand folge oder sie beobachte. Stephanowitsch bemerkte dies und sagte leicht: „Hier haben wir nichts zu besorgen, Jurij Nikolajewitsch. Wir sind gleich beim Hause Nr. 24 und der Dwornik desselben gehört zu uns."

Nach wenigen Minuten langten sie an dem bezeichneten Hause an und stiegen in den zweiten Stock hinauf. An der Thür der nach rechts gelegenen Wohnung machte Stephanowitsch Halt und schlug dreimal rasch nacheinander mit der Faust an die Thür. Nach einer kleinen Weile erschallten schlürfende Schritte, der Schlüssel ward umgedreht und in der geöffneten Thür erschien ein junger Mann im Hausrock und in Pantoffeln. Seine kleinen verschwommenen Augen blinzelten listig und seine Miene hatte den Ausdruck höchster Einfalt angenommen. Als er jedoch die Genossen erblickte, verschwand dieser Ausdruck sofort und machte einem freundlichen Grinsen um den von Bartstoppeln umgebenen Mund Platz. „Aha," sagte er, „Ihr seid es! Nur herein, für Euch ist der Edelmann Golinowski stets zu Hause."

Stephanowitsch grüßte finster und entgegnete: „Wer weiß, ob wir Dir gerade heute sehr willkommen sind, Michail Feodorowitsch Gratschewski! Sind die Genossen bei Dir?"

„Natürlich, wo sollen sie denn sonst sein." Gratschewski begleitete diese Antwort mit einem stechenden Blicke auf Stephanowitsch, hieß die Ankömmlinge an sich vorübergehen und schloß dann sorgfältig die Thür. Dann führte er sie durch zwei leerstehende Zimmer in ein großes Gemach, dessen Fenster zum Hofe hinausgingen. Hier saßen und standen in lebhaftem Gespräche Tichomirow, Alexander Michailow, Fomenko, Sheljäbow, Kwjätkowski, Chalturin, Kibaltschitsch, ein ernster Dreißiger mit einer gewaltigen Mähne und träumerischem Gesichtsausdrucke, eher einem Gelehrten, als

einem Agitator ähnlich, Goldenberg und Sophja Perowskaja.

Als Gratschewski mit den neu hinzugekommenen Genossen eintrat, erhob sich Tichomirow und rief ihnen freudig entgegen: „Jurij Nikolajewitsch, Du hier? Das ist eine frohe Ueberraschung!“ — Er schüttelte Bogdanowitsch herzlich die Hand. Dann wandte er sich an Stephanowitsch und sagte gelassen: „Ich weiß, weshalb Ihr kommt. Nehmt Platz und laßt uns versuchen, eine Verständigung zwischen uns herbeizuführen“.

Stephanowitsch blieb stehen. „Rührt diese Proclamation von Euch her?“ fragte er barsch und hielt das Papier hoch empor. Sein Auge überflog drohend die Versammlung.

Tichomirow erwiderte mit fester, klarer Stimme: „Ja!“

„Dann erkläre ich Euch, daß ich mich von Euch lossage. Ihr hattet kein Recht, im Namen der Partei zu sprechen. Ihr hattet kein Recht, die Druckerei unserer Gesellschaft für Eure Sonderzwecke zu benutzen. Ich kenne kein Executiv-Comité. Die Gesammtpartei allein ist souverain. Was den Inhalt der Proclamation anbetrifft, so — —“

Tichomirow unterbrach den Erregten. „Wir haben ein derartiges Auftreten von Dir erwartet, Stephanowitsch,“ sagte er kalt. „Deine Anschauungen sind uns von Woronesh her bekannt, und wir wußten längst, daß es zu einem Bruche mit Dir und Deinen Freunden kommen müsse. Wir halten Dich nicht zurück. Mag jeder seiner Wege gehen — die Zukunft wird lehren, wer das Richtige erwählt hat!“

Stephanowitsch starrte den Sprecher mit weitgeöffneten Augen an. Es war ihm unfaßlich, daß man ihn so ohne weiteres fallen lassen konnte. „Oho,“ rief er wüthend, „soll es da hinaus! Wer sagt Euch denn, daß gerade ich gehen muß? In Woronesh

folgte die Majorität mir, nicht Euch. Die Majorität allein kann entscheiden. Ich appellire an die Generalversammlung. Wer sich nicht von einer kleinen Clique maßregeln lassen will, folge mir!“ Er blickte wild um sich. Die Versammlung verhielt sich nach wie vor schweigend, nur Axelrod, Leiba Deutsch und Plechanow traten näher an ihn heran.

Da erhob sich Alexander Michailow. Sein offenes Gesicht trug deutlich Unmuth und Trauer zur Schau, und er sagte bewegt: „Genossen! Brüder! Ich beschwöre Euch, laßt den Zwist und den Hader! Dienen wir nicht alle einer Sache? Ist doch nur der Weg, den wir einschlagen wollen, von dem Eurigen verschieden! Das Ziel ist und bleibt dasselbe! Du machst uns mit Unrecht Vorwürfe, Jakob Stephanowitsch, daß wir Euch hintergangen haben. Wir haben in Woronesh offen angekündigt, daß wir andere Pläne und neue Aufgaben, als bisher, verfolgen und lösen würden. Und diese Ankündigung haben wir wahr zu machen begonnen. Weiter liegt nichts vor. Aber ich sehe, gleich Tichomirow ein, daß wir für einige Zeit von einander scheiden müssen. Deshalb schlage ich Euch folgendes vor: Laßt uns in Frieden auseinander gehen. Wir lösen die Gesellschaft „Land und Freiheit“ auf und constituiren zwei neue Parteien. Was wir besitzen, theilen wir in zwei gleiche Theile. Wir, die wir heute hier versammelt sind, repräsentiren die Mehrheit aller namhaften Führer im Reiche. Wir haben also das Recht zu einem derartigen Beschlusse. Die große Menge unserer Gesinnungsgenossen wird sich um so eher mit der vollzogenen Thatsache abfinden, als wir es vollkommen in das Ermessen des Einzelnen stellen wollen, wem er sich anschließen solle: uns, der politisch-terroristischen und centralistischen Richtung, oder Euch, die Ihr dem föderalistischen Principe huldigt und socialistische Zwecke auf revolutionär-agitatorische

Weise zu verwirklichen strebt. Ich bitte Euch, meinen Vorschlag anzunehmen. Es ist dies der einzige Ausweg aus den gegenwärtigen Gegensätzen; die einzige Möglichkeit, daß wir, die wir verschiedenartiger Ansicht sind, auch in Zukunft gute Freunde bleiben und uns da gegenseitig unterstützen können, wo unsere Interessen sich begegnen."

Die Vorstellungen und Vorschläge Michailow's fielen auf guten Boden. Jurij Bogdanowitsch unterstützte sie lebhaft, und Stephanowitsch, Axelrod und Plechanow stimmten endlich zu. Der Erstere reichte Tichomirow die Hand und sagte warm: „Gut denn, wir wollen uns trennen und fortan gesonderte Bahnen gehen. Aber wir bleiben Freunde — schon deshalb, weil wir im Dienste derselben Schlußidee stehen. Ich sehe es ein, daß ich Euch ebensowenig bekehren werde, wie Ihr mich überzeugt habt. So ist denn dieser Ausgang des Conflicts der beste. Die Druckerei mögt Ihr behalten. Ich werde die meinige von Kijew hierher überführen. Das letzte Heft unserer gemeinschaftlichen Zeitung soll unseren heutigen Beschluß und seine Begründung enthalten. Die Gesellschaft „Land und Freiheit" aber hört mit diesem Augenblicke auf, zu existiren."

„Um unter anderem Namen baldigst wieder aufzuleben!" rief Sheljäbow feierlich. Er trat vor und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Vergönne auch mir ein kurzes Wort, Bruder Stephanowitsch. Bin ich doch derjenige, der Dir am schroffsten gegenübergestanden hat — wahrlich, nicht aus persönlicher Abneigung oder aus Eigensinn und Eigennutz, sondern weil mich der Geist der Geschichte erfaßt hat und weil mein Blick ahnungsvoll die Zukunft schaut! Wir alle — Du sowohl wie ich — die wir den flachen Boden und die geraden Wege der Legalität verlassen haben, stehen auf einer schiefen Ebene und gleiten aus und stürzen

hinab, wenn wir nicht aufwärts klimmen, ohne uns durch Hindernisse schrecken zu lassen, ohne nach links und rechts zu blicken. Der Weg, den wir zu nehmen haben, ist nicht mehr unserer freien Wahl überlassen. Deshalb sehe ich die Zeit kommen, in der Du mit den Deinigen zu uns zurückkehrst; in der es wieder nur eine Partei giebt. Ja, ich fühle es, der Tag ist nicht mehr fern, an welchem Du, Stephanowitsch, an meiner Seite stehen und, wenn ich fallen sollte, mir das Banner entreißen und statt meiner vorwärts tragen wirst. Denke an diese meine Worte, wenn sich erfüllt, was ich Dir voraussage!"

Es herrschte einige Augenblicke tiefe Stille in dem Gemache. Stephanowitsch sah mit umwölkter Stirn vor sich hin, dann hob er den Kopf und erwiderte fest: „Ich werde Deiner gedenken, Andrei Sheljäbow, und keine Minute zögern, umzukehren, wenn ich sehe, daß ich mich geirrt. Für jetzt aber lebt wohl! Wenn Ihr unserer bedürft in Fällen, die unserer Ueberzeugung nicht widerstreben, so werden wir Euerem Rufe folgen."

Er wandte sich langsam zur Thür und schritt hinaus, gefolgt von Axelrod, Plechanow und Leiba Deutsch.

Jurij Bogdanowitsch blieb zurück und erklärte laut, daß er sich den Terroristen anschließe. Er ward jubelnd begrüßt und Tichomirow sagte ernst: „Es thut mir leid um den Verlust so wackerer Mitarbeiter, aber ich meine: lieber eine kleine Partei, in der es keine abweichenden Meinungen giebt, als eine große, die ebenso viele Sinne, als sie Köpfe zählt, beherrschen wollen! Wie viel Genossen dürften als unbedingt sicher für uns zu zählen sein?" Er sah fragend zu Michailow hinüber.

Dieser besann sich einen Augenblick. „Gegen fünfhundert," sagte er endlich. „Hierzu würde der

größere Theil der nichtactiven Gesinnungsgenossen und heimlichen Freunde kommen, die nach Tausenden zählen."

„Eine stattliche Anzahl!" rief Bogdanowitsch. „Genug, um die Basis für große Unternehmungen zu bilden."

„Ich denke, wir constituiren uns sofort," bemerkte Sheljäbow. „Ich schlage vor, daß wir uns die Partei des „Volkswillens" nennen. Dieser Name deckt sich mit unserem Programme. Im Uebrigen sind die Beschlüsse von Lipezk für uns maßgebend."

Der Vorschlag Sheljäbow's fand einstimmigen Beifall. Man beschloß, die Zeitung „Land und Freiheit" beizubehalten und ihren Titel in „Der Volkswille" umzuändern. Das Executiv-Comité wurde beauftragt, die erste Nummer zusammenzustellen und sie gleich nach der letzten Nummer der alten Zeitung erscheinen zu lassen.

An die Spitze sollte die heutige Proclamation gestellt werden. Dann verabredete man die nächste Zusammenkunft zum 26. August und trennte sich in ernster Stimmung. . . . . .

* * *

Etwa anderthalb Wochen nach der Gründung der Partei des „Volkswillens" schritten Michailow und Tichomirow, von der Isaakskirche kommend, dem Alexandergarten zu. Es war ein schöner Nachmittag. Die Luft war frisch, und die spitze goldene Nadel auf dem Thürmchen des Admiralitätsgebäudes funkelte und blitzte in den Strahlen der Sonne.

„Hast Du Ihn auch ersucht, bis zum heutigen Tage, d. h. also bis zum 26. August, uns die erbetene Antwort zukommen zu lassen?" fragte Tichomirow seinen Gefährten, als sie sich dem Alexanderplatze näherten.

„Freilich," erwiderte Michailow. „Ich theilte Ihm alles mit, was geschehen ist, erinnerte Ihn, daß

Er uns noch die versprochene Antwort auf meine mündlichen Mittheilungen schuldig sei und bat Ihn, die Antwort und die für Chalturin bestimmten Papiere bei der Statue zu hinterlegen. Ich konnte Ihm, da Olenin verreist ist, eine neue sichere Postadresse nicht angeben."

„Nun, wir werden ja sehen," bemerkte Tichomirow, und beide gingen rüstig weiter. Nach wenigen Minuten betraten sie durch die offene Thür des niedrigen Gitters den Alexander-Garten. Es wimmelte hier von Menschen, die auf den Bänken im Schatten der großen Büsche saßen oder plaudernd vor den Wasserbassins standen, aus deren Mitte Fontainen zierliche Wasserstrahlen in gerader und schräger Richtung emporsandten. Eine Schaar von Mädchen und Knaben trieb sich spielend umher, und fremde Reisende umstanden neugierig den gewaltigen Granitblock, auf dem sich das eherne Roß mit Peter dem Großen emporbäumte. Die beiden Freunde mischten sich unter die Letzteren und warteten schweigend den Moment ab, der ihnen gestattete, ihr Vorhaben auszuführen. Es verging eine geraume Zeit; bis sich die Menge endlich verlief, ohne sofort ersetzt zu werden. Die beiden Freunde sahen sich einige Sekunden allein, und Michailow sprang wie der Blitz über das Eisengitter, welches das Denkmal umgab. Im Nu stand er am Granitblock, langte mit der Rechten empor unter den hohlen linken Hinterfuß des Rosses und ergriff ein dickes Päckchen zusammengeschnürter Papiere. Es war ihm kaum gelungen, seine Hand mit ihrem Inhalte zurückzuziehen, als er ein leises Husten Tichomirow's vernahm und gleichzeitig Schritte hörte. Er steckte seine Hand langsam in die Hosentasche und bückte sich, als suchte er eine Inschrift am Granitblock. Da sich dieselbe auf der entgegengesetzten Seite befand, ging er langsam um den Block. In demselben Augenblicke rief ihm eine barsche Stimme

zu: „Was thun Sie da? Es ist nicht erlaubt, das Gitter zu überschreiten.“

Michailow blickte auf und sah einen Gorodowoi auf dem Fußwege vor sich stehen. „Entschuldigen Sie,“ versetzte er, „ich wußte das nicht. Ich bin kurzsichtig und wollte die Inschrift lesen.“ Dann verließ er seinen Platz, sprang über das Gitter und stand neben dem Gorodowoi. Dieser betrachtete ihn mißtrauisch, ließ ihn aber ruhig seiner Wege gehen. Inzwischen schlenderte Tichomirow mit der Miene eines unbetheiligten Spaziergängers vom Denkmal fort und vertiefte sich in die schattigen jungen Alleen des Gartens. Dann beschleunigte er seine Schritte, als er den Gorodowoi aus dem Gesicht verloren hatte, und traf mit Michailow beim Ausgange zum Newaquai wieder zusammen. „Hast Du die Antwort?“ fragte er leise. — Michailow nickte, und sie gingen rasch an dem langgestreckten Admiralitätsgebäude entlang, um die Nikolaibrücke zu passiren und Wassilij Ostrow zu gewinnen.

Als sie bald darauf das Quartier Gratschewski's betraten, fanden sie Jomenko dort bereits vor. Gratschewski zog sich in ein Nebenzimmer zurück, und das Executiv-Comité begann seine Berathung.

„Laß zunächst sehen, was Er uns schreibt,“ sagte Tichomirow und blickte mit Spannung auf das Päckchen, das Michailow zu öffnen im Begriff war.

Der Hülle aus grauem Sackpapier entfielen mehrere Papiere, anscheinend Documente, und zwei Briefe. Der eine derselben trug die schräge Aufschrift „Sascha.“ Michailow öffnete ihn und las laut:

„Freunde und Gesinnungsgenossen! Meine Antwort erfolgt erst heute, weil sie ernsthaftes Besinnen und entscheidende Schritte im Interesse unserer Sache voraussetzte. Was zunächst Eueren Entschluß, den Kaiser vorzuladen und zu verurtheilen anbelangt, so habe ich ihm bereits zugestimmt. Da ich im Princip

für die Revolution um jeden Preis bin, so habe ich mich entschlossen, auch die Consequenzen dieses Entschlusses zu ziehen. Demgemäß ist Euere Proclamation, deren erfolgte Veröffentlichung in St. Petersburg und Moskau ich nachträglich billige, dem Kaiser vor Wochen in Warschau in die Hand gespielt worden. Die Wirkung war eine gewaltige und tiefgehende, und ich erfahre, daß der Kaiser halb und halb gesonnen ist, die Hand zu einschneidenden politischen Reformen zu bieten. Was seine Verurtheilung zum Tode anbelangt, so bin ich auch heute nicht dagegen. Bezüglich der Vollstreckung dieses Urtheils behalte ich mir jedoch noch weitere Entschließungen vor. Ihr werdet diese Zurückhaltung billigen, da die Möglichkeit vorliegt, auch ohne Anwendung des äußersten Mittels Nützliches und Folgenschweres zu erreichen. In jedem Falle gebe ich Euch zu bedenken, daß Ihr ohne meine Mitwirkung den Kaiser nicht treffen werdet. Behaltet dies, falls Ihr anders und radicaler gesonnen seid, als ich, im Gedächtniß! Das Urtheil wird, sobald es in meine Hände gelangt ist, dem Kaiser übergeben werden. Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Euch mitzutheilen, daß ich eine besonders hochgestellte und dem Throne nahestehende Person für unsere Zwecke gewonnen habe. Ich habe ihr natürlich nur so viel mitgetheilt, als sie bedurfte, um in unserem Sinne zu wirken und so wenig, als es geboten schien, um sie nicht abzuschrecken. Der gewünschte Paß für den Bauern Stepan Malzew aus Olonez liegt bei, ebenso ein Decret, das ihm die Anstellung im Hofdienste erleichtern wird. Beides ist nur zuverlässigen Händen anzuvertrauen und vorsichtig zu benutzen. Ich entbiete Euch meinen Gruß! Ich."

Der Verlesung dieses Schreibens folgte Stillschweigen. Dann bemerkte Michailow: „Ich finde Seine Bedenken nicht ungerechtfertigt. Der Mord soll

uns nur als letztes, verzweifeltes Mittel dienen. Erlangen wir ohne ihn, was wir wollen, um so besser!"

In den Augen Fomenko's blitzte es fanatisch auf. „Ich bin anderer Meinung," sagte er heiser. „Man wird jedes Zögern unsererseits als Zeichen der Schwäche deuten. Dem Urtheil soll deshalb unmittelbar die That zu seiner Ausführung folgen."

Ich will Euch einen Mittelweg vorschlagen," fiel Tichomirow ein. „Wir fällen das Urtheil und geben in demselben gleichzeitig eine zweimonatliche Bedenkzeit zur Einführung von Reformen. Läßt der Zar sie ungenützt vorübergehen, so tritt das Urtheil in Kraft. Inzwischen treffen wir alle Vorbereitungen zu seiner Ausführung. So halten wir an unseren Absichten fest und kommen dem Wunsche unseres Chefs entgegen."

Fomenko und Michailow stimmten zu, und letzterer entfaltete die vor ihm auf dem Tische liegenden Papier. Es waren ein regelrecht ausgestellter und gesiegelter Paß für den Bauern Stepan Almasowitsch Malzew aus Olonez, eine notariell beglaubigte Bescheinigung, daß dieser Malzew das Schreiner-, Tischler- und Polirerhandwerk erlernt und zur Zufriedenheit ausgeübt habe, und ein Brief, dessen Inhalt ein lebhaftes Erstaunen bei den Revolutionären hervorrief. Der Brief war von dem Großfürsten Constantin, dem General-Admiral, unterzeichnet und befahl dem Kommandeur einer kaiserlichen Yacht den Tischler Malzew auf dem Schiffe anzustellen und nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen.

„Ich sage Euch," rief Tichomirow befriedigt aus, „daß Seine Macht weit reicht. Da habt Ihr den schlagendsten Beweis. Denn es wird Niemand behaupten wollen, daß der Großfürst zu uns gehört."

Nachdem sich die Verwunderung und Freude über die werthvollen Documente gelegt hatte, sagte Michailow plötzlich: „Brüder, ich habe Euch noch eine Bemerkung

zu machen. Es kann leicht geschehen, daß einen von uns unerwartet das Loos ereilt, das uns Allen droht. Deshalb will ich mich mit Euch darüber verständigen, was die Uebrigbleibenden zu thun haben, wenn einer von uns flüchten muß. oder ergriffen wird oder gar sterben sollte. Das Executiv-Comité muß in seinem Bestande ununterbrochen erhalten werden. Ich glaube, es ist das Beste, wenn wir uns in einem solchen Falle gegenseitig das Recht zugestehen, aus freier Wahl der oder des Uebrigbleibenden eine Ergänzung des Comités bis auf drei Köpfe vorzunehmen. Doch darf die jedesmalige Auswahl nur aus der Mitte unserer ersten Agenten und Vertrauensmänner, wie z. B. Sheljäbow, Bogdanowitsch u. s. w. getroffen werden."

Tichomirow und Fomenko nahmen den Antrag ihres Genossen ohne Widerspruch an und bekräftigten ihren Beschluß durch einen gegenseitigen feierlichen Händedruck. Dann erhob sich Fomenko, um die inzwischen in den Nebenzimmern versammelten, nach und nach eingetroffenen Genossen herbeizurufen. Bald füllte sich das Gemach mit denselben Terroristen, die auch das letzte Mal zugegen gewesen waren. Neu erschienen waren Kolodkewitsch, ein verkommen aussehender junger Arbeiter, seine Geliebte Hesse Helfmann, eine häßliche Jüdin mit wulstigen, aufgeworfenen Lippen, kurzem, schwarzem Haare und einem gutmüthigen Gesichtsausdrucke, Sablin, ein kaum dem Jünglingsalter entgegengereifter Student, sowie endlich gegen zwanzig Arbeiter, Studenten und Socialisten von mehr oder minder fragwürdigem Aussehen.

Anfangs sprachen Alle durcheinander.

„Wißt Ihr, was Stephanowitsch und seine Genossen bis jetzt beschlossen haben?" fragte Kwjätkowski.

„Sie haben sich zu einer selbstständigen Partei, genannt „Die schwarze Umtheilung", constituirt," versetzte Jurij Bogdanowitsch. „Der Vorstand besteht

aus Stephanowitsch, Plechanow und Axelrod. Ihre Zeitung soll den Parteinamen führen und wird erst im Winter erscheinen.“

Tichomirow erhob sich und trat an den Tisch. Sofort schwiegen Alle und wandten ihm ihre Blicke zu. „Ihr wißt,“ sagte er, „wozu Ihr versammelt seid. Das Executiv-Comité hat den Zaren zum 15. August vor sich geladen, damit er, als das Haupt der Regierung, sich wegen der zahllosen Justizmorde an der russischen Jugend und wegen der Verfolgungen, die gegen die Intelligenz und das Volk geübt werden, rechtfertige. Er ist nicht erschienen, im Gegentheil, er hat die Gewalt, die ihm das Schicksal in die Hände gegeben, noch schwerer mißbraucht, als bisher. Deshalb hat das Executiv-Comité beschlossen, Euch folgende Fragen vorzulegen. Sollen wir wie bisher nur gegen die Würdenträger und Beamten, die ihre Pflichten direct verletzt und die Menschenwürde mit Füßen getreten haben, vorgehen, oder sollen wir die Beamten, wo nicht unmittelbare Nothwehr vorliegt, schonen und uns ausschließlich an den Urheber aller Willkür im Reiche halten? Sollen wir, wenn wir die letzte Frage bejahen, den Zaren auch ohne Verhör verurtheilen?“

„Laßt die Beamten laufen und haltet Euch an den Zaren!“ schrie Goldenberg. „Sie sind die Glieder, er ist das Haupt! Sie sind die Werkzeuge, er ist der Meister! Treffen wir ihn, so treffen wir die ganze Regierung, das ganze System!“

„Goldenberg hat Recht!“ tönte es von allen Seiten. „Halten wir uns an den Zaren!“

„Und zwar ohne Faxen,“ rief Chalturin dazwischen. „Zum Verhör kommt er doch nicht!“

„So ist es Euer einmüthiger Wille, daß wir den Zaren verurtheilen?“ fragte Tichomirow.

„Ja, ja, ja!“ Alle schrien es gleichzeitig wild durcheinander.

„Tichomirow hob seine Stimme, daß sie den Lärm übertönte: „Was verdient er für das Blut, das seine Schergen vergossen haben?“ fragte er erregt.

„Den Tod!“ schrien Goldenberg und Chalturin wie aus einem Munde.

„Das Blut der Opfer der Beamtenwillkür komme über ihn!“ brüllte Gratschewski. — „Nieder mit dem Zaren!“ hallte es stürmisch von Mund zu Mund. Alle sprangen auf und drängten mit geballten Fäusten und funkelnden Augen durcheinander, wie eine Herde wilder Thiere.

Nur Tichomirow blieb unerschütterlich ruhig: „So verurtheile ich denn,“ rief er mit laut hintönender Stimme, „den Zaren Alexander Nikolajewitsch Romanow im Namen der Partei des „Volkswillens“ zum Tode! Wer übernimmt die Ausführung dieses Urtheils?“

„Ich, ich, ich!“ Sie drängten sich alle vor und Jeder schien der Erste sein zu wollen.

„Halt!“ rief Bogdanowitsch dazwischen: „Hört auf Kibaltschitsch! Gebt Kibaltschitsch das Wort!“

Alle verstummten und blickten auf den Genannten. Er trat mit einem kindlich liebenswürdigen Lächeln auf den ernsten Denkerzügen an den Tisch und verbeugte sich unbeholfen nach links und nach rechts.

„Was will der Professor?“ rief Goldenberg spöttisch.

„Schweig!“ donnerte Bogdanowitsch. „Kibaltschitsch hat das Wort!“

„Verzeiht,“ begann dieser, „wenn ich meine bescheidene Meinung Euch aufdränge. Ihr wißt, daß ich lieber bei meinen Büchern und in meinem Laboratorium sitze, als in Versammlungen Reden halte. Diesmal aber muß ich im Interesse der Sache sprechen. Ich habe die Ansicht, daß wir mit Dolch und Revolver, unseren bisherigen Waffen, an den Zaren nicht heranreichen. Wir brauchen andere Mittel, wenn wir sicher

gehen und nicht das kostbare Leben unserer besten Mitglieder unnütz auf's Spiel setzen wollen. Ich rathe deshalb, zu Sprengstoffen zu greifen. Es ist mir gelungen, aus Nitroglycerin eine Art starken Dynamits herzustellen, von dem nur wenig, durch einen electrischen Strom getroffen, genügt, um die ganze Welt aus den Angeln zu heben. Ich proponire daher, zuerst den Versuch zu machen, durch unterirdische Minen den Zaren in die Luft zu sprengen. Mißlingt dieses, so können wir zu Sprengbomben greifen. Ich bin gerade dabei, verschiedenartige Wurfgeschosse zu construiren — von einer Einfachheit, Sicherheit der Entzündung und Wirkung, wie sie die Menschheit noch nicht kennt. Ich bin gerne bereit, Jeden durch Experimente zu bekehren und im Gebrauch meiner Erfindung zu unterrichten."

Die Zuhörer blickten bald den Redner, bald sich selbst untereinander erstaunt und ungläubig an. Bevor es jedoch zu Meinungsäußerungen kam, trat Sheljäbow an Kibaltschitsch's Seite und rief: „Ihr könnt ihm trauen, Genossen! Ich habe einigen Versuchen beigewohnt, die mich überrascht und überzeugt haben. Das hat mich bewogen, einen ganzen Feldzugsplan gegen das Leben des Zaren auszuarbeiten. Ihr wißt, daß er sich im Herbste nach Livadia begiebt und erst zum Beginn des Winters zurückkehrt. Wir haben also Zeit genug zu Vorbereitungen. Ich habe drei Pläne, die nacheinander ausgeführt werden können. Einer oder der andere muß gelingen! Erstens schlage ich vor, an verschiedenen Stellen der beiden Bahnlinien, die der Zar allein bei der Rückkehr passiren kann, den Damm zu unterminiren und den Hofzug in die Luft zu sprengen. Sollten diese Unternehmungen mißglücken, so soll das Winterpalais zertrümmert werden. Gelingt auch dies nicht, so untergraben wir die Straßen Petersburgs an mehreren Stellen und schicken den

Zaren bei einer Spazierfahrt durch unsere Minen in die Hölle!“

Er schwieg und blickte triumphirend um sich. Die Versammlung schien wenig überzeugt. Es wurden Bedenken laut, und Goldenberg schrie einmal über das andere: „Das ist ja reiner Unsinn!“ — Aber Shesljäbow und Kibaltschitsch ließen sich nicht irre machen. Sie erläuterten eingehend die technische Seite der Sache, wiesen auf die Attentate früherer Zeiten mit Pulverminen und Orsini-Bomben hin, erörterten das Unwahrscheinliche einer Entdeckung, weil Niemand von den Gegnern auf diese Pläne rathen würde, setzten die relative Sicherheit für die Ausführenden auseinander, kurz, ruhten nicht, bis sie Alle überzeugt hatten. So wurde denn beschlossen, zunächst bei Odessa, Alexandrowsk und Moskau gleichzeitig die Eisenbahn zu untergraben. Am erstgenannten Orte sollte Kibaltschitsch, bei Alexandrowsk Sheljäbow und bei Moskau Alexander Michailow das Unternehmen leiten. Jeder sollte sich so viel Gehilfen, als er brauchte, aus den besten Genossen nach Gutdünken auswählen. Man war jetzt völlig einig und wollte auseinandergehen, als Chalturin sich vordrängte.

„Das Winterpalais nehme ich auf mich,“ rief er und sein Gesicht glühte von fanatischer Mordgier. „Aber ich will die That allein ausführen, — hört Ihr, ganz allein!“

Es erschollen Rufe der Anerkennung und des Zweifels, Tichomirow aber griff der Entscheidung der Gesellschaft vor. „Du sollst Deinen Willen haben,“ sagte er, „folge mir, damit ich Dich für Dein Unternehmen ausrüste!“

Und in wilder Erregung, Mordlust im Herzen und Haß und Tod auf den Lippen, gingen die Terroristen auseinander ....

* * *

Ueber dem kaiserlichen Schlosse zu Livadia und seiner unvergleichlich schönen Umgebung lagerten die Milde und die Würze eines herrlichen südlichen Octobertages. Während im übrigen Rußland der Herbst mit seinen Oststürmen eingezogen war und das Laub der Bäume gelb gefärbt hatte, prangte die Taurische Halbinsel noch im vollsten Sommerschmucke. Zwar hingen an den Wallnuß- und Kastanienbäumen reifende Früchte, zwar hatten die Magnolien und Mandelbäume mit ihren Blüthen ihren betäubenden Duft längst verloren, aber ihre Blätter hatten den Wandel der Jahreszeit siegreich überstanden, und die Wiesen und Gartenbeete bedeckte der zweite Blumenflor, den das Jahr hervorgebracht. Die Natur schien hier ewig jung; der Himmel lachte in unveränderlichem Blau und spiegelte sich in den klaren Wogen des Meeres wieder, das in leisem Rauschen die Küsten der Krim umschmeichelte.

An dem großen Bogenfenster eines hohen Gemaches stand Kaiser Alexander II. und schaute sehnsüchtig in den Park hinaus, der sich unabsehbar vor seinen Blicken ausdehnte. Er hörte nur mit halbem Ohr auf die Mittheilungen, welche der schräg hinter ihm stehende Graf Adlerberg machte, und verfolgte mit zärtlichem Aufblitzen in den Augen das lustige Treiben dreier Kinder, die unter der Aufsicht einer Erzieherin sich auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse tummelten.

Als Graf Adlerberg schwieg, trommelte der Kaiser ungeduldig mit den Fingern auf dem Fensterbrette. „Ich weiß, Alexander Wladimirowitsch," sagte er, „daß man in Berlin mit uns nicht zufrieden ist. Aber was soll ich thun? Soll ich Gortschakow in den Reichsrath zur Ruhe versetzen? Man wäre damit natürlich sehr zufrieden, aber man bedenkt nicht, daß ich Rücksichten auf die öffentliche Meinung im Reiche zu nehmen habe — sehr ernste Rücksichten. Der alte Fuchs hat sich wegen

der Congreßangelegenheit die Hände in Unschuld gewaschen und das ganze Odium auf Schuwalow abgewälzt. Er fühlt sich sicher auf seinem Reichskanzlerposten, und ich bin, so gern ich es möchte, nicht in der Lage, ihm diese Sicherheit zu nehmen."

„Und doch muß irgend etwas geschehen, Majestät. Bismarck hat sich in letzter Zeit sehr auffallend Andrassy genähert. Ich fürchte, daß dies auf unsere Kosten geschieht."

Der Kaiser wandte sich hastig um. „Hast Du bestimmte Nachrichten?" fragte er interessirt. „Ich kann Deine Befürchtungen nicht theilen. Man hat mir in Alexandrowo die beruhigendsten Versicherungen gegeben, obgleich man mir eine gewisse Verstimmung über das Treiben der Nationalen nicht verhehlte."

„Ich weiß nichts Genaueres," erwiderte Adlerberg, „aber ich habe das Gefühl, daß man von Ew. Majestät irgend einen auffälligen Schritt erwartet und ganz bestimmte Maßnahmen von seinem Geschehen oder Ausbleiben abhängig gemacht hat."

„Ja, das fühle ich auch!" rief der Kaiser lebhaft. „Aber, wie gesagt, was soll ich thun? Ich müßte Gortschakow durch Schuwalow ersetzen, aber daß das nicht angeht, weißt Du ebensogut wie ich. Sie würden ein Geschrei erheben, diese Slavophilen und Centralisten, dem ich nicht gewachsen bin. Und ich will Schuwalow dem nicht aussetzen, daß er gleich nach seiner Ernennung wieder gehen müßte." — Der Kaiser seufzte, dann fuhr er fort: „Die Nationalen machen mir überhaupt fast mehr zu schaffen, als die Liberalen und Nihilisten. Da hat mir einer von ihnen, der alte Koschelew, wieder eine Broschüre zugeschickt, die er in Berlin hat drucken lassen. Was soll jetzt geschehen? fragt er und giebt eine Antwort, die in ihren Forderungen beinahe auf dasselbe hinausläuft, was die Kramola in ihrer verruchten Proclamation vom August

verlangt.“ — Er trat rasch auf einen einfachen, mit Schriftstücken bedeckten Schreibtisch zu und griff nach einer Broschüre. „Nichts als Unzufriedenheit auf ihrer und Sorgen auf meiner Seite,“ murmelte er, mehr für sich als zu Adlerberg gewandt, und blätterte nervös in dem Büchlein.

Graf Adlerberg war dem Kaiser gefolgt. „Im Innern wie nach Außen drängt alles nach einer Entscheidung,“ sagte er fest, „und ich wüßte wohl, wie Ew. Majestät beide Theile durch einen Zug für den Augenblick befriedigen könnten. Die Slavophilen freilich würden dabei leer ausgehen. Darf ich reden, Majestät?“

Der Kaiser sah auf. „Nun?“ fragte er ungeduldig. „Was soll ich denn thun?“

„Ew. Majestät haben es selbst schon angedeutet: Graf Peter Schuwalow mußte an die Spitze der Geschäfte treten.“

„Unmöglich!“

„Es ist der einzige Ausweg. Die Wirkung in Europa liegt auf der Hand. Im Innern würden die Aksakow und Katkow zwar schäumen, aber die Liberalen würden jubeln. Einige weitere Zugeständnisse an die Radicalen, vielleicht einige durchgreifende Reformen im modernen, constitutionellen Sinne würden ein übriges thun, um den inneren Frieden wieder herzustellen. Peter Andrejewitsch wäre ganz der Mann dazu, und Allen kann man es doch nicht recht machen!“

Der Kaiser ging jugendlich rasch und nachdenklich vor sich hin blickend einige Minuten auf und ab, während Adlerberg mit Spannung seinen Bewegungen folgte. Dann sagte der Kaiser: „Ich bin dem Allem gar nicht abgeneigt, wenn es sich nicht gerade um Peter Schuwalow handeln würde! Du weißt, Alexander Wladimirowitsch, daß ich gerade ihn besonders gern zur Zeit an meiner Seite sehen würde, aber es

geht nicht — es geht nicht! Man haßt ihn geradezu in Kreisen, auf die ich Rücksicht nehmen muß. Dolgorukow hat mir im Sommer, als ich Moskau berührte, sehr peinliche Mittheilungen in dieser Beziehung gemacht. Nenne mir einen Anderen!"

Ueber Adlerberg's Antlitz flog ein Schatten. „Ich wüßte Keinen, der so geeignet wäre, wie Schuwalow, im Auslande und im Inlande in gleicher Weise die Spannung zu beseitigen. In den inneren Angelegenheiten speciell wäre vielleicht Graf Loris-Melikow zu hören. Er hat sich während der Pest an der Wolga ungemein hervorgethan."

Kaiser Alexander war stehen geblieben. Jetzt nickte er und sagte halblaut: „Graf Loris-Melikow — das wäre nicht übel. Ich werde es mir überlegen. Ich sehne mich nach Frieden mit dem Volke — mehr noch als nach der Zustimmung in Berlin" . . . Dann fügte er lauter hinzu: „Ich danke Dir, Alexander Wladimirowitsch!" und neigte verabschiedend das Haupt.

Graf Adlerberg verneigte sich stumm und verließ das Gemach. Kaiser Alexander trat wieder an das Fenster, seine Blicke suchten die Kinder und ein freundliches Lächeln erhellte sein schwermüthiges Antlitz. Er verließ das Fenster, ergriff vom Schreibtische eine einfache Mütze und eilte elastischen Ganges hinaus in's Freie, als wäre er ein Jüngling und nicht ein Sechziger. Nach wenigen Augenblicken erschien der Kaiser mitten unter den Kindern, die sich jubelnd an ihn anschmiegten. Er hob sie der Reihe nach empor und küßte sie. „Wo ist die Fürstin?" fragte er dabei die Erzieherin.

„Ihre Durchlaucht, die Fürstin Jurjewskaja, hat sich in ihre Gemächer zurückgezogen, Majestät," erwiderte die Dame mit einer tiefen Verneigung.

Der Kaiser grüßte leicht, reichte dem ältesten Töchterchen die Hand und verlor sich mit den Kindern

lebhaft plaudernd und scherzend in der Tiefe des Parkes. Die Erzieherin, eine ältliche, freundlich blickende Dame, blieb discret zurück. Sie schaute dem Kaiser und den Kleinen leuchtenden Auges nach, nickte wehmüthig mit dem Haupte und flüsterte leise: „Frühling im Herbste — wie selten und wie bezaubernd schön das ist!“ . . .

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, und die Sonne schickte sich an, in das Schwarze Meer hinabzutauchen, als Kaiser Alexander in sein Arbeitszimmer zurückkehrte. Er trat mit heiterer Miene an den Schreibtisch uud war im Begriff, sich in den Fauteuil zu werfen, der an dem Tische stand. Da fiel sein Auge auf ein großes, mit einer Oblate versiegeltes Couvert. Er stutzte, griff nach dem Couvert, öffnete es und trat zum Fenster, um besser sehen zu können. Als er das Octavblatt, das er der leichten Enthüllung entnahm, aufgeschlagen und überflogen hatte, ergriff ihn ein heftiges Zittern; die Linke sank mit dem verhängnißvollen Papier schlaff herab und eine fahle Bläße bedeckte sein Antlitz. Dann raffte er sich zusammen, wankte zum Schreibtische und drückte mehrmals heftig auf den Knopf einer electrischen Glocke. Eine Secunde darauf erschienen gleichzeitig aus zwei verschiedenen Thüren der dienstthuende Adjutant und des Kaisers grauköpfiger Kammerdiener, ein alter ehemaliger Feldwebel, der das ganze Vertrauen seines Herrn besaß.

„Wer hat — diesen Brief — auf den Schreibtisch gelegt?“ fragte der Kaiser und zeigte auf das zu Boden gefallene Couvert. Die Worte rangen sich nur mühsam von seinen Lippen, und er mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht umzusinken.

Der Flügeladjutant und der Kammerdiener wechselten bestürzte Blicke. Endlich stotterte der Erstere: „Ich weiß nicht — Ew. Majestät — ich habe nichts

empfangen — nichts gesehen.“ — Der Kammerdiener nickte eifrig, als wolle er bestätigen, daß auch er von dem Briefe nichts wußte.

Der Kaiser fuhr auf. „Wer ist denn während meiner Abwesenheit hier im Zimmer gewesen?“

Nun nahm der Kammerdiener das Wort. „Niemand, Ew. Kaiserliche Majestät,“ betheuerte er, „Niemand! Ich bin aus dem Nebenzimmer nicht fortgekommen.“

„Auch ich habe Niemanden gesehen, Majestät,“ fügte der Flügeladjutant hinzu. Dann unterbrach er sich, als falle ihm etwas ein, „Niemanden“, wiederholte er, — „außer Sr. Kaiserlichen Hoheit dem General-Admiral. Der Großfürst geruhte nach Ew. Majestät zu fragen, betrat das Gemach und entfernte sich sofort wieder.“

Ein verächtliches Lächeln überflog des Kaisers geisterbleiche Züge. Sein strenger, trauriger Blick streifte die beiden Diener, denen seine Sicherheit anvertraut war; dann sagte er kaum vernehmlich: „Es ist gut, Ihr könnt gehen!“

Als die Beiden sich mit stummen Verbeugungen entfernt hatten, sank der Kaiser schwer in den Sessel. Er schlug beide Hände vor das Antlitz und stöhnte leise. „Das ist der Dank für Alles, was ich Ihnen geschenkt habe!“ flüsterte er und schauderte zusammen. Dann ermannte er sich, erhob sich mühsam und ging gesenkten Hauptes unermüdlich auf und ab. Endlich trat er wieder an's Fenster. Seine Hand führte das zerknitterte Papier nochmals dicht an die Augen und er las halblaut: „An den Bojaren Alexander Nikolajewitsch Romanow. Du hast, Zar von Rußland, unsere Vorladung mißachtet. Deshalb haben wir, ohne Dich zu hören, über Dir zu Gericht gesessen. Wir haben Deine Thaten und die Thaten Deiner Werkzeuge auf die Waage der Geschichte gelegt, und —

siehe da! — Du warst als zu leicht befunden. Die schwarze Schale, in die wir Deine Vergehen wider das Volk gelegt, sank schwer herab. Das Blut der Opfer Deiner Willkür schreit um Vergeltung. Wir haben den Stab über Dir gebrochen und verurtheilen Dich zum Tode. Aber wir sind gerechter als Du. Noch sei Dir eine Frist bis zum 1. November dieses Jahres gewährt. Benutzst Du sie nicht, um dem Volke zu geben, was des Volkes ist, so wird Dir geschehen, was Dir gebührt! Im Namen der Partei des Volkswillens. Das Executiv=Comité."

Der Kaiser starrte lange auf das Papier, bis die Schriftzüge vor seinen Augen verschwammen und wirr durcheinandertanzten. Dann wandte er sein Gesicht dem Fenster zu, die Hände stützten sich schwer auf die Brüstung und sein Kopf sank an die Scheiben. Die Sonne ging soeben hinter den Bäumen unter, und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Scheiben und das schöne, gebeugte Haupt, das seine heiße Stirn an das kühle Glas preßte. Aus des Kaisers Augen aber lösten sich langsam schwere Thränen und rannen in den grauen Bart. Seine Brust hob sich in einem tiefen Seufzer und die Lippen klagten leise: „Ich habe mein Volk geliebt und ihm die Freiheit geschenkt! Ich habe Tag und Nacht für sein Wohl gesorgt und für seinen Ruhm gearbeitet und gestritten! Und das ist der Dank! Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Herr, Du bist gerechter als die Welt. In Deine Hände lege ich mein und ihr Geschick!" . . .

VIII.

Marja Antonowna Plewanko wohnte noch immer in dem alten Logirhause an der Neglinnaja in Moskau. Anfangs war ihr, da ihre neuen Freunde meist verreist waren, die Zeit recht lang geworden und sie hatte oft genug an Anwandlungen von Schwermuth und Ueberdruß am Dasein gelitten. Dann aber hatte ein flüchtiger Besuch Alexander Michailow's oder ein Brief von Gregorij Petrowitsch, dem jedes Mal eine Geldsendung beigefügt war, Abwechselung in die Oede und Inhaltsleere des Tages gebracht und ihre Lebensluft auf's Neue aufgerüttelt. Und nun befanden sich Michailow, Sophja Perowskaja, Goldenberg und viele andere von der Partei schon seit Wochen in Moskau und zogen Marja in den Kreis ihrer Unternehmungen hinein. Was sie eigentlich vorhatten, wußte sie nicht, auch fragte sie nicht danach. Sie war mit dem allgemein gehaltenen Bescheide, daß etwas Großes im Werke sei, zufrieden und führte willig aus, was Michailow, der das ganze Unternehmen leitete, ihr anbefahl. So recht mit dem Herzen war sie nun einmal nicht bei der Sache, aber sie war dankbar dafür, daß die unheimlichen Genossen ihre Einsamkeit verkürzten, und lebte förmlich auf, wenn man sich, oft

nur zu zweien oder dreien, oft aber auch in größerer Anzahl in irgend einem abgelegenen Restaurant oder in irgend einem Quartiere zum gemeinsamen Abendbrode traf. Am liebsten freilich war sie mit Sophja Perowskaja zusammen. Sie hatte dieses junge Mädchen, in dessen Charakter harmlose Jugendlichkeit und sittlicher Ernst sich so sonderbar mit leidenschaftlicher Energie, fanatischem Unternehmungsgeiste und gänzlicher Verachtung aller herkömmlichen Lebensformen vereinigten, herzlich lieb gewonnen und fast Thränen vergossen, als Sophja, die einige Zeit bei ihr gewohnt hatte, eines Tages erklärte, sie müsse fortziehen; sie hätte den Auftrag erhalten, gemeinsam mit Leo Hartmann, einem finsteren Revolutionär mit beschränktem Kopfe aber glühendem Hasse gegen die Regierung, eine Wohnung am äußersten Ende der Stadt zu miethen, nahe dem Kurfker Bahndamm; dort würde von nun ab der Mittelpunct der Unternehmung sein. Marja's Bitten, doch bei ihr zu bleiben, hatten nichts gefruchtet: sie hatte sich bescheiden und sich von ihrer Freundin trennen müssen. Um so eifriger aber übernahm sie die Aufgabe, täglich gegen Mittag und gegen Abend als Landfrau verkleidet mit einem großen Korbe an den Kurfker Bahndamm hinauszuwandern, dort den Inhalt des Korbes, der in Eßwaaren und allerlei Geräthen und Chemikalien bestand, an das Ehepaar Sſuchorukow — so nannten sich Sophja und Hartmann — abzuliefern und dagegen so viel schwarze Erde entgegenzunehmen, als in ihren Korb hineinpaßte, und als sie ohne Aufsehen beim Heimgange am Wege ausschütten konnte. So fand Marja täglich Gelegenheit, Sophja zu sehen und mit ihr zu schwatzen, und sie wäre schließlich ganz zufrieden gewesen, wenn ihr das Aussehen ihrer Freundin nicht von Tag zu Tag weniger gefallen hätte.

In dem Keller unter dem Hause waren zehn

Genossen unter Führung Schiräjew's, eines pockennarbigen, unermüdlich ausdauernden Studenten, beschäftigt, eine Mine zu graben. Sie kamen nie an's Tageslicht, und nur Hartmann, der den Verkehr mit Michailow und Goldenberg vermittelte, um von diesen Instructionen und Dynamit zu empfangen, soweit dies nicht schon durch Marja geschah, stieg aus der Wohnung hinab in den Keller und wieder hinauf, um einen Theil der daselbst aufgespeicherten Erde hinaufzutragen. Das Hämmern und Klopfen und Wühlen dieser unterirdischen Arbeiter aber schien schlecht auf die Nerven Sophja's einzuwirken. Dazu kam, daß sie keine Zeit zum Schlafen hatte: sie mußte Tag und Nacht am Fenster sitzen und Wache halten, damit die Polizei die Genossen nicht überrumpele; sobald sich Jemand näherte, der verdächtig erschien, drückte sie auf den Knopf einer elektrischen Klingel und das Pochen in der Erde verstummte augenblicklich; für alle Fälle endlich stand vor ihr auf einem Tischchen eine Flasche mit Nitroglycerin: ein Schuß aus dem Revolver, den sie stets bei sich führte, auf diese Flasche — und das Haus wäre mit Allem, was drin und drum war, in die Luft geflogen. Lieber den Tod als die Gefangenschaft — war die Losung Sophja's. Die beständige Aufregung, in der sie sich befinden mußte, und der Mangel an Luft thaten ein Uebriges, um ihr Aeußeres zu verändern: sie magerte ab, ihr Gesicht verlor seine Frische und die lustigen Augen wurden unheimlich groß und schwermüthig. Marja Antonowna war hierdurch sehr beunruhigt. Sie wußte überdies, daß auch die Trennung von Sheljäbow, der sich bei Alexandrowsk nahe der Bahn als Gerbermeister unter falschem Namen niedergelassen hatte, um etwas Aehnliches vorzubereiten, als man hier in Moskau plante, — daß auch die Sorge um Sheljäbow an der Gesundheit Sophja's zehrte, und ward deshalb um so zärtlicher gegen sie.

Ja, sie hatte sich häufig erboten, Sophja hin und wieder abzulösen, aber diese hatte hartnäckig darauf bestanden, ihren Posten nicht zu verlassen. Marja blieb somit nichts übrig, als sich jeden Abend gegen 8 Uhr wieder von der Freundin zu trennen, um entweder langsam die Boulevards entlang zu schlendern oder still und einsam in ihrem Stübchen zu sitzen und ihren Gedanken nachzuhängen.

So saß sie auch an einem dunkelen Novemberabende auf dem Stuhle am Fenster und blickte in das naßkalte Wetter hinaus, als plötzlich flüchtige Schritte vom Treppenflur ertönten und gleich darauf ihre Zimmerthür heftig aufgerissen wurde. Alexander Michailow trat in's Zimmer. Er sah verstört aus und rang nach Athem.

Marja Antonowna sprang besorgt auf: „Was ist Dir, Sascha?“ rief sie und trat ihm entgegen.

„Mir — nichts — nichts,“ entgegnete Michailow. „Ich bin nur — zu rasch gelaufen. Aber Goldenberg — Goldenberg ist ergriffen! Heute morgen — in Jelisawetgrad!“

Goldenberg war Marja in der letzten Zeit durchaus nicht sympathischer geworden, als früher. Deshalb regte die Nachricht von seiner Verhaftung sie nicht im geringsten auf. Sie schob Michailow ruhig einen Stuhl hin und nöthigte ihn, sich zu setzen und sich zu erholen.

Michailow lehnte jedoch ab. Er rannte im kleinen Zimmer erregt hin und her und stieß ein Mal über's andere Verwünschungen aus. Dies Gebahren stand so sehr in Widerspruche zu Michailow's ruhigem und entschlossenem Character, daß Marja ihn erstaunt anblickte und endlich fragte: „Ja, ist denn an Goldenberg wirklich so viel gelegen?“

„Nein,“ rief Michailow, „das ist es nicht, was mich so erregt. Goldenberg war stets nur ein sehr

untergeordnetes Werkzeug und dünkte sich ein Meister. Schon deshalb verlieren wir nicht allzuviel an ihm. Die Gefahr bei seiner Verhaftung liegt ganz wo anders, als im Verlust, der die Partei dabei trifft. Erstens ist bei ihm auf dem Bahnhofe von Jelisawetgrad ein Koffer mit Dynamit beschlagnahmt worden, den er gerade fortschicken wollte. Das muß die Polizei auf die Spur unserer neuen Anschläge bringen, deren Ausführbarkeit zum großen Theil davon abhängt, daß Niemand ihre Art und Weise ahnt. Zweitens ist Goldenberg der einzige von allen Genossen des ersten Grades, dem ich zutraue, daß er uns denunciren wird, um sein elendes Leben um einige Tage zu verlängern. Und er weiß viel — genug, um unsere ganze Partei zu vernichten. Ich aber habe ihn eingeweiht! Ich berief ihn nach Lipezk! Das ist es, was mich rasend macht!" — —

Er hatte mehr zu sich selbst, als zu Marja gesprochen und war dabei fortgesetzt unruhig auf und ab gegangen. Nun unterbrach er sich und schlug sich vor die Stirn. „Der Koffer," rief er, „war nach Odessa adressirt! Kibaltschitsch muß gewarnt werden — und das gleich!" — Und er stürzte auf die Thür zu und rannte davon, ohne sich von Marja zu verabschieden.

Sie sah ihm nach und schüttelte den Kopf. „Ich begreife ihn nicht," murmelte sie, „er ist ein guter Mensch und geht doch ganz auf in Revolution und Umsturz; er kann weder Mensch noch Thier leiden sehen und spricht und plant nur noch Mord und Todtschlag! Er ist wie Sophja! Welcher Widerspruch in ein und demselben Menschen!" Und sie erhob sich, um die Thür abzuschließen und dann ihr dürftiges Lager aufzusuchen . . . . . .

Zwei Tage darauf hieß es in Moskau, der Kaiser würde Abends, aus Livadia kommend, eintreffen. Marja erfuhr es vom Portier, als sie, wie gewöhnlich, um

die Mittagszeit ausging, um den Korb bei Michailow abzuholen und zu Sophja zu tragen. Diese Mittheilung ward ihr durch den Augenschein bestätigt: in allen Straßen und Gassen, die sie durchschritt, herrschte lebhafte Bewegung; Jedermann war bestrebt, die Häuser und Plätze zum Empfang des Monarchen zu schmücken; an den Kirchen und öffentlichen Gebäuden aber wimmelte es von Arbeitern, welche Vorbereitungen für eine Illumination trafen. Als Marja bei Michailow eintrat, kam er ihr ungeduldig entgegen und reichte ihr den Korb. „Es ist die letzte Sendung," sagte er, „heute Abend brauchst Du nicht mehr hinzugehen."

„Der Zar trifft heute ein, Sascha," bemerkte sie.

„Ich weiß — ich weiß! Der Zug soll um 9 Uhr anlangen. Mag er kommen, — wir sind bereit!" — Er blickte düster vor sich hin, dann sah er forschend zu Marja auf und fragte: „Weißt Du, daß Leikin hier ist?"

Marja fuhr zusammen. Die Nachricht traf sie völlig unvorbereitet, und sie wußte nicht, ob sie sich freuen sollte oder nicht. Michailow bemerkte ihre Bestürzung mit Befriedigung und fuhr fort: „Er ist heute Morgen eingetroffen, um die Leitung des Sicherheitsdienstes während der Anwesenheit des Kaisers zu übernehmen. Nun, an uns soll es nicht liegen, wenn er dieser Mühe nicht enthoben wird. Im Uebrigen — —" — — Er unterbrach sich hastig und bemerkte nur noch: „Grüße Sophja und Hartmann und sage ihnen, sie sollen gegen neun Uhr auf dem Posten sein. Ich werde selbst erscheinen, um das Zeichen zu geben." Dann händigte er Marja den Korb ein und geleitete sie hinaus.

Auf der Straße trennten sie sich, und Marja machte sich eilig auf den weiten Weg. In ihrem Kopfe drängten sich die Gedanken und in ihrem Herzen stürmte es. Würde Leikin sie aufsuchen? Würde sie

ihn wiedersehen? Sie fühlte es heute deutlicher, als je in letzter Zeit, daß sie ihn trotz Allem noch immer liebe; und sie ging so rasch, als sie die Füße trugen, um bald wieder zu Hause sein und seiner harren zu können . . .

Gregorij Petrowitsch Leikin war in der That am Morgen desselben Tages in Moskau eingetroffen und hatte sich sofort zum Polizeimeister Koslow begeben. Er hatte ihn angetroffen und ihm dringend angerathen, den Kursker Bahnhof und die Umgebung des Bahndammes bis über das Weichbild der Stadt hinaus nochmals durchsuchen und sorgfältig bewachen zu lassen. Mehr hatte er nicht sagen wollen. Er hatte gewarnt — nun mochte es kommen, wie das Schicksal es fügen würde! — Alsdann war er in das Gensdarmeriegebäude gefahren, wo er wiederum abgestiegen war und wo ihn Iwan erwartete, der inzwischen mit einem anderen Zuge aus St. Petersburg angelangt war.

„Hast Du mir aus dem Alexandergarten noch etwas mitgebracht?" fragte Leikin gespannt, als er in's Zimmer trat.

„Hier diesen Brief, Gregorij Petrowitsch,"

Iwan überreichte ein schmales, längliches Couvert, daß Leikin sofort aufriß, um seinen Inhalt, ein Depeschenformular, zu überfliegen. Die Depesche war an den Ministerialdirector Olenin gerichtet und lautete: „A. soeben abgereist und zwar in drei ganz gleichen Zügen." Darunter standen mit Bleistift folgende Worte: „Bitte sofort Sascha in Moskau, Ssadowaja 30, Quartier Iljin, mitzutheilen, in welchem Zuge A. sich persönlich befindet. Das Executiv-Comité."

Leikin ließ die Hand mit der Depesche sinken und blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Sein Athem ging tief; es bemächtigte sich seiner eine Unruhe, die ihn antrieb, langsam auf und ab zu schreiten; er kämpfte ersichtlich mit einem schweren

Entschlusse. Er war bisher entschlossen seinen Weg gegangen, mit klarem Bewußtsein der Consequenzen, welche die Verwirklichung seiner Pläne ihn zu ziehen zwingen würde. Er hatte sein Leben nie geschont und sich daran gewöhnt, das Leben des Einzelnen, und mochte er noch so hoch stehen, keinen Pfifferling werth zu halten. Wo es seinen Ehrgeiz galt, kannte er keine Bedenken mehr. Mehr als einmal hatte er, um seine Stellung bei der Regierung zu befestigen, das Vertrauen der Umstürzler mißbraucht und eine große Anzahl derselben schonungslos dem sicheren Tode überliefert. Nun aber, wo er umgekehrt das Haupt der Regierung den unerbittlichen Feinden ausliefern sollte, — nun, wo die Entscheidung unmittelbar bevorstand, zauderte er. Ein Etwas in seinem Inneren, auf das er nie mehr im Leben hatte hören wollen, regte sich und bäumte sich auf und flüsterte ihm zu: „Das darfst Du nicht! Das ist feiger Mord!“ . . . Das Blut drang ihm zu den Schläfen und pochte und hämmerte in seinem Herzen. Sein Mund wurde trocken und die Brust drohte zu springen. Es war keine Frage — das Leben seines Herrn und Kaisers lag in seiner Hand: einige Federstriche und Rußland hatte seinen Zaren verloren! Aber was dann? Ein neuer Alexander würde sofort an die Stelle des jetzigen Alexander treten und ihn rascher emporheben, als seine Aussichten jetzt lagen. Das war gewiß, denn der Thronfolger schätzte ihn hoch und hatte ihn wiederholt ausgezeichnet. Aber was bedeutete das? Noch war er mit seinen Vorbereitungen für die endgiltige Entscheidung nicht fertig. Noch waren die Pläne im Einzelnen nicht ausgereift; noch fehlte der Hintergrund, die Masse, die hinter ihm stehen mußte, falls er kein sinnloser Hazardspieler sein wollte. Nein, die Stunde war noch nicht gekommen! Und dann — hatten sie, die Umstürzler, nicht ohne ihn entschieden? Hatten sie seine Wünsche nicht

unbeachtet gelassen? Sie sollten fühlen, daß sie ohne ihn nichts erreichten. Er wollte es ihnen ad oculos demonstriren! . . . Zu den besseren Gefühlen, die in seinem Inneren nach Geltung rangen, gesellte sich die Vernunft, trat der Aerger, daß man ihm nicht blind gehorcht hatte. Nein — noch war es zu früh! Der Zar mochte leben bleiben! Seinem Geschicke entging er doch nicht! Leikin wurde ruhiger; sein Blut kühlte sich ab und seine eiserne Ueberlegung gewann die Herrschaft wieder über die wilden Gedanken. Er trat an den Schreibtisch, ergriff einen Bleistift und schrieb unter die Anfrage des Executiv-Comité mit fester Hand in schrägen Zügen: „A. sitzt im zweiten Zuge. Ich.“ . . . Das war nicht wahr, er wußte es: noch heute früh hatte ihm Koslow mitgetheilt, daß der Kaiser, der anfangs im zweiten Zuge gefahren sei, kurz vor Moskau auf einer kleinen Station sich heimlich in den ersten Zug begeben würde. Wer aber konnte ihn, Leikin, dieser Wissenschaft überführen? Wer durfte sagen, daß es sich nicht um einen spontanen Einfall des Kaisers gehandelt habe? Mochte seine Mittheilung immerhin falsch sein: daß er wider besseres Wissen gehandelt hätte, konnte ihm Niemand nachweisen, und das genügte! . . .

Leikin steckte die Depesche in ein Couvert und versiegelte es sorgfältig. Dann gab er es Iwan und befahl ihm, das Couvert in die Sfadowaja 30, Quartier Iljin, zu tragen und dem Adressaten Sascha persönlich abzugeben. Er sollte sich jedoch vorher als Dwornik verkleiden. Iwan entfernte sich stumm und sein Herr trat an's Fenster, um lange, lange Zeit hinaus in den alten Garten zu schauen, dessen Bäume entblättert waren und ihre kahlen Aeste unwillig im Ostwinde schüttelten . . .

Marja Antonowna hatte den ganzen Nachmittag vergeblich gewartet. Bei jedem Schritte, den sie auf

der Treppe vernahm, horchte sie auf, aber immer wieder mußte sie das Haupt enttäuscht sinken lassen: es kam weder Leikin, noch eine Botschaft von ihm. Als es zu dunkeln begann, verwandelte sich ihre Ungeduld in herben Unmuth. Aber sie bekämpfte diese Regung tapfer und fing an, ihn vor sich selbst zu entschuldigen. Er war ja im Dienste hier und sicherlich so in Anspruch genommen, daß er noch keine Zeit für sie hatte finden können. Und dann — sie hatte auf ihn ja doch nur die Rechte einer alten, treuen Freundin, einer Schwester; er hatte ihr das oft genug und unumwunden gesagt: konnte er wissen, daß ihr thörichtes Herz dennoch anders und so heiß, wie ehedem, für ihn schlug? Nein, sie durfte nicht ungerecht sein! Wenn erst der Kaiser da sei, würde er schon Gelegenheit nehmen, ihr einige Minuten zu schenken . . .

Der Kaiser! Marja hatte über ihrer eigenen Angelegenheit das „große Werk" ihrer Genossen ganz vergessen. Und nun stand es ihr auf einmal mit erschreckender Deutlichkeit vor der Seele, daß dieses große Werk etwas Furchtbares, Tödtliches bedeute. Sie hatte heute von Michailow genug gehört, um das Entsetzliche zu ahnen, das die finsteren Gesellen planten, und ein fieberhaftes Bangen um den Kaiser erfaßte sie. Sie sprang auf, hüllte sich in ihren Mantel und zog sich die Kapuze über den Kopf. Sie mußte hinaus, mußte zum Kreml, um zu sehen, ob der Zar auch wirklich ankäme. Erst wenn sie ihn gesund in dem Palaste verschwinden sehen würde, könnte sie wieder ruhig werden. Es fiel ihr schwer auf das Gewissen, daß sie den Mordanschlag — ja, um einen solchen handelte es sich! — mittelbar unterstützt hatte. Aber der Himmel würde sie nicht dadurch strafen, daß er den Kaiser in das Grab sinken lasse, das die Revolutionäre für ihn am Eisenbahndamme so emsig gegraben! Nein, das würde Gott nicht zulassen! Sie

empfand plötzlich bittere Reue über den Schwur, den sie Michailow geleistet hatte, und sie gelobte sich feierlich, nie mehr ihre Hand zu ähnlichen schrecklichen Unternehmungen zu bieten . . .

Als Marja auf die Straße hinaustrat, war es bereits völlig finster. Ein rauher Wind fegte die breite Neglinnaja entlang und schüttelte die jungen, entblätterten Bäume der Promenade. Sie hüllte sich fester in ihren Mantel und ging rasch auf den Kusnezkij Most zu. Hier herrschte bereits lebhaftes Treiben. Die Fenster der stattlichen Häuser waren illuminirt, und ein unabsehbarer Menschenstrom, der an jeder Ecke immer mehr anschwoll, wälzte sich über den Theaterplatz nach den Thoren des Kremlj. Marja schloß sich diesem Strome an und ließ sich willenlos von ihm weiterführen. Das große Theater war durch Tausende kleiner Lämpchen geschmückt; vor ihm, auf den breiten Stufen, die zu den gewaltigen Säulen der Freitreppe hinaufführten, standen dicht nebeneinander zahllose Pechschalen, aus denen dunkelrothe Flammen emporzüngelten. Marja staunte dies Bild einen Augenblick an, dann ward sie mit fortgerissen und weitergeführt. Und jetzt tauchte der Kremlj mit seiner rothen gezackten Mauer vor ihr auf. Die Menge stockte und staute sich, und bewundernde Rufe ertönten von allen Seiten. Marja stand wie geblendet von dem feenhaften Anblicke, der sich ihren Augen darbot. Die zur Linken liegende kleine Kapelle der Muttergottes von Iberien, die ganz mit Ploschken bedeckt war, sah aus, als sei sie mit unzähligen bunten Edelsteinen überschüttet worden. Ueber der weit geöffneten Eingangsthür, aus welcher heller Kerzenschimmer strahlte, flammte der Kaiserliche Adler in Tausenden von Gasflämmchen. Die zu beiden Seiten der Kapelle gähnenden runden Oeffnungen des Iberischen Thores waren mit einer Einfassung von züngelnden Flammen um-

geben, deren Glanz deutlich den reichen Fahnenschmuck erkennen ließ, der das Thor bedeckte; über dem Ganzen aber strahlte ein heller Stern, eine über dem Thore befestigte electrische Lampe, deren Licht die ganze Umgegend und die tausendköpfige Menschenmenge taghell erleuchtete und den Fuß des Kremeljfelsens in um so tieferes gespenstiges Dunkel tauchte. Und dann erst der Kremlj selbst! Die Kuppeln und Thürme der Kirchen waren mit Flammen besät; in langen geraden Linien oder in Schlangenwindungen zogen sich die Ploschkenreihen bis zu den goldenen Kreuzen an den Spitzen hinauf, und dichte, dunkele Rauchwolken, die, selbst die Nacht an Schwärze übertreffend, in der Gegend des Kaiserpalais auftauchten und über dem Flammenmeere schwebten, ließen errathen, daß vor dem Schlosse gewaltige Theerkessel in wogenden Gluthen standen. Auf der zackigen Mauer aber schleuderten gewaltige offene Pfannen auf Gascandelabern lohende und vom Winde hin und her getriebene Feuerzungen zum Nachthimmel empor. Es war ein zauberhafter, unvergeßlicher Anblick!

Der Zugang zum „Rothen Platz" durch das Iberische Thor war versperrt, und die Menge theilte sich. Die Einen bogen nach rechts ab, um von der anderen Seite, vom Alexandergarten her, den Aufgang zum Kremlj und zum weiten Paradeplatze vor dem Palais zu gewinnen; die Anderen ergossen sich nach links auf den breiten Platz vor dem Iberischen Thore. Marja schloß sich den letzteren an; halb gestoßen, halb gedrängt gelangte sie langsam vorwärts und stand endlich gerade vor der Kapelle dicht an der Soldatenreihe, die, von der Mündung des Twerskaja beginnend und sich bei den Nikolskija Worota verdoppelnd, zu beiden Seiten der leicht aufsteigenden Straße sich ohne sichtbares Ende bis zum fernen Bahnhof dahinzog. Die Soldaten standen ohne Gewehr Mann neben Mann

und bildeten so zwei lebendige Mauern, die einen breiten völlig freien Fahrweg von der Kapelle bis an's Ende der Stadt einschlossen. Marja hatte einen ausgezeichneten Platz, aber sie war sich dessen kaum bewußt. Nachdem der erste überwältigende Eindruck des Schauspiels, das sie umgab, vorüber war, hatte sich die frühere Angst wiederum ihrer bemächtigt; ihr Herz klopfte fast hörbar, und das Summen und Tosen um sie herum betäubte ihr Gehirn.

Da legten sich plötzlich die Wogen um sie; es wurde still und stiller, und eine feierliche Ruhe senkte sich über die Menge. Aus den Thoren neben der Kapelle traten Geistliche in gold- und silberstrotzenden Ornaten mit Heiligenbildern und Weihrauchfäßchen in den Händen. Dann erschien der Metropolit Makarij, ein ehrwürdiger Greis mit wallendem schneeweißen Barte. Hinter ihm gingen wiederum Geistliche und zahlreiche weltliche Würdenträger in besternten Uniformen mit wehenden Federbüschen auf den Helmen und Dreimastern. Die Menge entblößte die Häupter und bekreuzigte sich, während der Metropolit und seine Begleiter die wenigen Stufen zur Kapelle emporschritten und in der Thüre derselben verschwanden oder neben ihr Stellung nahmen. In demselben Augenblicke tönte von links her eiliger Hufschlag. Auf dem freien Fahrwege tauchten rasch nach einander mehrere Gensdarmen auf, die im Galopp herangesprengt kamen, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung sei. Sie hatten sich kaum zu beiden Seiten der Kapelle aufgestellt, als ein einzelner Gensdarmerieofficiere in voller Carrière vom Bahnhofe her angeritten kam. Er winkte schon von Weitem; es entstand eine Bewegung vor der Kapelle, und die Geistlichkeit und die Würdenträger stellten sich auf der Treppe zum Empfange bereit; durch die Zuschauermasse aber lief ein leises Flüstern und Gemurmel: Der Kaiser kommt! — „Er kommt!“ jubelte

es in Marja auf. „Folglich ist ihm nichts geschehen! Der Anschlag ist mißglückt!“ Sie beugte das Haupt dankerfüllt und schlug ein Kreuz über der Brust. Da nahte sich in kurzem Galopp eine glänzende Kavalkade, an deren Spitze der Polizeimeister Koslow ritt. Neben ihm — Marja erhob sich auf den Fußspitzen und strengte die Sehkraft an — kein Zweifel: neben ihm ritt Gregorij Petrowitsch Leikin! Ihr Herz begann wieder zu klopfen, aber diesmal nicht hastig und bang, sondern in lauten, frohen Schlägen. Und nun nahte der Kaiser. Man hörte Roßgetrampel und Wagenrollen und ein dumpfes Getöse, das nah und näher kam und immer mehr anschwoll, bis es schließlich in ein brausendes Hurrah ausklang, das den Kreml erzittern machte. Der Kaiser kam in einem kleinen festen Coupée, das vier feurige Pferde, zu zweien lang gespannt, zogen, wie der Blitz dahergejagt. Vor, neben und hinter dem Wagen, dessen angelaufene Scheiben auch bei Tage den Kaiser nicht hätten sichtbar werden lassen, sprengte, in tollem Jagen vornübergebeugt, eine Schaar Gardekosaken in ihren schwarzen Pelzmützen und rothen Dolmans. Sie ritten so dicht um den Wagen, daß es aussah, als klebten sie mit ihren kleinen zottigen Pferden aneinander. Wie im Fluge rollte der Wagen mit seinem Troß bis dicht vor die Kapelle, wo der Kutscher mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die dampfenden Thiere mit einem Rucke zum Stehen brachte. Kaiser Alexander stieg, von dem Fürsten Dolgorukow gefolgt, eilig aus dem Coupée und ging, ohne auf das Hurrah der Menge oder die Grüße der ihn Erwartenden zu achten, in die Kapelle. Der Wagen lenkte ein wenig zur Seite, machte einen Bogen zurück und hielt dann wenige Schritte vom Eingange, umgeben von dem Kosakenconvoi. Es trat wiederum tiefe Stille ein: es schien, als halte die baarhäuptige Menge den Athem

an, während der Selbstherrscher sein Gebet verrichtete. Doch was war das? Auf demselben Wege, den soeben der Kaiser zurückgelegt hatte, erklang plötzlich wilder, unregelmäßiger Hufschlag, um so deutlicher vernehmbar, je lautloser es auf dem Platze vor dem Iberischen Thore war. Und nun tauchte ein einzelner Reiter aus dem Dunkel auf, der wie rasend herangesprengt kam. Es war ein junger Gensdarmerieofficier. Er hing fast auf dem Halse des Pferdes und hatte seine Sporen tief in die Weichen desselben getrieben; er ritt, als gelte es Leben und Tod. Der Kaiser hatte sein Gebet vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der Muttergottes von Iberien verrichtet und erschien in demselben Augenblicke in der Thüre der Kapelle, als der Officier dicht an den Stufen sein Pferd parirte, so daß es fast zusammenbrach. Er schwang sich mit einem Satze vom Pferde, stürzte die Stufen hinauf und sank vor dem Kaiser in die Knie. Der Monarch, der, vom hellen Lichte des electrischen Sternes umflossen, bleich und leidend aussah, zuckte ein wenig zurück und blickte halb fragend, halb zornig auf den nach Athem ringenden Officier herab. Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich deutlich Bestürzung. „Was will der Mensch?“ fragte der Kaiser laut. Da hob der Officier den Kopf und rief mit zitternder, aber weithin vernehmbarer Stimme: „Gnade, Majestät, für die Botschaft, die ich bringe! Verruchte Hände haben den Bahndamm unterwühlt und den Hofzug, der Ew. Majestät unmittelbar folgte, in Trümmer zersprengt. Der Herr aber hat Ew. Majestät gerettet und dem russischen Reiche seinen Zar erhalten!“ . . . Der Kaiser wurde weiß im Gesicht wie frischgefallener Schnee; er wankte und griff um sich. Aber er ward im Nu von seiner Umgebung umdrängt und den Blicken der Menge entzogen. Der Wagen rasselte heran; Fürst Dolgorukow ergriff den Arm des Monarchen,

führte ihn liebevoll die Stufen hinab und half ihm in's Coupée. Jetzt sprang er selbst hinein, der Schlag flog zu und der Wagen verschwand in der Finsterniß des Iberischen Thores. -- Die Menge hatte dem seltsamen Vorgange zuerst in ehrerbietigem Grauen zugeschaut; dann eilte mit Windeseile die zuerst geflüsterte, dann laut hinausgerufene Botschaft von Mund zu Mund: „Ein Attentat! Gott hat den Kaiser gerettet!“ Und nun löste sich der Bann: ein einziger Jubelschrei aus tausend und abertausend Herzen hallte zum Nachthimmel empor und fand seinen donnernden Widerhall in den Hurrahrufen, mit denen der Kaiserliche Herr auf dem „Rothen Platze“ begrüßt und bis zum Palais begleitet ward . . .

In dem Arbeitskabinet des Kaisers, das trotz seines einfachen Eichenholzgetäfels der Wände und der altmodischen, mit schwarzem Leder überzogenen Sophas und Sessel ungemein behaglich aussah, fand eine Stunde später eine recht erregte Berathung statt. Kaiser Alexander, der seit Empfang jenes verhängnißvollen Briefes des Executiv-Comités in Livadia überaus reizbar war, ging nervös hin und her; er trug den Kopf hochmüthig in den Nacken geworfen, und seine großen sprechenden Augen, die sonst die Güte und die Liebenswürdigkeit selbst waren, blickten kalt und streng geradeaus oder streiften mißtrauisch Diesen oder Jenen aus seiner Umgebung. Das Gefolge des Kaisers, das erst auf Umwegen zum Kreml gelangt und sehr spät von der Gefahr unterrichtet worden war, welcher der Kaiser entgangen war, hatte sich nach und nach eingefunden, war jedoch mit Ausnahme des Ministers des Kaiserlichen Hauses Grafen Adlerberg nicht mehr empfangen worden. Gleichzeitig hatte der Kaiser den dienstthuenden Flügeladjutanten Befehl gegeben, etwaige theilnehmende Besuche aus den Moskauer Adels- und Beamtenkreisen ohne Meldung an ihn abzufertigen.

So befanden sich denn im Kaiserlichen Cabinet außer Adlerberg und dem Generaladjutanten von Richter, der mit dem Kaiser zugleich im Palais eingetroffen war, nur noch der Generalgouverneur Fürst Wladimir Andrejewitsch Dolgorukow, der Oberpolizeimeister von Moskau Koslow, der Kommandant des Kremlj Hofmarschall Graf Lambsdorff, der Oberbefehlshaber der Truppen des Moskauer Militärbezirks Graf Brevern de la Gardie und der Gouvernements-Adelsmarschall Fürst Trubezkoi.

Fürst Dolgorukow hatte soeben eine Ansprache an den Kaiser beendet, in welcher er seinen Herrn in bewegten Worten darauf hingewiesen hatte, welche Entschädigung für ihn in der Entrüstung der gesammten gesitteten Gesellschaft im Reiche und in dem Jubel des gemeinen Volkes über seine Errettung liege, von der sichtbaren Gnade Gottes gar nicht zu reden, — als der Kaiser stehen blieb und ganz aus dem Zusammenhange heraus mit einem durchbohrenden Blicke auf Koslow in gereiztem Tone ausrief: „Ich finde, daß für meine Sicherheit sehr schlecht gesorgt ist!“

Koslow zuckte zusammen. „Vergebung, Ew. Majestät,“ sagte er unsicher, „mich trifft keine Schuld. Seit die dritte Abtheilung von Ew. Majestät Höchsteigener Kanzelei den ganzen Sicherheitsdienst an sich genommen hat, ist die örtliche Polizei in ihren Actionen nach allen Seiten hin gehemmt.“

Der Kaiser zuckte verächtlich die feinen Lippen. „Natürlich,“ sagte er, „an Entschuldigungen fehlt es nicht! . . . Wer ist von Drentelen nach Moskau abdelegirt worden?“

„Der Kapitän Leikin, Ew. Majestät,“ erwiderte Koslow.

„Und wo ist der Kapitän? Warum ist er nicht hier?“

Der Oberpolizeimeister hielt die Gelegenheit für

günstig, den kaiserlichen Unwillen von sich auf einen Anderen abzuwälzen. „Ich weiß es nicht, Majestät," erwiderte er achselzuckend. „Der Kapitän Leikin hat es für gut befunden, sich gleich nach der unglückseligen Meldung zurückzuziehen, ohne sich von mir zu beurlauben."

„Ah," rief der Kaiser und zog seine Augenbrauen drohend zusammen.

Der gerade Sinn des Fürsten Dolgorukow empörte sich gegen die in der Antwort Koslow's liegende Insinuation. „Der Kapitän Leikin," sagte er laut, „ist dem Oberpolizeimeister nicht subordinirt. Er hat sich bei mir abgemeldet und ist sofort an den Thatort geeilt, um die nöthigen Recherchen anzustellen und in meinem Namen die ersten Anordnungen zur Verfolgung und Ergreifung der Verbrecher zu treffen. Er kann jeden Augenblick zur Berichterstattung im Palais eintreffen."

Koslow warf dem Generalgouverneur einen wüthenden Blick zu und schwieg. In demselben Augenblicke erschien einer der im Nebengemach postirten Flügeladjutanten mit der Meldung, der Kapitän Leikin sei da und harre der Befehle Sr. Majestät.

„Er soll eintreten," befahl der Kaiser.

Nach wenigen Secunden trat Gregorij Petrowitsch Leikin ein und blieb, militärisch grüßend, an der Thür stehen. Er war ruhig, wie immer, und sein Auge überflog kaltblütig die hohe Versammlung.

„Tritt näher!" sagte der Kaiser kurz. „Was hat die Untersuchung ergeben?"

Leikin kam langsam bis an den in der Mitte des Cabinets stehenden einfachen Eichentisch heran und berichtete:

„Ich muß leider bestätigen, Ew. Majestät, daß es sich um einen Attentatsversuch handelt. Die Verbrecher haben von einem unweit des Bahndammes

belegenen, mit einem Bretterzaune umhegten Hause aus einen unterirdischen Gang bis direct unter den Fahrdamm gegraben und daselbst eine Dynamitmine gelegt. Wie die von mir angestellten Recherchen ergaben, ist zwischen dieser Mauer und einer im Keller des Hauses aufgestellten galvanischen Batterie eine Leitung gelegt gewesen. Von der Batterie führt eine zweite Leitung nach oben bis zum Fenster der gegen den Fahrdamm hin belegenen Stube. Die Minengräber dürften längst vor Ankunft des Zuges geflüchtet sein. Wie mir scheint, haben zwei Personen das Attentat ausgeführt. Die eine muß am Fenster gestanden und den electrischen Strom in Bewegung gesetzt haben, während die andere, wie Fußtapfen in der aufgeweichten Erde ergeben, am Zaune stehend den Zug erwartet und das Zeichen ertheilt haben muß. Die Wirkung der Explosion ist eine erstaunliche gewesen. Der Fahrdamm ist in der Breite von mehreren Fuß aufgerissen, die Schienen sind weit weggeschleudert und drei Waggons des Hofzuges umgestürzt und zum Theil zertrümmert worden."

„Ist eine Spur der Verbrecher entdeckt worden?"

„Nein, Ew. Majestät, — bis jetzt nicht die geringste. Das Haus war seit dem 1. October von einem Ehepaare Ssuchorukow bewohnt. Dieses Ehepaar ist seit heute verschwunden. Im Uebrigen habe ich eine Verfolgung desselben angeordnet, doch bedarf ich der Mitwirkung der örtlichen Polizei, um die Recherchen erfolgreich durchzuführen."

Der Kaiser fuhr auf. „Ich werde morgen bestimmen, wer die Untersuchung zu führen hat," sagte er scharf. „Jedenfalls werde ich sie anderen Händen anvertrauen, als denen, die das Attentat nicht zu vereiteln vermocht haben. Du kannst gehen!"

Leikin blieb ruhig stehen und sah den Kaiser groß an.

„Der Unwille Ew. Majestät," versetzte er ener-

gisch, „richtet sich an eine falsche Adresse. Mir ist erst gestern in St. Petersburg der Auftrag geworden, hierher zu kommen und über Ew. Majestät ungefährdete Ankunft zu wachen. Die Verbrecher aber müssen bereits seit mehr als einem Monat an Ort und Stelle gewesen sein. Ich bin also gar nicht in der Lage gewesen, den Mordversuch zu vereiteln!"

Die Umstehenden warfen bestürzte Blicke auf den kühnen Sprecher. Kaiser Alexander sah ihn zornig an und Beider Augen begegneten sich — indeß nur auf eine Secunde. Der Kaiser mußte unwillkürlich seinen Blick niederschlagen. Er hatte das instinctive Gefühl, daß ihm aus dem finsteren Antlitze des Officiers, das viel mehr sagte als die respectwidrige Haltung desselben, eine Drohung entgegenblitze. Und dies Gefühl übermannte den Kaiser und erstickte seinen Gerechtigkeitssinn. Er kehrte Leikin halb den Rücken zu und sagte mit erzwungener Nachlässigkeit zu Dolgorukow:

„Mein lieber Wladimir Andrejewitsch! Ich ersuche Dich, dafür Sorge zu tragen, daß der Kapitän Leikin vorläufig zur Disposition gestellt wird, bis sich herausgestellt hat, in wie weit ihn bei den heutigen Vorfällen das Verschulden der Fahrlässigkeit im Dienste trifft . . . Auf morgen, meine Herren! Es verbleibt bei dem allgemeinen Rout — ich will zu den Einwohnern Moskaus sprechen."

Der Kaiser neigte flüchtig das Haupt und verließ hastig das Kabinet durch die Thür des nebenan liegenden Schlafzimmers . . .

Marja Antonowna hatte sich, als der Wagen des Kaisers durch das Iberische Thor zum „Rothen Platze" hinauffuhr, zuerst noch eine Weile von der zum Kremlj hin nachdrängenden Menge mit fortziehen lassen. Dann hatte sie sich allmählich bemüht, einen Ausweg aus dem Gewühle zu finden, und war endlich in die Twerskaja

gelangt, wo das Gedränge bereits nachzulassen begann. Ihr Interesse an der Ankunft des Kaisers war erschöpft. Sie war beruhigt, nun sie ihn gesund und wohlbehalten wußte; ihre Gedanken weilten bei Leikin. Sie hatte ihn gesehen, und sein Anblick hatte sie an alle die schweren und bitteren Kämpfe erinnert, die sie erst vor wenigen Monaten seinetwegen in ihrem Inneren auszukämpfen gehabt hatte. Sie sehnte sich nach Einsamkeit und lenkte ihre Schritte langsam ihrer Wohnung zu.

Als sie die enge Treppe zu ihrem Zimmer hinaufschritt, war es ihr, als schallten ihr Stimmen aus demselben entgegen. Es fiel ihr ein, daß ein Theil der Genossen sehr wohl sich, wie öfter in letzter Zeit, bei ihr versammelt haben konnte, um zu berathen, was weiter zu geschehen habe. Das war ihr durchaus nicht angenehm, denn so gern sie Sophja und Alexander Michailow gesprochen hätte, so war das Bedürfniß, ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können, doch stärker in ihr. Sie blieb deshalb vor ihrer Thür stehen und lauschte. Es war kein Zweifel — sie unterschied deutlich die Stimmen von Michailow und Schiräjew und war im Begriff, mit einem Seufzer der Enttäuschung die Thür aufzuklinken, als der Name Leikin's deutlich an ihr Ohr schlug. Sie stutzte und zog ihre Hand zurück, dann bückte sie sich zum Schlüsselloch und horchte. Jetzt hörte sie einige heftige Worte Michailow's, die ihr das Blut in den Adern gerinnen machten. Sie stand einen Augenblick wie gelähmt, dann nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, lauschte noch einige Minuten mit fieberhaft glänzenden Augen und wandte sich zurück zur Treppe. Die Kniee drohten ihr zu versagen, aber sie bezwang die Schwäche, flog die Treppe hinab, ohne darauf zu achten, daß der geringste Fehltritt ihr den Tod bringen konnte, und lief, auf der Neglinnaja angelangt, so rasch ihre zitternden

Füße sie zu tragen vermochten in der Richtung des Kremlj weiter . . . „Der Mißerfolg muß wett gemacht werden!“ hatte Michailow wild ausgerufen. „Ist uns der Kaiser diesmal auch entschlüpft, so wollen wir seinen Schergen Leikin um so sicherer treffen. Ihr, Schiräjew und Barannikow lauert auf ihn beim Kremlj, ich werde ihn im Karetny Rjäd erwarten. Entgeht er Euren Dolchen, so wird ihn meine Revolverkugel nicht fehlen!“ — Diese Worte Michailow's und die fanatischen Zurufe, mit denen die angeredeten Genossen sie beantwortet hatten, gellten Marja unablässig in den Ohren und trieben sie vorwärts. Leikin — ihren Grischa — ihn wollten die, welche sich ihre Freunde nannten, ermorden! Nie durfte sie das zugeben — nie! Dazu zwang sie ihr unglückseliger Eid nicht! Sie mußte ihn retten und sollte sie deshalb dem Fluche und der Rache der Partei verfallen! . . . Der Athem begann ihr zu versagen und ihre Kräfte drohten sie zu verlassen, aber die Angst des Herzens besiegte die körperliche Schwäche. Der Zutritt war dem Publicum überall wieder freigegeben. Marja hatte das Iberische Thor ungehindert passirt, war über den weiten, in nächtliches Dunkel gehüllten „Rothen Platz“ geeilt und stand jetzt wildklopfenden Herzens vor dem gähnenden Kremlj-Thore. Noch wenige Schritte und sie war vor dem Palais! Sie mäßigte ihre Gangart, der wachthabende Soldat verwehrte ihr den Durchgang nicht, und sie trat jenseits des Thores wieder hinaus auf den Paradeplatz vor dem Schlosse. Hier herrschten Licht und lebhafte Bewegung. Die Nachricht von dem Attentatsversuche hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Zarenstadt verbreitet und trotz der späten Stunde eine ungeheuere Erregung hervorgerufen. Equipage auf Equipage mit Insassen der hoffähigen Gesellschaft rollte heran; man erkundigte sich am Hauptportale nach dem Befinden Sr. Majestät und gab seine Karten ab; man

forschte nach den näheren Umständen des Verbrechens und kehrte endlich sorgenvoll und bedrückt nach Hause zurück; wie konnte dies gerade in Moskau geschehen? was sollte nun werden? — Vor dem Schlosse drängten sich in scheuer Entfernung Tausende und Abertausende; sie kamen und gingen oder standen in Gruppen beisammen und flüsterten leise miteinander. Hier und da hielt ein Gensdarm auf seinem Pferde, regungslos wie eine Bildsäule inmitten der Menge, die scharfen Augen aber überall. Man ließ das Volk gewähren, war aber bereit, etwaige Ausschreitungen in die Schranken zu weisen.

Marja blieb eine Weile rathlos stehen. Ihre Brust arbeitete fast hörbar und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich ein wenig von dem angestrengten Laufe erholt und ihre Ueberlegung wieder erlangt hatte. Endlich trat sie auf den nächsten der reitenden Gensdarmen zu und fragte schüchtern: „Ist Gregorij Petrowitsch Leikin noch im Palais? Ich warte auf ihn — habe ihm was zu bestellen!“

Der Gensdarm blickte von oben herab auf die Fragestellerin: „Der Kapitän aus Piter ist noch gar nicht da,“ erwiderte er wichtig. „Er ritt wie toll zum Bahnhof, — wer weiß, ob er überhaupt noch herkommt.“ Und der Wächter über die öffentliche Sicherheit setzte sein Roß in Bewegung und ließ es seitwärts gegen einige Zudringliche tänzeln, um sie zum Rückzuge auf den Bürgersteig am Saume des Platzes zu nöthigen.

Marja war durch diese Auskunft keineswegs zufriedengestellt. Ihre Unruhe wuchs wieder, und sie überlegte, in ihren Entschlüssen hin und her schwankend, was sie nun beginnen solle. Da erlöste sie der Gegenstand ihrer Sorge selbst aus den bangen Zweifeln. Von zwei Gensdarmen begleitet, sprengte Leikin von der Arbat'schen Seite her über den Paradeplatz und

hielt vor dem Portale unter der „Rothen Treppe", schräg gegenüber der Auferstehungs-Kathedrale. Er sprang vom Pferde, warf die Zügel einem seiner Begleiter zu und schritt in's Palais. Die Gensdarmen ritten mit dem ledigen Pferde fort. Er wird also vorläufig im Palais bleiben, dachte Marja, und dieser Gedanke beschwichtigte ihre Aufregung; sie wandelte langsam bis zum Eingang der Kathedrale und nahm dort Aufstellung, um Leikin zu erwarten. Die am Portal haltenden Equipagen lehrten sie, daß noch andere Würdenträger beim Kaiser seien; wenn diese kämen, würde wohl auch er erscheinen.

Ihre Geduld wurde auf keine zu harte Probe gestellt. Es mochte etwa eine halbe Stunde vergangen sein, als einige Palastdiener in ihren Schnallenschuhen, langen weißen Strümpfen und Kniehosen, bekleidet mit der rothgoldenen kaiserlichen Livrée und mit altmodischen Zopfperücken, aus dem Portal gestürzt kamen und die wartenden Kutscher herbeiwinkten. Ihnen folgten mehrere Herren in Generals-Galauniform, die sich sehr förmlich von einander verabschiedeten und nach verschiedenen Seiten davonfuhren. Dann kamen der Generalgouverneur Fürst Dolgorukow und Gregorij Petrowitsch Leikin. Letzterer sah auffallend bleich aus, er hatte seine Lippen zornig aufeinander gepreßt und die Augenbrauen drohend zusammengezogen. Als die beiden Herren im Portal standen, tauchte hinter ihnen der Oberpolizeimeister Generalmajor Koslow auf. Er warf, als er an ihnen vorüberging, einen spöttischen Blick auf Leikin und nickte herablassend mit dem Kopfe. Leikin erwiderte diesen Abschiedsgruß nicht, sondern blickte seinem Gegner starr in's Gesicht; dabei funkelten seine Augen haßerfüllt und seine Rechte krampfte sich langsam zur geballten Faust zusammen. Koslow gewahrte dies und zuckte höhnisch mit den Mundwinkeln; dann sprang er in seine kleine Droschke; die zwei

Rappen, von denen der eine in Fehmerstangen lief, während der andere nebenher galoppirte, zogen an, und die Proljotka sauste davon. Nun fuhr die Kalesche des Generalgouverneurs vor. Dolgorukow forderte Leikin auf, mit einzusteigen, dieser lehnte jedoch dankend ab. „Ich will noch ein wenig frische Luft schöpfen," sagte er bitter.

Fürst Dolgorukow nickte zustimmend und lächelte gütig. „Nehmen Sie sich den Zorn Sr. Majestät nicht allzu sehr zu Herzen," sagte er. „Kaiser Alexander hat noch nie gezögert, eine Uebereilung sofort wieder gut zu machen. Ich werde Ihre Sache schon führen. Also Sie haben noch heute Morgen Koslow aufgefordert, den Bahndamm und die Umgebung desselben zu untersuchen?"

„Sofort nach meiner Ankunft, Durchlaucht!"

„Das ist sehr günstig. Lassen Sie mich nur machen!" Dolgorukow grüßte noch einmal freundlich und verschwand dann im Wagen.

Leikin sah ihm einen Augenblick nach, dann zog er seinen Mantel höher auf die Schultern und wandte sich nach links, um zwischen den Kirchen und Kathedralen hindurch beim Thurme Iwan Weliki den Zugang zum inneren Kreml zu gewinnen und denselben durch eines der Thore zu verlassen. So kam er direct auf Marja Antonowna zu, erkannte sie aber erst, als er im Begriff war, nach links einzubiegen.

„Marja!" rief er erstaunt und blieb stehen.

Sie sah ihm in's Gesicht und es schauderte sie vor dem häßlichen, wutherfüllten Ausdrucke seiner Züge. Daß er je so aussehen könnte, hätte sie nie geglaubt. Einem inneren Impulse folgend, trat sie rasch auf ihn zu und ergriff seine Hand: „Was ist Dir, Grischa?" rief sie besorgt. „Was hat man Dir zugefügt?"

Und nun fiel ihr ein, weshalb sie eigentlich da sei und welche Gefahr ihm drohe. Das Blut schoß

ihr zum Herzen und sie fuhr leidenschaftlich fort: „Ich habe hier auf Dich gewartet und mich in Angst und Ungeduld verzehrt. Dein Leben ist bedroht, Grischa! Ich ward durch einen Zufall Zeugin dessen, wie einige Revolutionäre sich verabredeten, Dich heute zu ermorden. Ich beschwöre Dich, Grischa, gehe nicht allein von hier fort, gehe nicht durch den Karetny Rjäd nach Hause! Hier wie dort lauern sie auf Dich!“ Sie blickte angstvoll flehend zu ihm empor; die Kapuze war ihr vom Kopfe gerutscht und ihre Stirnhärchen flatterten im Winde.

In Leikin's Antlitz ging plötzlich eine Veränderung vor sich. Haß und Wuth verschwanden aus ihm und machten dem Ausdrucke eiserner Willenskraft und unerschütterlicher Kaltblütigkeit Platz; jeder Widerschein einer inneren Gefühlsbewegung in gutem oder schlimmem Sinne war von diesem Antlitze wie weggewischt; es sah aus, wie aus Kieselsteinen gemeißelt — so hart waren die Linien, so hart blickte das schwarze Auge. Da sich heute Alles gegen ihn verschworen hatte, so galt es, ganz seinen Mann zu stehen! Darum fort mit jeder unklaren Bewegung im Inneren! Sie trübte doch nur die Klarheit des Geistes und lähmte die Thatkraft der Arme! Wer um so hohe Einsätze spielte, wie er, mußte sich vor Allem selbst beherrschen und der eigenen Entschlußfähigkeit kein Hinderniß in den Weg legen. Zumal der heutige Tag gezeigt, wie schwankend noch der Boden war, auf dem er stand; wie rasch und unerwartet er durch eine Laune des blinden Zufalls aus dem Geleise gerissen und bei Seite geschleudert werden konnte. Er hatte Herz und Gefühl viel zu sehr in letzter Zeit mitsprechen lassen, und das war nicht gut! In der Laufbahn des Ehrgeizes machte allein der kalte, unerbittlich logische Verstand keinen Fehler. Und dieser Verstand durfte die Gutmüthigkeit ebenso wenig kennen, wie die Furcht

oder die Unentschlossenheit. Dadurch allein, daß er das Leben des Kaisers, das in seiner Hand lag, geschont hatte, — allein dadurch war er für den Augenblick in eine schiefe Situation gerathen! Schonung aber übte nur die Gutmüthigkeit, und diese mußte, wo sie so wenig angebracht war, vom Geschick bestraft werden. Er hatte noch alle Ursache, dankbar zu sein, daß das Schicksal ihm seinen Fehler lediglich im Spiegel der Ironie vorhielt. Denn war es nicht die reine Ironie des Schicksals, daß derselbe Kaiser, dem er, Leikin, in seiner geheimnißvollen Allmacht soeben erst das Leben geschenkt hatte, ihn vor wenigen Minuten in Gegenwart der vor Demuth ersterbenden Höflinge beleidigt und wider alles Recht bestraft hatte, und daß gleichzeitig die Partei, die er, ohne daß sie es ahnte, wie eine Marionettengesellschaft am Drahtseil zog, darüber berieth, wo und wie sie ihn ermorden könnte? Kein Zweifel — das Schicksal, an das er fanatisch glaubte, hatte ihn mit der ihm eigenen Ironie gemahnt! Es hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, welche Gefahren naturgemäß das Geheimniß mit sich bringen mußte, mit dem er sich nach beiden Seiten, nach oben und nach unten hin, umgab! Es hatte ihn vor der Halbheit gewarnt! Sie allein hatte er zu fürchten in dem kühnen Wagniß, zweien um die Herrschaft ringenden Gewalten gleichzeitig scheinbar zu dienen und doch nur die eine wider die andere auszuspielen, um sich selbst dabei zu schwindelnder Höhe zu heben. Darum fort mit der Halbheit! Von außen her hatte er nichts zu fürchten: dafür sorgte schon sein Stern! Nur in ihm selbst lagen die Schwächen seiner Lage; nur durch sich selbst konnte er straucheln und fallen! Das hatte ihn das Schicksal am heutigen Tage lehren wollen, und er wollte sich hierfür dadurch dankbar erweisen, daß er von Stunde an jede Halbheit für immer von sich abstreifte.

Blitzschnell hatten diese Gedanken sich in seinem Gehirn entwickelt und folgerichtig weiter gesponnen bis zum logischen Schlusse. Seine Miene aber hatte nichts von ihnen verrathen. Sie blieb unbewegt, wie es die Stimme war, als er nun, Marja flüchtig mit der Rechten über das entblößte Haupt fahrend, sagte: „Ich danke Dir, Marja! Du hast mir durch Deine Warnung einen werthvollen Dienst geleistet. Komm, laß uns gehen!“ — Und er machte Miene, den einmal eingeschlagenen Weg fortzusetzen.

Marja stellte sich ihm beschwörend entgegen. Sie hatte aus seinen steinernen Zügen mit dem Instinct der Liebe den Willen herausgelesen, den ihm angebotenen Kampf aufzunehmen, und rief nun in fieberhafter Aufregung: „Ich bitte Dich, Grischa, nicht diesen Weg! Folge mir über den „Rothen Platz“ bis zur Iljinka! Da halten Droschken und ich bringe Dich in einer solchen sicher nach Hause.“

Leikin schüttelte den Kopf. „Nein, Marja,“ sagte er ruhig; „jedes Ausweichen ist ein Fehler. Auf meinen Wegen giebt es nur ein Siegen oder Fallen. Und jedes Attentat ist schon halb vereitelt, wenn man es mit Sicherheit da oder da erwartet. Komm!“

Sie fügte sich. Es war ihr unsäglich bang zu Muthe, aber sie wußte es: was dieser Mann einmal zu thun beschlossen hatte, führte er aus. Und war sie nicht an seiner Seite? Jeder Dolch, der ihn treffen wollte, mußte erst sie durchbohren! Und sie wollte nicht kleiner sein als er. So zog sie denn die Kapuze wieder über den Kopf und nahm seinen Arm.

Sie gingen am Iwan Weliki und an der Riesenglocke zu seinen Füßen vorüber und schritten über den Platz, der zwischen der Hinterfront des Kaiserpalais und dem Zeughause sich länglich ausdehnte. Als sie auf das enge Thor zukamen, das über dem Alexandergarten hinweg zur Wosdwishenka hinabführte, lehnte

Marja sich eng an Leikin. Die Angst und Schwäche ergriffen sie wieder, und sie seufzte leise: „Hätten wir doch erst das Thor hinter uns!“

Leikin lächelte. „Wenn es Dich beruhigt,“ sagte er, „so bereite ich mich auf einen Angriff vor.“

Er blieb stehen, ließ ihren Arm fahren und knöpfte den Mantel am Halse los, daß er ihn leicht von der Schulter herabgleiten lassen konnte. Dann überzeugte er sich, daß der Revolver am Gürtel lose im Futteral steckte, und sagte fast heiter: „So, jetzt wären wir gerüstet, um eine ganze Bande zu besiegen.“

In demselben Augenblicke tauchten in der Thormündung zwei männliche Gestalten auf, die stutzten und zu Leikin und Marja hinüberblickten. Trotzdem das trübe Licht der Gaslaternen sie nicht leicht erkennbar machten, glaubte Marja doch, daß es Schiräjew und Barannikow seien. Ihren Körper durchlief ein leises Zittern und sie flüsterte erregt: „Das sind sie.“

„Um so besser,“ erwiderte Leikin leise. „Geh' dicht neben mir, aber hindere meinen Arm nicht. Sind wir im Thor, so gehe sofort voran, aber halte Dich ganz rechts an der Mauer. Die Schufte greifen immer von hinten an.“

Sie gingen, scheinbar ruhig, weiter und näherten sich rasch dem Thore. Marja zog ihre Kapuze so weit in's Gesicht herab, daß sie unkenntlich wurde.

Die beiden Gestalten hatten gleichfalls nur eine Minute gestanden und kamen ihnen entgegen. Als sie Leikin und Marja erreichten, vertraten sie ihnen den Weg.

„Bist Du Gregorij Leikin?“ fragte der Eine, ein stämmiger Bursche mit von Pockennarben zerrissenen Gesichtszügen, und drängte sich an Leikin heran. Es war Schiräjew, während sein Begleiter der Student Barannikow war, ein junger Fanatiker, der erst vor kurzem dem unterirdischen Rußland beigetreten war.

„Was willst Du von mir?“ rief Leikin barsch. „Halte Dich ein wenig zurück, wenn Dir Deine Knochen lieb sind!“

„Nimm das für Adrian Ossinski!“ Schiräjew zog einen Dolch und stürzte sich auf Leikin.

Dieser gewahrte gleichzeitig, daß der andere Angreifer Miene machte, ihm in den Rücken zu fallen. Aber er verlor keinen Augenblick die Kaltblütigkeit. Mit einem Rucke schüttelte er den Mantel von sich und fing den nach seiner Brust geführten Stoß Schirajews durch einen sicheren Griff mit der Rechten nach dem Handgelenke des Verbrechers auf. Und während er dieses zusammenpreßte, daß der Dolch den Fingern entglitt und klirrend zu Boden fiel, machte er eine rasche Wendung nach links, um Barannikow im Gesichte zu behalten. Dieser war, gleichfalls einen Dolch schwingend, auf Leikin zugesprungen, stolperte aber über den zu Boden gleitenden Mantel und stürzt, da Leikin ausbog, der Länge nach auf's Pflaster. Marja, die dem Doppelangriff schreckensbleich zugesehen hatte, stieß einen markdurchdringenden Schrei aus, wankte und sank in die Knie. Dieser Schrei schien von den beim Palais postirten Gorodowois gehört worden zu sein; es wurden, während Leikin mit Schiräjew rang, laute Rufe hörbar; ein schriller Pfiff aus einer Signalpfeife ertönte und hastige Laufschritte erklangen vom Palais her. Die Nihilisten gaben ihre Sache auf und dachten nur noch an die Flucht. Barannikow, der wieder aufgesprungen war, machte einen erneuten Angriff und nöthigte so Leikin, Schiräjew's Arm fahren zu lassen und den Dolchstoß des Studenten zu pariren. Er that es mit dem linken Arme und fühlte, wie ihm das kalte Eisen in das Fleisch des Oberarmes fuhr. Er holte mit der rechten Faust zu einem Schlage gegen Barannikow aus, dieser aber ließ den Dolch fahren und wandte sich zur Flucht. Schiräjew folgte ihm und

beide rannten längs dem Zeughause dahin, um durch das, am Ende des zu einer schmalen Straße auslaufenden Platzes belegene nördliche Thor des Kremlj zu entkommen.

Der Kampf hatte nur wenige Minuten gedauert. Jetzt nahten von verschiedenen Seiten über den Platz her Gorodowois und Gensdarmen. Sie erblickten im Zwielicht der Laternen die flüchtenden Attentäter und setzten ihnen nach. Leikin aber zog ruhig den Dolch Barannikow's aus dem Aermel und wandte sich zu Marja. Er beugte sich zu ihr herab und richtete sie mit starken Armen empor. Sie sah ihn unversehrt, und das Zittern, das ihr die Kräfte geraubt hatte, ging in leises, freudiges Weinen über. Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und flüsterte schluchzend: „Dank und Lob sei der heiligen Muttergottes!"

Ein Quartalofficier war inzwischen, von einigen Gorodowois begleitet, auf Leikin und Marja zugeeilt. Er erkannte den Kapitän, grüßte höflich und fragte, was vorgefallen sei. Leikin erstattete rasch Bericht und erklärte, er werde am nächsten Morgen seine Aussage zu Protokoll geben.

„Sind Sie verwundet, Kapitän?" fragte der Officier.

„Unbedeutend. Ein Fleischschnitt in den Oberarm. Es hat nichts zu sagen." Leikin sagte es lächelnd, obgleich er ein leichtes Brennen spürte und fühlte, wie das Blut längs dem Arm herabrann.

„Wir haben hier in der Polizeistube im Erdgeschoß des Poteschny-Palastes eine Sanitätswache. Wollen Sie sich nicht verbinden lassen?"

Leikin nickte. Er ließ sich von einem Gorodowoi den Mantel umhängen, zog Marja's Arm in den seinen und folgte dem Quartalofficier auf die Wache. Marja erholte sich nach und nach von ihrem Schrecken und

fragte besorgt, ob der linke Arm schmerze. Leikin verneinte, und sie schritten stumm weiter.

Auf der Sanitätswache entblößte Leikin den Arm. Es zeigte sich in der That, daß es sich nur um einen Fleischschnitt handele, und der Arzt erklärte, daß höchstens drei Näthe nöthig seien. Dieselben waren rasch gemacht; die Wunde ward verbunden und Leikin mit dem Rathe entlassen, den Arm ein wenig zu schonen; dann würde er in spätestens einer Woche wieder hergestellt sein. Inzwischen waren die Gorodowois, welche die Attentäter verfolgt hatten, unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Die beiden Flüchtlinge hätten die Nikolskaja erreicht und seien dann in dem Straßengewirr des Kitaigorod spurlos verschwunden. Leikin ersuchte den Officier, so wenig Aufsehens als möglich von dem Zwischenfalle zu machen, und verabschiedete sich dann von dem Beamten.

Als er bald darauf mit Marja durch die Wosdwishenka schritt und in die Machowaja einbog, war seine Seele wieder völlig in's Gleichgewicht gerathen. Die Aufregung des Kampfes hatte ihm wohlgethan und die Spannung in seinem Inneren gelöst. „Ich habe einen Plan, Marja," sagte er heiter; „laß uns noch irgendwo ein Stündchen verplaudern. Ich weiß nicht, ob ich morgen viel Zeit haben werde, und wir müssen doch darüber schlüssig werden, was mit Dir geschehen soll. Und dann — ich bin hungrig!"

Marja griff diesen Plan mit Begeisterung auf. Ihr schwebte die Gestalt Michailow's noch immer wie ein Schreckgespenst vor der Seele; sie sah ihn mit dem Revolver in der Hand auf Leikin lauern und hatte bereits angstvoll hin und her gedacht, wie sie diesem zweiten Ueberfall vorbeugen könnte. Da war es ihr denn sehr willkommen, daß Gregorij Petrowitsch ihr entgegenkam, und sie beschloß heimlich, ihn so lange als möglich im Restaurant festzuhalten. Und

dann, welch' ein Glück war es, mit ihm wie in längst vergangenen Zeiten zu plaudern! . . .

Eine Viertelstunde später saßen Leikin und Marja in einem prächtigen Restaurant am Theaterplatze. Sie hatten ein trauliches Eckchen eingenommen und sprachen den Speisen, die man ihnen trotz der späten Stunde — es war nach Mitternacht — auf das bereitwilligste servirte, munter zu. Die Tage der Kindheit lebten, für Marja zwar mit Wehmuth vermischt, aber doch nicht mehr so bitter, als vor wenigen Monaten, in dem Gespräche auf; Leikin schilderte seine Kämpfe und sein Aufwärtssteigen, während Marja von ihren Erlebnissen und Leiden berichtete. Endlich drang Leikin in sie, nach St. Petersburg überzusiedeln; er habe dort eine alte, sehr liebe Tante, die sich freuen würde, in Marja eine Stütze und eine Freundin zu finden; Marja sagte zu und versprach, nach einigen Wochen in St. Peterburg einzutreffen und ihm ihre Ankunft brieflich anzuzeigen. Eine Flasche Rothwein folgte der andern, und die Stunden reihten sich aneinander; das rege Nachtleben im Restaurant verstummte allmählich und der nahende Morgen drängte zum Aufbruche. Da endlich erhoben sich auch Marja und Leikin. Unter lustigem Geplauder erreichten sie die Straße und bestiegen eine Droschke. Leikin wollte Marja nach Hause geleiten und dann selbst in den Karetny Rjäd fahren. Und als sie nun auf dem holperigen Pflaster durch die nebelige und kalte Morgenluft dahinfuhren, da blickte Marja dankerfüllt nach oben und dankte mit schweigender Inbrunst dem Herrn aller Herren, daß er all' das Unheil gnädig abgewendet, das am heutigen Tage gedroht hatte . . .

Um dieselbe Zeit verließ Alexander Michailow, müde und enttäuscht, den Karetny Rjäd. Er war dort stundenlang rastlos längs der hohen Gartenmauer des Gensdarmeriegebäudes auf- und abgewandelt,

Zorn und Trauer zugleich im Herzen und die Hand in der Tasche fest um den Revolver gespannt. Aber er hatte vergeblich gewartet. Leikin hatte sich nicht blicken lassen. Die Nacht verging; es war bitter kalt, und das lange, ergebnißlose Harren hatte die Erregung getödtet, welche der Tag in Michailow heraufbeschworen. Er mußte annehmen, daß Leikin, den er doppelt haßte, — ja doppelt, weil er noch immer im Herzen Marja Antonowna's lebte, — daß Leikin entweder von Schiräjew und Barannikow getödtet worden sei oder überhaupt nicht mehr in das Gensdarmeriegebäude zurückkehren würde. Und so beschloß er denn endlich, als es schon graute, nach Hause zu gehen. Während er nun, finster vor sich hinbrütend, den Petrowski-Boulevard hinabschritt, kam auf dem Fahrwege eine Nachtdroschke herangerasselt. Michailow blickte mechanisch auf und stutzte. War das nicht Leikin? Er eilte rasch an die Barrière des Boulevard, um sich Gewißheit zu verschaffen. Trotzdem es bergan ging, fuhr die Droschke doch so rasch, daß Michailow auf ihren Insassen nur einen flüchtigen Blick werfen konnte. Aber dieser Blick hatte genügt: es war in der That Leikin! Michailow riß den Revolver aus der Tasche und hob den Arm, ließ ihn aber sogleich wieder sinken. Es war zu spät! Sein Opfer war ihm entgangen!

Er blickte ihm so lange nach, bis die Droschke im Karetny Rjäd verschwand. Dann knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“ rief er drohend. „Wir sehen uns in Piter wieder!“

IX.

Es war plötzlich Winter geworden. Zwar war noch wenig Schnee gefallen, aber der Frost hatte sich eingestellt und ein eisiger Nordostwind entvölkerte die Straßen St. Petersburgs. Die Natur war völlig abgestorben. Die Newa hatte sich mit einer leichten Eisdecke bezogen, und von den Dächern der Häuser hingen lange, dicke Eiszapfen herab. Alles kündete an, daß der winterliche Tod seine Herrschaft begonnen hatte.

In einem angenehm durchwärmten Zimmer des weitläufigen Gebäudes an der Fontanka unweit der Kettenbrücke, in dem die dritte Abtheilung der eigenen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers seit ihrem Bestehen untergebracht war, saßen an einem häßlichen Decembertage General Alexander Romanowitsch Drentelen und Gregorij Petrowitsch Leikin.

Der allgewaltige Chef der geheimen Polizei, in dessen Händen alle Fäden der inneren Regierungspolitik zusammenliefen, lag bequem im Lehnstuhle vor seinem mit Scripturen und Briefschaften bedeckten Schreibtische und blinzelte freundlich zu Leikin hinüber. Seine gedrungene, kaum mittelgroße Gestalt schien wegen ihrer Fülle nicht in den Sessel hineinzupassen;

der runde Kopf, auf dem die spärlichen grauen Haare glatt gekämmt und hinter die Ohren gestrichen waren, war auf dem kurzen feisten Stiernacken nach vorne gerutscht, so daß das dicke Kinn sich auf die Brust stützte, und eine wohlwollende Röthe bedeckte das sonst so strenge Antlitz. „Wie gesagt, mein lieber Gregorij Petrowitsch," fuhr er in dem erst soeben begonnenen Zwiegespräche fort, „Se. Majestät bedauert den Vorfall im Kremlj ungemein und hat mich direct beauftragt, Ihnen dies unumwunden mitzutheilen. Noch mehr, Se. Majestät hat mir anbefohlen, Ihnen Ihre Beförderung zum Major mitzutheilen und Ihnen das Patent sofort ausfertigen zu lassen. Ich freue mich, Ihnen diese Mittheilung machen zu können, und erlaube mir, Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen. Sie haben im Fürsten Wladimir Andrejewitsch einen warmen Fürsprecher gefunden."

Leikin spielte den Ueberraschten und erwiderte höflich: „Ich danke Ihnen, Excellenz. Ich erwartete zwar von dem Gerechtigkeitssinne Sr. Majestät, daß Höchstderselbe die mich entehrende Zurdispositionstellung baldigst aufheben würde, dennoch rührt mich Sr. Majestät Gnade. Ich bitte Ew. Excellenz, dèm Kaiser die Gefühle meiner Dankbarkeit und Ergebenheit gütigst übermitteln zu wollen."

„Ich werde nicht verfehlen, Ihrem Wunsche nachzukommen. Ich habe übrigens Sr. Majestät darüber Bericht erstattet, wie geschickt Sie Ihren Auftrag, die Fähigkeiten der Beamten in der Provinz und die Stimmung der Reichsbevölkerung zu erforschen, ausgeführt haben, und der Kaiser hat mir nahegelegt, Sie mit der unmittelbaren, aber natürlich nur indirecten Beaufsichtigung des Palais und der Ueberwachung der Ausfahrten Sr. Majestät zu betrauen. Es ist dies nicht nur ein Beweis größten Vertrauens, sondern auch eine außergewöhnliche Anerkennung Ihrer

bisherigen Leistungen. Ich hoffe, Herr Major, daß Sie meine Empfehlung in jeder Beziehung rechtfertigen werden. Die Zeiten sind schwer, und wir bedürfen mehr denn je zuverlässiger, intelligenter Beamter."

Das Gefühl lebhafter Befriedigung malte sich auf Leikin's Antlitz. „Sie überhäufen mich mit Wohlwollen, Excellenz," sagte er geschmeidig, „ich werde bemüht sein, mir dasselbe zu erhalten. Haben meine Mittheilungen über die Ergebnisse der Inspection im Sommer zu irgend welchen Beschlüssen geführt?"

„Noch nicht, aber es ist etwas im Werke. Se. Majestät scheint endgiltig entschlossen, nochmals den Weg weitgehender liberaler Reformen zu betreten und zwar nicht nur wirthschaftlicher, sondern auch politischer Natur. Ich habe dem Kaiser indeß angerathen, seine gewiß gut gemeinten Absichten erst public werden zu lassen, wenn wir der anarchistischen Bewegung eine ernstliche und entscheidende Niederlage beigebracht haben. Ich sage Ihnen dies, damit Sie über meine Stellungnahme informirt sind. Die beispiellose Frechheit der Umstürzler, die sich in den drei gleichzeitigen Eisenbahn-Attentatsversuchen kundgegeben hat, hat in den weitesten Kreisen eine ganz übermäßige Bestürzung hervorgerufen. Namentlich in Moskau haben sie Alle den Kopf völlig verloren, aber auch in der Umgebung Sr. Majestät drängt man zu übereilten Maßnahmen. Und dies Drängen fällt auf fruchtbaren Boden, da der Kaiser seinem Apell an die Gesellschaft im Kreml — am Tage nach dem Attentate beim Empfang der Deputationen aller Stände — die That folgen lassen will. Man treibt vorwärts und hat die Ungeduld an Stelle staatsmännischer Ueberlegung gesetzt. Ich halte es deshalb für geboten, jede Ueberstürzung in gesetzgeberischer Hinsicht zu hintertreiben. Wir dürfen uns durch Zugeständnisse an die Revolution nicht compromittiren. Wir müssen Alles vermeiden, was als

Schwäche gedeutet werden kann. Wenn es nur gelänge, einen der verhafteten Terroristen zu einem offenen Geständnisse zu bewegen, damit wir die Bande mit einem Male fassen können! Dazu aber sind wenig Aussichten vorhanden."

„Hat Goldenberg nichts gestanden?"

„Nichts. Er lügt hartnäckig und will seine Genossen fürs Erste nicht verrathen. Es ist jedoch klar, daß er dies weniger aus Ueberzeugungstreue als aus Furcht thut. Das läßt immerhin noch die Hoffnung, daß wir ihn durch Gewalt oder List schließlich doch kirre machen. Er faselt da, beiläufig bemerkt, von einem geheimnißvollen Chef des Executiv-Comité's, auf den er ganz merkwürdige Hoffnungen zu setzen scheint."

Um Leikin's Lippen zuckte es spöttisch: „So?" sagte er ironisch. „Das ist ja ungemein interessant! Wollen Ew. Excellenz mir gestatten, den Goldenberg einmal ordentlich in's Gebet zu nehmen?"

„Gewiß, mein lieber Major. Ich werde den General Gurko benachrichtigen. — A propos — da ist mir aus Berlin die Nachricht zugegangen, daß nach Nachrichten aus Zürich die Nihilisten irgend etwas gegen das Winterpalais im Schilde führen. Diese Warnung ist jedoch so allgemein gehalten, so vage, daß ich mit ihr nichts anzufangen weiß. Auch glaube ich, daß unsere Umstürzler die Directive schon längst nicht mehr aus dem Auslande erhalten. Was meinen Sie?"

Der General zuckte die Achseln und sah fragend zu Leikin hinüber, als erwarte er von ihm einen Rath.

Gregorij Petrowitsch sann einen Augenblik nach; dann fragte er rasch: „Darf ich mir eine Bemerkung gestatten, Excellenz?"

„Ich bitte darum."

„Es ist mir bekannt geworden, daß im Souterrain

des Winterpalais geradezu unglaubliche Zustände herrschen. Von Sicherheitsdienst und Aufrechterhaltung der Ordnung kann eigentlich nur am Hauptportale, auf den Paradetreppen, vielleicht noch in und unmittelbar vor den Zimmern des Kaisers die Rede sein. Im Erdgeschoß herrscht ganz allein die Dienerschaft, und die Hintertreppen und Ausgänge nach der Newa stehen Jedermann offen, der zu ihr in Beziehung zu treten weiß. Dabei führen die Bediensteten, die alle unter einer Decke stecken, ein wahres Banditenleben: sie stehlen wie die Elstern und prassen und schlemmen allabendlich mit ihren Freunden auf Kosten des Kaiserlichen Hofhaltes. Seit Se. Majestät aus Moskau wieder eingetroffen ist und im Winterpalais Wohnung genommen haben, ist die Bande etwas vorsichtiger geworden. Dennoch wäre einem kühnen Verbrecher nichts leichter, als sich Eingang, ja dauernden Aufenthalt im Palais zu verschaffen."

Drentelen hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Jetzt richtete er sich mit unerwarteter Elasticität vom Stuhle auf und rief entsetzt: „Nicht möglich! Das kann nicht sein! Sollte Gurko hiervon denn gar nichts erfahren haben?"

„Was ich sage, ist buchstäblich wahr!"

Diese mit großer Bestimmtheit gesprochenen Worte Leikin's waren kaum verhallt, als ein Lieutenant von der Gensdarmerie eintrat und dem General ein Papier überreichte. „Eine Estafette von Sr. Excellenz dem Generalgouverneur Generalen Gurko," meldete er. „Gleichzeitig sind mehrere Polizisten mit einem Arrestanten erschienen."

Der Chef der dritten Abtheilung öffnete das große amtliche Schreiben. Es enthielt die Mittheilung, daß der Arrestant Tags zuvor in der Nähe des Winterpalais bei verdächtigem Umherlungern ergriffen sei, und daß der angeschlossene Plan bei ihm gefunden

wäre. General Drentelen breitete den Plan aus und rief bestürzt: „Das ist ja das Winterpalais!“

Leikin sprang auf und trat näher. „In der That“, sagte er, „Ew. Excellenz haben Recht. Das ist ein Plan des Winterpalais, und hier — beim Speisesaal — ist ein kleines rothes Kreuz. Die Berliner Warnung scheint doch nicht aus der Luft gegriffen zu sein!“

Drentelen, dessen Gesicht einen kalten, finsteren Ausdruck angenommen hatte, antwortete nicht, sondern befahl dem Lieutenant, den Gefangenen vorzuführen. Derselbe tauchte gleich in Begleitung zweier Gensdarmen auf. Es war der Terrorist Kwjätkowski.

„Wie heißen Sie und wie kommen Sie zu diesem Plane des Winterpalais?“ herrschte Drentelen ihn an.

Kwjätkowski blickte frech von Drentelen auf Leikin und umgekehrt und sagte dann spöttisch: „Geben Sie sich keine unnütze Mühe mit mir. Von mir werden Sie absolut nichts erfahren. Ich verweigere jegliche Antwort.“

Drentelen brauste auf: „O,“ rief er, „wir haben Mittel und Wege genug, um Verbrechern das Maul zu öffnen. Ich fragte Sie, wie Sie heißen?“

Kwjätkowski schwieg und begann denn gleichgiltig vor sich hinzupfeifen.

Drentelen wurde bleich vor Wuth, aber er sah ein, daß er zunächst nichts erreichen würde. Deshalb beherrschte er sich; er drückte auf den Knopf einer electrischen Glocke und befahl dem eintretenden Officier, den Gefangenen vorläufig in die Peter-Pauls-Festung zu bringen und dort in die unterirdischen Kasematten einsperren zu lassen. Dann wandte er sich an Leikin und sagte entschieden: „Es muß sofort etwas geschehen! Die dauernde Aufsicht im innern Palais kann ich Ihnen nicht übertragen, die ist in den Händen

des Palastcommandanten. Aber die Verantwortung einer polizeilichen einmaligen Revision will ich auf mich nehmen, und zwar ersuche ich Sie, dieselbe mit 50 Gensdarmen noch in dieser Nacht rücksichtslos auszuführen. Mit diesem Commissum nehmen Sie Ihre Thätigkeit wieder auf, Herr Major."

„Wer stellt gegenwärtig die Wache im Palais?" fragte Leikin.

„Das finnländische Regiment. Das Kommando führt der Flügeladjutant Obrist Tenner. Sie können ihn von Ihrem Vorhaben verständigen."

Leikin verbeugte sich gehorsam und wandte sich zum Gehen. „Noch eins!" rief ihm Drentelen nach. „Sr. Majestät ist zur Zeit fast ausschließlich damit beschäftigt, als Ersatz für Timaschew einen Minister des Innern zu finden, der allen Parteien gleich genehm ist. Das ist aber ein unlösbares Problem, und die Intrique ist auf allen Seiten im Schwange. Wir haben zunächst das Interesse, den derzeitigen Verweser des Ministeriums, Geheimrath Makow, zu stützen. Läßt sich dies auf die Dauer nicht durchführen, so sind wir gegen jeden ausgesprochenen Liberalen. Ich lege Werth darauf, daß Sie meine Intentionen in dieser Hinsicht kennen."

Leikin neigte nochmals das Haupt, als wolle er sich für diesen weiteren Beweis des Vertrauens seines Chefs bedanken, und ging. —

Am späten Abend desselben Tages ging es im Erdgeschoß des Winterpalais in den von den kaiserlichen Lakaien bewohnten Räumlichkeiten hoch her. Der Gehilfe des Küchenchefs feierte seinen Geburtstag, und Küche und Keller der Kaiserlichen Hofhaltung mußten zur würdigen Abhaltung des Festes herhalten. Die feinsten Speisen und Delikatessen wurden aufgetischt, und die besten und theuersten Weine flossen in Strömen. Ja, die Herren Lakaien gingen heute in

ihrem Großmuthe sogar soweit, daß sie auch die Sol=daten in ihrer Wachtstube, sowie die Palastgensdarmen und die einfachen Arbeiter bewirtheten.

Die letzteren waren unten im Keller, der dem ältesten Gensdarmen, einem grauköpfigen Unterofficier, als Wohngemach diente, versammelt. Sie saßen um einen runden Tisch, auf dem neben Ueberresten eines reichlichen Mahles eine riesige Punschbowle dampfte, und lärmten und schwatzten durcheinander; sie lachten und scherzten nach ihrer Art und hänselten einander; die Zielscheibe aber der meisten Witze war der Tischler Malzew, ein junger, bleicher, fast schwindsüchtig aus=sehender Arbeiter mit kurzgeschorenen schwarzen Haaren und einem einfältigen, dummdreisten Gesichte, zu dem allein die fanatisch funkelnden, tiefliegenden schwarzen Augen nicht recht passen wollten.

„Wie bist Du dummer Bauer eigentlich hierher in's Schloß gekommen?" fragte ein junger hübscher Gensdarm den Tischler. „Man sieht Dir's ja auf hundert Schritte an, daß Du da hinten aus Olonez oder noch weiter her bist!"

Die andern brachen in ein rohes Gelächter aus, Malzew aber schlug die Augen verlegen zu Boden und kratzte sich unbeholfen mit der Linken hinter den Ohren.

„Wie das so geht," erwiderte er stotternd. „Hatte was gelernt und wollte viel verdienen; kam deshalb nach Piter."

„Meinst wohl, daß man hier auf Dich nur so wartet, — was?" rief der Gensdarm spöttisch.

„Freilich", versetzte Malzew unter dem Gelächter der Uebrigen und kratzte sich den Nacken. „Fand auch gleich Stellung auf der Yacht des Großadmirals."

„Und hast dann Carrière gemacht, sieh, sieh!"

„Nun, natürlich, — warum nicht? Verstehe meine Sache!"

„Alles was wahr ist!" bekräftigte der alte Unter=

officier. „Stepan Almasitsch ist ein Tischler, wie er sein soll — ein Meister! Gott soll mich verfluchen, wenn es nicht wahr ist!“ Und er schlug mit der Faust nachdrücklich auf den Tisch und spie aus.

„Weiß schon, Alterchen, weiß schon!“ rief ein anderer Gensdarm und klopfte dem Unterofficier vertraulich auf die Schulter. „Protegirst ihn — soll Dein Schwiegersohn werden — ha, ha, ha! Ein feiner Schwiegersohn das!“

Er schlug eine wiehernde Lache auf, die lebhaften Widerhall fand, und der erste Gensdarm bemerkte spöttisch: „Nein, Brüderchen Malzew, poliren magst Du können, daß selbst ein Floh auf Deiner Politur ausgleiten muß, aber Manieren hast Du nicht — verstehst kein feines Benehmen, wie unsereins. Darum taugst Du nicht für den kaiserlichen Dienst.“

„Was nicht ist, kann noch werden“, brummte der alte Unterofficier unwillig. „Laßt mir den Stepan Almasitsch zufrieden! Ist kein Saufbruder wie Ihr, sondern ein ordentlicher Kerl, fleißig auf den Beinen von früh bis spät.“

Malzew sah den Alten dankbar an. „Werde schon Manieren lernen,“ sagte er und kratzte sich wiederum hinter dem linken Ohre. „Will Euch die Hand küssen, wenn Ihr mich unterrichtet.“

„Warum legst Du denn immer die Hände an den Nacken?“ fragte der zweite Gensdarm. „Mit dir spricht der Herr Oberst, und Du reinigst Dir mit den Fingern die Nase. O, Du Bauernlümmel! Ist das ein Betragen?!“

„Jeder thut so, wie er's versteht!“ brummte der Unterofficier. „Bist auch nicht als feiner Mann auf die Welt gekommen, Ssemjon Iljitsch!“

Der Gensdarm griff ärgerlich nach seinem Glase. „Bist bei meiner Geburt nicht dabei gewesen“, erwiderte er mürrisch und that einen tiefen Schluck.

„Laßt den Streit, Kinder", rief ein alter Arbeiter, der Obmann der Tischlerwerkstatt. „Habt Ihr gehört, daß sie gestern einen von den verfluchten Socialisten festgenommen haben? Soll eine Karte von dem Palais mit einem rothen Kreuz darauf gehabt haben. Was das wohl bedeuten mag?"

„Ja, ja", sagte der Unterofficier, „das rothe Kreuz haben die Schufte gewiß nicht umsonst hingepatzt. Im Palast muß sicherlich irgendwo Verrath stecken! Ich möchte wohl mal so einen Vogel kennen lernen."

„Ja, wie soll man ihn denn erkennen?" platzte Malzew mit blöder Miene heraus. „Steht doch solch' einem Kerl nicht auf der Stirn geschrieben, daß er ein Socialist ist!"

„Dummer Bauer!" schrie der erste Gensdarm. „Du glaubst, wir erkennen so einen Socialisten nicht?! Man erkennt ihn gleich! Wenn so ein Socialist daherkommt, da nimm Dich in Acht, Brüderchen! Kaum hast Du Dich umgesehen, hast Du bereits eine Kugel im Leibe. Der fürchtet sich vor nichts, trägt die Nase hoch, sieht verzweifelt aus! Den, Brüderchen, erkennst Du gleich!"

Malzew schauderte. „Wenn sie nur dem Väterchen Zar nichts anthun!" rief er ängstlich.

„A bah," versetzte der Gensdarm hochmüthig. „An den Zar kommen sie nicht heran. Wofür sind wir denn da?!" Und er leerte sein Glas auf einen Zug und machte die Nagelprobe.

Die Bowle war ausgeschöpft, und der Unterofficier mahnte zum Aufbruch. „Es ist spät, Jungens," sagte er, „bald um Mitternacht! Wir müssen schlafen gehen."

Sie standen geräuschvoll auf. In der Küche und in der Wachtstube über ihnen war es schon still geworden. Jeder suchte seine Schlafstelle auf. Malzew,

der kein anderer als Stepan Chalturin war, ging mit dem alten Obertischler und zwei Mitarbeitern in den nebengelegenen Keller, der ihnen als Werkstatt und Schlafgemach diente. Hier begann er sich zu entkleiden, während die anderen sich angekleidet auf ihre Bettstellen warfen und bald um die Wette schnarchten. Als Malzew-Chalturin sich unbeobachtet wußte, zog er seinen Koffer vorsichtig unter dem dünnen Kopfkissen hervor und öffnete ihn. Obenauf lagen einige Kleidungsstücke und Wäsche, die er sorgfältig herausnahm, so daß eine glatte Papierschicht sichtbar wurde. Nun bückte er sich und zog aus dem Stiefelschaft einige kleine Päckchen hervor, die er behutsam in den Koffer unter das Papier that; dann legte er die Wäsche und die Kleidungsstücke wieder hinein und schloß den Koffer. Nachdem er dies gethan, blickte er unentschlossen auf. „Ich kann den Koffer nicht mehr unter das Kopfkissen legen," murmelte er; „das Nitroglycerin dünstet so stark aus, daß ich's nicht mehr vertragen kann. Die erzwungene Schlaflosigkeit reibt mich auf, ehe ich den entscheidenden Schlag thun kann." — Er überlegte einen Augenblick, dann schien er zum Entschluß gekommen zu sein. Seine eiserne Bettstelle stand quer vor einer niedrigen Nische, die sich in der Wand befand, welche, wie er wußte, durch die Wachtstube hinauflief und oben im ersten Stocke die Hauptwand des kaiserlichen Speisesaales bildete. „Das ist eine natürliche Mine, wie ich sie mir besser nicht wünschen kann," rief er leise. Er rückte das Bett ein wenig von der Wand ab und schob den Koffer in die Nische; er paßte genau hinein und füllte die Nische fast aus. Dann schob er das Bett wieder in die frühere Lage und streckte sich auf ihm aus.

Aber er sollte keinen Schlaf finden. Seine aufgeregten Nerven hatten kaum begonnen, sich ein wenig zu beruhigen, als es im Erdgeschoß des Palais plötzlich

wieder lebendig wurde. Man vernahm laute Stimmen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen und schwere Tritte erdröhnten über den Kellern. Malzew-Chalturin hob den müden, schmerzenden Kopf und lauschte angestrengt. Da hörte er Schritte auf der zu den Kellerräumen herabführenden Treppe; Waffen klirrten, und die Thür der Stube des alten Unterofficiers ward aufgerissen. „Heda, aufgestanden," rief eine rauhe Stimme in befehlendem Tone. „Nun, wird's bald!" — Malzew vernahm, wie der Unterofficier „gleich, gleich!" brummte und sich von seiner knarrenden Bettstelle erhob. Dann fragte die erste Stimme: „Wohnst Du hier allein?" Der Unterofficier bejahte, und die Stimme fragte weiter: „Wer wohnt hier nebenan?" — „Die Tischler, Ew. Hochwohlgeboren," entgegnete der Unterofficier. „Solide und fleißige Leute." — „Halt den Mund und antworte nicht mehr, als Du gefragt wirst," herrschte die Stimme. „Untersucht diesen Keller," commandirte sie weiter. „Zwei Mann folgen mir in die Tischlerwerkstatt." — Malzew schloß die Augen. Ein tödtlicher Schreck befiel ihn und lähmte seine Glieder. „Nun ist Alles aus," dachte er. „Kwjätkowski hat mich verrathen." Die Thür flog auf und ein höherer Gensdarmerieofficier trat über die Schwelle; er trug eine Blendlaterne in der Hand, und mehrere Gensdarmen folgten ihm mit rasch angezündeten Lichtern.

„He, wacht auf!" schrie der Officier. Der Obertischler und die Arbeiter fuhren aus dem Schlafe und glotzten schlaftrunken auf die Eindringlinge. Auch Malzew richtete sich auf und fragte mit verstellter Stimme und blödem Gesicht: „Was giebt es? Brennt es?"

„Das wirst Du gleich sehen!" herrschte ihn der Officier an. „Wie heißt Du?"

„Stepan Almasowitsch Malzew, gnädiger Herr." Der Officier — es war Leikin — fuhr zusammen.

Aber er beherrschte sich meisterhaft und fragte rauh: „Was stellst Du vor?“

„Bin Tischler, gnädiger Herr. Hier ist unsere Werkstatt.“ Inzwischen hatten sich die Gensdarmen an die Durchsuchung des Kellers gemacht. Sie fanden natürlich nichts. Da sah Leikin die Nische hinter dem Bette Malzew's. „Steh auf!“ befahl er dem noch immer wie betäubt dasitzenden Tischler. „Nun kommt das Ende,“ dachte Malzew-Chalturin und erhob sich mechanisch.

Leikin befahl, das Bett fortzuschieben und fragte: „Was steckt da in der Nische?“

„Mein Koffer, gnädiger Herr Officier.“ Er sagte es ruhig, wie geistesabwesend und kratzte sich den Nacken.

„Laßt sehen!“

Die Gensdarmen zogen den Koffer hervor, Leikin trat rasch auf ihn zu, öffnete ihn und blickte hinein. Dann griff er mit der Hand zu, zog sie aber, als besänne er sich, zurück. „Nichts als Kleider,“ sagte er laut und schlug den Koffer zu. „Hier ist Nichts. Wir können gehen.“ Und er wandte sich zur Thür und schritt hinaus. Die Gensdarmen folgten.

Malzew athmete auf: „Das war nahe d'ran am Galgen“, dachte er und ging wie ein Automat daran, seinen Koffer und sein Bett wieder zurecht zu stellen. „Die verfluchten nächtlichen Visitationen!“ schimpfte der Obertischler. „Nicht mal ruhig schlafen lassen sie ehrliche Christenmenschen!“ — Dann suchte Jeder sein Lager auf's Neue auf, und bald lag das Winterpalais wieder in stiller Nachtruhe da. —

Tags darauf, des Nachmittags, verließ der Tischler Malzew das Winterpalais durch das große Mittelthor am Admiralitätsplatze. Bevor er hinaus konnte, mußte er sich bei den wachthabenden Gensdarmen legitimiren und durchsuchen lassen. Da er vorgab, Leim

und Lack zur Politur holen zu müssen, ließ man ihn passiren. Er schritt langsam quer über den Platz an der schlanken Viktoriasäule vorüber und wandte sich dem weiten Thorwege zu, der in die Morskaja führte. In der Hand trug er einen Spazierstock. Als er in den Thorweg eintrat, kam ihm Sheljabow, der auf ihn gewartet zu haben schien, entgegen. Die beiden Revolutionäre begrüßten sich stumm nnd gingen zusammen die Morskaja hinab. Es begann stark zu dunkeln.

„Wie steht es?“ fragte Sheljabow endlich.

„Nicht gerade sehr günstig,“ erwiderte Malzew-Chalturin. „Die Verhaftung Kwjätkowski's hat der Spürnase der Polizei eine neue Witterung gegeben. Wir hatten gestern Nacht eine Haussuchung, und seit heute wird Jedermann beim Ein- und Austritt visitirt. Es wird schwer halten, das fehlende Dynamit hineinzuschaffen. Und ich habe erst zwei Pud.“

„Wieviel brauchst Du im Ganzen?“

„Etwa vier Pud.“

„Geht es nicht mit dreien?“

„Vielleicht, — im äußersten Nothfalle; aber je mehr, desto besser. Es wird viele Todte geben, so an die fünfzig, und es wäre schade um sie, wenn der Zar nicht mitten unter ihnen ist. Ich würde am liebsten soviel Dynamit zusammentragen, als nöthig ist, damit kein Stein auf dem anderen bleibt.“

Sheljabow blickte düster vor sich hin. „Daß doch die Hinrichtung eines Uebelthäters gleichzeitig so viel unschuldiges Blut fordert!“ rief er leise. „Aber es muß sein. Und ist der Zar erst hin, so sind wir vielleicht so weit, die Attentate ganz aufzugeben. Aus purer Lust am Tödten morden wir nicht!“

Malzew-Chalturin lächelte häßlich. „Du bist ein Idealist, Andrei Sheljabow,“ bemerkte er spöttisch.

Sheljabow überhörte diesen Einwurf und fuhr fort: „Ich habe vom Executiv-Comité den Befehl er-

halten, die Stelle Kwjätkowski's einzunehmen. Ich werde also täglich zwischen 5 und 7 Uhr Nachmittags hier in der Morskaja mit Dynamit auf Dich warten, und zwar in der Nähe des Hotel de France. Heute habe ich Dir außerdem zwei Zündrohre mitgebracht. Sie sind von Kibaltschitsch mit einer Masse gefüllt, die auch ohne athmosphärische Luft brennt. Du hast sie lediglich mit einem Ende durch die Wand des Koffers in den Dynamit zu treiben und die Masse am andern Ende anzuzünden. Genau 20 Minuten darauf erfolgt die Explosion. Du hast also Zeit, Dich zu entfernen. Ich erwarte Dich hier und habe Alles in Bereitschaft, um Deine Flucht zu bewerkstelligen. Wann wirst Du die That ausführen können?"

„Das weiß ich noch nicht. Der Kaiser speist sehr unregelmäßig, und ich muß die Möglichkeit haben, gerade dann allein im Keller sein zu können, wenn er bei Tisch sitzt. Ueberdies brauche ich noch, wie gesagt, Dynamit."

„Hier hast Du weitere 5 Pfund," sagte Shelja-bow. Er zog ein flaches Päckchen aus der Rocktasche und händigte es dem Genossen ein. „Hier sind auch die Zündrohre. Es müssen zwei sein, für den Fall, daß eins versagt." Er beugte sich und zog aus jedem Stiefelschaft eine dünne Metallröhre von etwa einem Fuß Länge. „Wie wirst Du die nur einschmuggeln?!"

„Nichts leichter als das!" — Malzew-Chalturin hob seinen Stock und drehte den Knopf desselben ab. Es zeigte sich, daß der Stock hohl war und beide Röhren übereinander aufnehmen konnte. Für das Dynamitpäckchen aber war kein Raum. „Stecke es mir mit einer Stecknadel an den Rücken zwischen Weste und Hemd", sagte er.

Die Beiden traten in eine Hofpforte, und Shelja-bow befestigte das flache Päckchen genau nach den An-

gaben des Genossen an dem Rücken desselben. „Da wird Niemand es suchen," sagte Malzew-Chalturin.

Dann traten sie wieder in die Morskaja hinaus, gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren, und trennten sich an der Ecke des Newski Prospekt . . . .

* * *

Weihnachten war vorüber. Der Winter hatte nachgeholt, was er im December versäumt hatte, und die Kaiserstadt an der Newa in einen fußhohen, weißen Schneemantel gehüllt. Die Saison war auf ihrem Höhepunkte angelangt und „ganz Petersburg" amüsirte sich — Tag und Nacht — trotz der schlechten Zeiten und schweren inneren Sorgen.

Prinz Peter Michailowitsch D., der nun schon seit dem August in St. Petersburg studirte und trotz der dringenden Aufforderung seiner Eltern auch zu Weihnachten nicht nach Moskau gefahren war, hatte an den Vergnügungen der Gesellschaft, die sich einander ohne Aufhören jagten, so gut wie gar nicht theilgenommen. Er verfolgte hartnäckig und einen tiefen Groll gegen Flena Arssenjewna im Herzen, seine ernsten Pläne und war einer der eifrigsten und fleißigsten Studenten. Freilich, ganz konnte er sich den gesellschaftlichen Pflichten, die ihm seine zahlreiche Verwandtschaft in der Hofgesellschaft auferlegte, nicht entziehen, aber er beschränkte sie auf die nothwendigsten Besuche. Eine wirkliche Erholung war ihm nur der Verkehr mit Gregorij Petrowitsch Leikin. Sie sahen sich oft und schlossen sich immer mehr aneinander, obgleich eigentlich nur Prinz Peter so recht mit dem Herzen dabei war. Denn Leikin, der an dem jüngeren Manne zwar Wohlgefallen fand, ward im Grunde doch nur durch den Wunsch geleitet, den Bruder Anna Michailowna's eng an seine Person zu fesseln, um ihn bei der officiellen Werbung an seiner Seite als Fürsprecher zu sehen.

Gewöhnlich trafen sie sich zum Frühstück in irgend einem feinen Restaurant und verplauderten gemüthlich eine Stunde; ja oft, wenn Leikin nichts Wichtiges vorhatte, saßen sie sogar bis spät in den Nachmittag hinein bei einer Flasche Wein zusammen.

So wartete Prinz Peter Michailowitsch auch an einem kalten hellen Januartage im Restaurant „Zum Bären" auf Leikin. Die Frühstückszeit war eigentlich schon vorüber, aber Peter wußte, daß sein Freund oft nicht in der Lage war, präcise zu kommen. Deshalb ward er nicht ungeduldig, sondern vertiefte sich eifrig in die Lectüre des „Golos". Da endlich, gegen zwei Uhr erschien der Erwartete. Leikin, der bereits längst die Abzeichen des Majorranges trug, war sehr guter Laune. Er erwiderte Peter's herzlichen Händedruck wärmer als sonst, warf seinen pelzverbrämten Wintermantel dem herbeispringenden Kellner zu und nahm neben Peter Platz.

„Wissen Sie, warum ich heute so spät komme, Fürst?" fragte er.

„Das ist nicht schwer zu errathen," sagte Peter lachend, „eine dienstliche Abhaltung, nicht war?"

„Fehlgeschossen! Ich bin heute zum ersten Male als müßiger Zuschauer auf dem Nikolai-Bahnhofe gewesen. Der neugebackene bulgarische Fürst von unseren Gnaden, der Prinz von Battenberg, kam aus Moskau an. Ich war neugierig darauf, wie sich ein Lieutenant als Fürst ausnehmen würde, und war, obgleich ich dienstlich nicht dazu beordert war, zu seinem Empfang hingefahren."

„Wie sieht er denn aus?"

„Unbedeutend. Ein hübscher, strammer junger Mann, den unsere Generalsuniform ganz gut kleidet. Weiter ist nichts zu sagen."

„Die Bulgaren sollen aber mit ihm schon jetzt sehr zufrieden sein."

„Das glaube ich. Er wird den herrschsüchtigen Strebern in Sophia nicht allzuviel zu schaffen machen. Ich habe einen scharfen Blick: wenn der Selbstständigkeitsdusel der Bulgaren sich wirklich in Thaten verwandeln sollte, so werden sie mit diesem Fürsten bald fertig werden. Er sieht nicht aus, als ersterbe er vor Dankbarkeit gegen Rußland. Ich glaube vielmehr, daß er mit den bulgarischen Unabhängigkeitsträumen durch Dick und Dünn gehen wird, bis — nun bis er einsehen wird, daß er nur ein Werkzeug in ihren Händen war. Was dann geschehen wird, das wird von dem Maße an Ehrlichkeit abhängen, das er besitzt. Und er sieht ehrlich aus, verflucht ehrlich. Er würde mir besser gefallen, wenn er weniger ehrlich und mehr ehrgeizig aussehen würde."

„Wird der Fürst lange hier bleiben?"

„Das weiß ich noch nicht. In etwa acht Tagen, am 5. Februar, wird sein Vater, der Prinz Alexander von Hessen, hier eintreffen. Dann werden sie wohl Beide, Vater und Sohn, gemeinsam abreisen."

Leikin schwieg und machte sich an das inzwischen aufgetragene Frühstück. „Es ist doch recht schade," sagte er dabei, „daß die Fürstin Natalja Borissowna und Ihre Eltern nicht nach Petersburg gekommen sind. Soviel ich weiß, war die Absicht vorhanden. Wenigstens sagte mir's die Prinzessin, Ihre Schwester, als ich im September auf zwei Tage wieder in Deulino war. Was mag dazwischengekommen sein?"

„Das ist schwer zu sagen. Sie wissen Großmama ist sehr eigen und treibt eifrig Politik. Sie hatte gleichzeitig mit der alten Moskauer Bojarenpartei gehofft, daß der Kaiser nach dem Attentate wieder in conservatives Fahrwasser einlenken würde. Nun aber das Gegentheil geschehen ist, hat sie sich wieder, wie damals nach dem Tode Kaiser Nikolai's und nach dem Anbruch der liberalen Reformära, in den Schmollwinkel

zurückgezogen. Kein Mensch, auch nicht der directeste Befehl des Kaisers, brächte sie jetzt an den Hof. Dann choquirt sie die Geschichte mit der Fürstin Dolgoruki-Jurjewskaja. Die Kaiserin ist zwar krank, aber sie lebt doch noch, und man rümpft in den strengen Moskauer Kreisen darüber die Nase, daß der Kaiser so ganz offen mit der Fürstin lebt. Endlich hat die Krankheit der Kaiserin die Präsentation Anna's zum Hoffräulein für's erste aufgeschoben, so daß die directe Veranlassung zur Uebersiedelung weggefallen ist. Das dürfte so ziemlich Alles sein, was sich über diesen Punkt sagen läßt. Und Sie wissen, Gregorij Petrowitsch, Papa und Mama thun Alles, was Großmama will."

Leikin hatte aufmerksam zugehört. Jetzt nickte er und sagte: „Ja, die Fürstin Natalja Borissowna ist ein Charakter. Sie erinnert an die Repnin's und Morosow's in der alten moskowitischen Geschichte. Eine prächtige alte Dame! . . . . . Wie lauten die neuesten Nachrichten von zu Hause?"

„Nicht gerade günstig. Papascha kränkelt und will im Frühjahr in's Ausland reisen. Es ist sehr möglich, daß die ganze Familie auf ein Jahr nach Deutschland und später nach Italien geht."

„Das wäre!" rief Leikin überrascht, und sein Gesicht verfinsterte sich. Anna Michailowna hatte in ihrem letzten Briefe an ihn noch nichts davon erwähnt, und er hatte gehofft, sie bereits im Frühjahr für längere Zeit wiederzusehen. So war ihm Peter's Mittheilung ebenso unerwartet gekommen, wie sie ihm eine Enttäuschung ankündigte. Er beherrschte sich jedoch sofort und fuhr fort: „Fürst Michail Wassiljewitsch ist doch nicht gefährlich erkrankt?"

„Ich weiß nichts Näheres. Ich habe sofort geschrieben und werde Ihnen Weiteres berichten, sobald ich Antwort habe."

An der Eingangsthür vom Büffet her, neben dem

gewaltigen ausgestopften schwarzen Bären, dessen Namen das Restaurant trug, erschien ein Gensdarm. Er sah erhitzt aus und blickte sich unruhig um. Sobald er Leikin gewahrte, kam er schleunigst auf ihn zu und salutirte. „Was giebt es?“ fragt dieser unwillig.

„Seine Excellenz General Drentelen lassen den Herrn Major ersuchen, schleunigst in die dritte Abtheilung zu kommen. Es ist eine wichtige Entdeckung gemacht worden.“

„Es ist gut — ich werde kommen.“

Der Gensdarm salutirte und ging. „Sie sehen, Fürst,“ sagte Leikin, sich erhebend, „ich habe nicht einmal Zeit, regelrecht zu frühstücken. Unser Dienst ist wie der Krieg, und ich stehe stündlich auf Vorposten. Auf Wiedersehen in den nächsten Tagen!“ — — Er schüttelte Peter freundlich die Hand und folgte rasch dem Gensdarm.

Prinz Peter wollte allein nicht länger im Restaurant sitzen. Er bezahlte deshalb seine Zeche, ließ sich seinen Pelz umhängen und verließ das Lokal. Da das Wetter prächtig war und er es liebte, wenn der Schnee unter seinen Schritten knirschte, beschloß er, zu Fuß nach Hause zu gehen. So schlenderte er denn gemächlich dahin seiner in der Liteinaja belegenen Wohnung zu.

Unterdessen war Leikin, der einen Schlitten genommen hatte, in die Fontanka geeilt. Im Gebäude der dritten Abtheilung fand er seinen Chef in großer Aufregung vor. „Es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ rief er Leikin entgegen. „Generalmajor Mrowinski hat in dem Ssapernyj Pereulok eine geheime Druckerei entdeckt und hat Militär requirirt, um sie aufzuheben. Er hat es natürlich wieder so ungeschickt angefangen, daß es am hellen lichten Tage zum Eclat gekommen ist. Die Socialisten vertheidigen sich, wie mir soeben telegraphisch gemeldet wird. Es wird eine förmliche Schlacht geschlagen. Begeben Sie sich sofort an Ort und Stelle und sehen

Sie zu, was noch gutzumachen ist. Ich liebe die Skandale nicht. Sie regen das Publicum auf. Eilen Sie, Major, und erstatten Sie mir dann genau und unparteiisch Bericht."

Leikin's Gestalt wuchs. „Zu Befehl, Excellenz!" sagte er und eilte hinaus.

Auf der Straße angelangt, sprang er in seinen Schlitten und jagte dem Sfapernyj Pereulok zu. Als er den Schauplatz der Verhaftung erreichte, war die Scene, die sich hier abgespielt hatte, so gut wie beendet. Gensdarmen und Soldaten waren in das Haus eingedrungen, in dessen drittem Stocke unter dem Dache sich die Druckerei der „Partei des Volkswillens" befand. Die anwesenden Nihilisten, — etwa 10—12 Mann unter Leitung Fomenko's und Alexander Michailow's — hatten sich verbarrikadirt. Während sechs von ihnen die anstürmenden Polizisten und Soldaten durch wohlgezielte Revolverschüsse zurückjagten, waren die übrigen damit beschäftigt, die Papiere und Typen im hintersten Zimmer zu verbrennen. Fast zwei Stunden hatte der Kampf gewährt; auf beiden Seiten gab es Todte und verwundete; endlich war Alles bis auf die letzte Type und den letzten Papierfetzen vernichtet. Und nun stürzten sich die Nihilisten, deren Munition auszugehen drohte, auf ihre Angreifer, um sich durchzuschlagen, — allen voran Michailow und Fomenko. Der letztere brach, von einer Kugel getroffen, zusammen. Ueber ihn setzten die Nachfolgenden hinweg. Im Vorzimmer und auf der Treppe begann ein verzweifeltes Ringen. Die Soldaten standen sich selbst im Wege und konnten auf dem schmalen Kampfplatz von ihren Gewehren keinen Gebrauch machen. Dennoch überwältigte ihre zehnfache Ueberzahl bald die kleine Schaar der Revolutionäre. Nur Alexander Michailow gelang es, den zweiten Treppenabsatz zu gewinnen. Hier waren zwei Soldaten postirt, die letzten, da General-

major Mrowinski alle mitgebrachten Kräfte oben gebraucht hatte. Die Soldaten ließen ihre Gewehre fallen und suchten Michailow zu fassen. Aber sie hatten die Kräfte desselben unterschätzt. Michailow schleuderte seinen völlig abgeschossenen Revolver dem einen der Soldaten in's Gesicht, daß dieser an die Wand taumelte, und stürzte sich auf den zweiten; nach kurzem Ringen gelang es ihm, ihn die Treppe hinabzustoßen. Dann ergriff er das Geländer, schwang sich auf dasselbe und glitt pfeilschnell in den ersten Stock hinab. Hier gewann er die Treppe und sprang in weiten Sätzen weiter bis in den Hausflur.

So weit waren die Dinge gediehen, als Leikin in seinem Schlitten heransauste. Er fand zu seinem Erstaunen die Straße polizeilich nicht besetzt und von einer dichten Menge durchfluthet. Sie schrie und fluchte und ihre drohende Haltung verrieth, daß sie nicht übel Lust hatte, für die Socialisten Partei zu ergreifen. Aus dem Hause schallten Schüsse und tönte Geschrei. Leikin sprang aus dem Schlitten und eilte auf die Hausthür zu. Als er im Begriff war, einzutreten, tauchte Michailow vor ihm auf. Beide maßen sich eine Sekunde mit funkelnden Augen, dann versetzte Michailow seinem Gegenüber blitzschnell einen Stoß in die Brust, daß Leikin wankte und auf der glatten Steinstufe ausglitt; er sank in's Knie und Michailow sprang über ihn hinweg und verschwand in der Menge.

Dieser Vorgang hatte sich so rasch und überraschend für die Zuschauer abgespielt, daß sie erst zur Besinnung kamen, als Michailow bereits in rasendem Laufe die wie erstarrt dastehende Menge durchbrochen hatte und nun dem Ausgange der Straße zurannte. Leikin war aufgesprungen und rief den Umstehenden zu, den Flüchtling zu verfolgen. Gleichzeitig erschienen Gensdarmen und Soldaten in der Thür und setzten Michailow nach. Es begann eine allgemeine Hetzjagd,

und Alles schrie: „Haltet ihn, haltet ihn!“ Aber Michailow verlor seine Geistesgegenwart nicht. Er war der nächsten Straßenecke nahe und schrie den ihm Entgegenkommenden zu: „Haltet ihn, haltet ihn, dort um die Ecke ist er fort!“ Die ihn hörten, wußten natürlich nichts vom Kampfe und hatten die Flucht Michailow's nicht gesehen. Deshalb schlossen sie sich ihm an und rannten mit ihm um die Ecke — in die nächste Querstraße. Michailow schrie in einem fort: „Haltet ihn, haltet ihn!“ und die Menge brüllte mit ihm. Sie that es im guten Glauben, daß sie ihre Pflicht erfüllte, denn sie gewahrte Niemand, der vor ihr davonlief. Immer neue Ankömmlinge schlossen sich den Laufenden an, aber Niemand dachte daran, Michailow zu ergreifen. So ging es eine Weile weiter, durch mehrere Straßen. Dabei begannen Michailow's Kräfte nachzulassen. Seine eigentlichen Verfolger aus dem Ssapernyj Pereulok kamen näher und näher und bemühten sich, die Genasführten durch laute Rufe über ihren Irrthum aufzuklären. Drohende Stimmen dicht hinter seinem Rücken lehrten ihn, daß dies nicht vergeblich geschehen sei. Gorodowoi's, die hier und da auf Posten standen, und Dwornik's wurden auf ihn aufmerksam. Die Situation wurde von Minute zu Minute gefährlicher; seine Brust keuchte und sein Athem flog. Da erreichte er die Liteinaja. Gleich rechts war ein Haus, von dem Michailow wußte, daß es einen Garten hatte, dessen Mauer bis an eine weitentfernte Parallelstraße reichte; er hatte nicht umsonst St. Petersburg in- und auswendig studirt und war besser orientirt als der erfahrenste Polizist! Jetzt war er an diesem Hause. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, schwenkte rechts ab und sprang in wenigen Sätzen über die niedrige Vortreppe in's Haus. Die Thür war zum Glück nur angelegt und hatte inwendig einen Riegel. Er schlug sie hinter sich zu und schob den

Riegel vor. Dann eilte er die erste Treppe hinauf. Hier versagten seine letzten Kräfte und er taumelte an die nächstgelegene Thür. Wie im Fieber faßte er an die Klinke; die Thür gab nach und Michailow wankte in ein freundliches Zimmer, an dessen Fenster ein junger Mann stand und erstaunt auf die heranstürmende brüllende Menge schaute. Michailow drückte die Thür mechanisch in's Schloß und drehte den Schlüssel um; dann sank er in die Kniee.

Prinz Peter Michailowitsch D., in dessen Quartier der Zufall Michailow geführt hatte, machte dem fremden Eindringling entrüstet einige Schritte entgegen. Dann blieb er, auf's Höchste überrascht, stehen: das war ja der blonde Arbeiter von Moskau und Deulino! Diesmal zwar nicht im Kittel, sondern in einem eleganten Promenadenanzuge, aber unverkennbar derselbe! Deshalb fragte er freundlicher, als es sonst wohl geschehen wäre: „Wie unterstehen Sie sich, hier einzudringen? Was wollen Sie?“

„Retten Sie mich!“ keuchte Michailow. „Man verfolgt mich — ich bin Socialist — — lassen Sie mich — hinten — in den Garten — durch Ihre Wohnung — —“ — —

An die Hausthür dröhnten laute Schläge. Prinz Peter empfand für Michailow Mitleid, aber er zögerte noch. Dann fragte er hastig:

„Werden Sie wegen eines gemeinen Verbrechens verfolgt?“

„Nein!“

„Ihr Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort!“

Die Schläge an die Hausthür und das Geschrei auf der Straße wurden lauter; auf dem Flur ertönten Schritte; es war die höchste Zeit.

„Kommen Sie,“ rief Peter und half Michailow auf. Dieser überwandt mit riesiger Willenskraft seine

Ermattung und folgte seinem Retter, zuerst schwerfällig und schwankend, dann immer rascher und sicherer. Peter führte ihn durch mehrere Zimmer in ein Gemach, von dem aus eine Thür auf eine schmale Treppe führte, die zum Hinterflur hinabging. „Unten an der Treppe, gleich rechts, ist eine kleine offene Thür," sagte er; durch dieselbe gelangen Sie unmittelbar in den Garten."

Michailow ergriff Peter's Hand und preßte sie: „Ich danke Ihnen, — den Dienst vergesse ich Ihnen nie, so wahr ich Alexander Michailow heiße!" Und fort war er. — Peter schloß die Hinterthür ab und ging in seine Wohnzimmer zurück. Es war zwar nicht sehr klug gewesen, was er gethan, aber er freute sich doch. Das Gesicht Michailow's hatte ihm gleich beim ersten Male außerordentlich gefallen, und wie damals in Moskau bei Auffindung des Zettels mit der Losung „Land und Freiheit", so sagte er sich auch jetzt:„ Warum sollte ich nicht? Ich bin kein Polizist!" Er hatte indeß nicht lange Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Denn er war kaum wieder an's Fester getreten, um zu sehen, wie die herbeigeeilte Polizei die Straße von den Schreiern säuberte, als heftig an seiner Klingel gerissen wurde. Er verließ das Fenster und schloß die Thür auf. Vor ihm stand ein Quartalofficier, hinter dem sich einige Polizisten drängten. Andere derselben, sowie Gensdarmen liefen treppauf und treppab, um das ausgedehnte Haus zu durchsuchen.

„Was steht Ihnen zu Diensten?" fragte Peter und forderte den Officier durch eine Handbewegung auf, näher zu treten.

Der Polizeibeamte folgte der stummen Einladung. „Verzeihen Sie," sagte er verbindlich, „daß ich gezwungen bin, Sie amtlich zu belästigen. Habe ich die Ehre, den Fürsten Peter Michailowitsch D. vor mir zu sehen?"

„Der bin ich."

„Es handelt sich um die Erledigung einer bloßen Formalität — um eine formelle Anfrage. Ein flüchtiger Staatsverbrecher ist vor den Augen zahlreicher Zeugen in diesem Hause hier verschwunden; dann ist seine Spur im Garten wieder aufgefunden worden; deutliche Fußstapfen im Schnee zeigen, daß er die jenseitige Mauer erreicht hat und jetzt wohl schon in Sicherheit ist. Diese Flucht kann aber nur durch eins der Quartiere geschehen sein, denn eine directe Verbindung zwischen Vorder- und Hinterflur existirt nicht. Ich erlaube mir nun, Ew. Durchlaucht zu fragen, ob Sie den Menschen gesehen haben?"

Prinz Peter war viel zu stolz, um zu lügen. Andererseits verhehlte er sich keinen Augenblick, welche Folgen für ihn und die Seinigen ein offenes Geständniß haben konnte. Deshalb erwiderte er ausweichend: „Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu können." Der Polizeibeamte überhörte die Zweideutigkeit dieser Antwort und sagte erfreut: „Das dachte ich mir gleich! Ich bitte um Entschuldigung." Er grüßte achtungsvoll und entfernte sich. Peter sah ihm vergnügt nach und sprach lächelnd für sich: „Da bin ich ja besser weggekommen als ich dachte! In jedem Fall will ich die Geschichte Leikin erzählen." — Da fiel es ihm auf einmal ein, daß er ja den Nihilisten wiederholt mit Gregorij Petrowitsch zusammen gesehen hatte. Der Gendarmerie-Major und Vertraute des Chefs der dritten Abtheilung in geheimen Beziehungen zu einem Socialisten und Revolutionär! — dieser Gedanke war geradezu ungeheuerlich, und Peter Michailowitsch blieb, als derselbe in ihm auftauchte, mit offenem Munde eine Weile in der Mitte des Zimmers stehen. Dann schüttelte er den Kopf und sagte halblaut: „Das ist der Gipfel der Merkwürdigkeit, — ein Räthsel, das ich nicht lösen kann!" . . . . . .

Eine Woche später, am 5. Februar, stand Andrei Sheljäbow in der Morskaja und wartete auf Chalturin. Seit nun fast zwei Monaten war er täglich um dieselbe Zeit an derselben Stelle gewesen, aber er hatte Chalturin nur äußerst selten gesehen und ihm im Ganzen nicht mehr als etwas über ein Pud Dynamit einhändigen können. Das Winter-Palais wurde äußerst scharf bewacht, und der Tischler Malzew fand nur selten Gelegenheit auszugehen. Vor vierzehn Tagen hatte Sheljäbow ihm im Namen Kibaltschitsch's erklärt, daß das angesammelte Sprengmaterial genüge, und Malzew-Chalturin hatte sich damit zufrieden gegeben, da er so wie so nichts mehr einschmuggeln könnte. Und nun wartete Sheljäbow Tag für Tag ungeduldig auf das Ereigniß. Er hatte den Genossen wohl noch mehrere Male nachher gesehen, sie hatten es jedoch vermieden, mit einander zu sprechen. Sie durften nicht das geringste Aufsehen erregen, und Chalturin war daher nur an ihm vorübergegangen und hatte ihm zugeflüstert: „Noch nicht möglich!“ oder „Es geht nicht!“ — Heute blieb er länger aus als sonst wohl, wenn er überhaupt kam, und Sheljäbow begann deshalb unmuthig auf und abzugehen. Es war ein trüber kalter Nachmittag, und ihn fror. Es schlug von der Admiraltät her sechs Uhr. Sheljäbow verließ seinen Standort und schritt durch den Thorweg Chalturin entgegen. Vor ihm lag nun der düstere Admiralitätsplatz im winterlichen Nachmittagsdunkel da, an der gegenüberliegenden Seite begrenzt von dem riesigen Winterpalais. Sämmtliche Fenster desselben waren hell erleuchtet, und elegante Equipagen rollten eine nach der andern an das im Gaslicht strahlende Hauptportal. Sheljäbow fiel es ein, daß er in der Zeitung gelesen habe, der Prinz von Hessen würde am heutigen Tage anlangen und beim Kaiser zusammen mit dem Fürsten von Bulgarien diniren. In den Equipagen saßen also wohl die Gäste,

die der Zar erwartete. Sheljäbow sah nach der Uhr; es war soeben halb sieben, und er beschloß, nach Hause zu gehen. Da sah er eine schlanke Gestalt an der Seite des Winterpalais auftauchen und eilig in der Richtung der Morskaja herannahen. Es konnte Chalturin sein, und er beschloß, zu warten. Nach wenigen Minuten war der Ankömmling so nahe, daß Sheljäbow ihn erkennen konnte: es war in der That Chalturin. Er ging ihm entgegen und bemerkte auf den ersten Blick, daß Chalturin bleicher als sonst aussah. Aber noch ehe er an ihn eine Frage stellen konnte, rief derselbe ihm leise zu: „fertig!“ Sheljäbow gesellte sich stumm zu Chalturin, und beide eilten dem Thorwege zu.

In demselben Momente ertönte hinter ihrem Rücken ein furchtbarer Knall. Die Erde erzitterte unter ihren Füßen, und sie wandten sich, wie von einer gewaltigen unsichtbaren Faust gedreht, um nach dem Winterpalais. Dasselbe stand zwar noch ganz auf derselben Stelle, aber die massiven Mauern schienen zu wanken; die Lichter an den Fenstern waren mit einem Schlage erloschen, und aus dem Dache stiegen schwarze Rauchwolken empor. Der Admiralitätsplatz war ganz in Finsterniß gehüllt und aus derselben heraus ertönte ein Krachen und Knattern, ein Schreien und herzzerreißendes Stöhnen, ein Rufen nach Hilfe und ein Eilen, Rennen und Jagen, daß den beiden Terroristen die Haare zu Berge stiegen. Sie standen noch eine Weile ganz betäubt da; dann ergriff sie ein unheimliches Grausen; sie kehrten sich um und flohen, und es war ihnen, als jage ein Heer Ermordeter mit drohenden Fäusten und fletschenden Zähnen hinter ihnen her.

Sie irrten einige Zeit kopflos durch die Straßen, dann näherten sie sich in einem großen Bogen wieder der Newa und kletterten auf das Eis derselben herab, um auf dem kürzesten Wege Wassilij Ostrow zu erreichen. Endlich langten sie im Quartier Gratschewski's

an, und hier brach Chalturin ohnmächtig zusammen. Als er wieder zu sich kam, sprang er von dem Sopha, auf dem man ihn gebettet hatte, empor und schrie wild: „Ist er todt?“

Niemand vermochte ihm Antwort zu geben. Die Genossen und Genossinnen, die bei Gratschewski versammelt waren, wußten vom Attentat noch nichts. Chalturin lief wie geistesabwesend umher, dann schrie er plötzlich: „Gebt mir Waffen! Lebendig sollen sie mich nicht haben!“

Sheljabow, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, und Sophja Perowskaja, die noch immer bleich und krank aussah, beruhigten den Aufgeregten. „Wir haben mehrere Pud Dynamit im Hause,“ sagte die letztere. „Sollte man uns hier verhaften wollen, so fliegen wir Alle eher in die Luft, als daß wir Dich auslieferten oder uns ergäben!“ — Diese Versicherung wirkte auf Chalturin: er stellte sein rastloses Wandern ein, warf sich auf das Sopha und versank in stumpfes Vorsichhinbrüten.

Nach und nach fanden sich immer mehr Parteimitglieder in Gratschewski's Wohnung ein, so daß dieselbe die Anzahl fast nicht mehr zu fassen vermochte. Die Kunde von dem neuen Attentate hatte sich mit Windeseile verbreitet, und Jedermann war neugierig, Näheres zu erfahren. Endlich kamen auch Michailow und Tichomirow. Sie sahen finster aus und begrüßten ernst die Versammlung. Es wurde still in den Zimmern, und alles drängte sich um die Führer.

Chalturin hob sein verstörtes Antlitz wiederum empor und fragte heiser: „Ist er todt?“

„Nein,“ sagte Michailow grollend. „Der Zufall hat Deine Arbeit vereitelt, Stepan Chalturin. Der Zar verdankt sein Leben dem hessischen Prinzen. Derselbe verspätete sich zum Diner um eine Viertelstunde, und die Mine explodirte, als der Zar mit seinen Gästen

den Corridor betrat, der zum Speisesaal führt. Einige Minuten später, und wir wären am Ziel gewesen. Statt dessen haben wir nur an die siebenzig Soldaten getödtet oder verwundet."

Chalturin war aufgesprungen und hatte die Mittheilung Michailow's vornübergebeugt mit großen, halbwahnsinnig glänzenden Augen angehört. Jetzt brach er in ein gellendes Lachen aus: „Ich habe es gesagt," schrie er, „das Dynamit sei zu wenig! Noch ein Pud mehr, und die ganze Brut wäre in Stücke zerrissen und unter den Trümmern des Palais begraben worden. Aber ich lasse nicht nach! Ich will verflucht sein auf ewig, wenn ich die Scharte nicht auswetze! Nieder mit dem Zaren!" Und er machte Miene fortzustürzen.

Die Genossen umringten ihn und redeten auf ihn ein. Alles schrie und lief durcheinander und erging sich in Verwünschungen und Vorschlägen, von denen einer toller als der andere war.

Inzwischen hatten Michailow und Tichomirow sich in eine Fensternische zurückgezogen, wo sie eifrig mit einander flüsterten.

„Fomenko ist seinen Wunden erlegen," sagte Michailow. „Wir müssen statt seiner einen Anderen in's Executiv-Comité berufen."

Tichomirow nickte zustimmend. „Ich habe an Sheljabow gedacht," sagte er. „Bist Du damit einverstanden?"

„Ja, wir können keinen Besseren finden."

Sie sprachen noch eine Weile lebhaft miteinander, dann trat Tichomirow in die Mitte des großen Zimmers und rief laut: „Ich bitte um Gehör!" Der Lärm verstummte und Tichomirow begann:

„Genossen von der Partei des Volkswillens! Es hat dem Schicksal, dem wir Alle uns beugen müssen, gefallen, zwei Mal unsere Pläne zu durchkreuzen. Aber es hat dadurch ihre Ausführung nur verschoben und

uns gelehrt, daß große Dinge nicht übereilt werden sollen. Wir wären thöricht, wenn wir diese Lehre unberücksichtigt ließen. Aber wir wären ebenso thöricht, wenn wir gleichzeitig am endlichen Gelingen verzweifelten. Zweierlei ist es, das wir nun vollbringen müssen. Einmal wollen wir fortfahren, dem Zar nach dem Leben zu trachten, aber nicht sofort, nicht morgen oder übermorgen, sondern nach sorgsamer, peinlicher Vorbereitung. Das Executiv-Comité wird die Sache nach wie vor energisch in die Hand nehmen und losschlagen, sobald es Zeit ist und keinerlei Garantie für den Erfolg fehlt. Dann muß der Schrecken, den unsere heutige That unfraglich verbreiten wird, gehörig ausgenutzt werden. Es erscheint mir dies zur Stunde fast wichtiger, als eine neue Execution gegen den Zaren. Wir wollen uns deshalb folgendes zur Richtschnur für die nächste Zeit nehmen: Zunächst sollen alle Genossen, welche irgendwie durch den heutigen Vorfall compromittirt worden sind, in die Provinz abreisen. Wir müssen sozusagen auf einige Monate von der Bildfläche verschwinden, bis der Polizei die Füße lahm und die Lungen schwach geworden sind. Die Aufgabe der Abgereisten wird es inzwischen sein, für die Partei und ihr Programm überall im Reiche festgegliederte Comités und Gesellschaften zu bilden, welche die allgemeine Revolution, — welche den Volksaufstand vorbereiten sollen. Dem Executiv-Comité wird es während dessen obliegen, den Stand der Sache durch Proclamationen der Gemeinheit darzulegen, eine neue Druckerei einzurichten, die Partei in der Residenz zu mehren und immer einheitlicher zu organisiren, unsere Presse zu vergrößern und Jedermann im Reiche zuzutragen, sowie endlich einen wohlüberlegten Plan für den Volksaufstand auszuarbeiten. Es ist sonnenklar, daß dem nächsten Attentate eine Volkserhebung im ganzen Reiche folgen muß. Der Tod des Zaren muß das Signal

dazu sein. Die nächste Zeit soll eine Zeit der inneren Festigung und der Vorarbeit für den Hauptschlag werden. Und wenn wir zunächst auch nicht mehr mit lauten Thaten zur Welt reden werden, so sollen doch unsere Federn und unsere Propaganda, von dem Grauen des Geheimnißvollen und den Schrecken der unterirdischen Revolution umgeben, dafür sorgen, daß wir nicht in Vergessenheit gerathen. Im Volke, unter den Arbeitern, in der Gesellschaft und in der Armee wollen wir emsig und zielbewußt wirken. Jeden Schritt der Regierung wollen wir durch Manifeste und Broschüren beantworten. So wird die Furcht vor uns nicht schwinden, sondern wachsen; sie wird mit dazu beitragen, uns neue Mitglieder zuzuführen. Und das ist Alles, wessen wir für's Erste bedürfen."

Tichomirow hielt inne und blickte über die Versammlung hinweg. Es erhob sich ein beifälliges Gemurmel, aber Niemand verlangte das Wort.

„Ich nehme an," fuhr er fort, „daß Ihr mit mir in Allem übereinstimmt und Euch nach wie vor der Führung des Executiv-Comité's anvertraut. So laßt uns denn auf's Neue an's Werk gehen — still, und geräuschlos, aber nicht minder rasch und energisch, als bisher!"

Er neigte grüßend das Haupt und schritt, von Michailow, Sheljabow und Sophja Perowskaja gefolgt, durch die schweigenden Genossen hindurch — hinaus in die kalte, düstere Winternacht . . . . . .

* *
*

Die Newa-Residenz befand sich in fieberhafter Aufregung. In wenigen Tagen sollte der Kaiser, der in schwerer Zeit den Thron seiner Väter bestiegen und den Bauern die persönliche Freiheit, der Gesellschaft die Anfänge einer Selbstverwaltung, dem gesammten Reiche eine moderne Rechtspflege geschenkt hatte, —

in wenigen Tagen sollte der Zarbefreier, der beste und liebenswürdigste Monarch, den Rußland seit einem Jahrhundert besessen, den Gedenktag seiner fünfundzwanzigjährigen Regierungsthätigkeit feiern, und mitten in die Vorbereitungen zu diesem Feste war das neue, entsetzliche Attentat gefallen! Jeder liebte diesen Kaiser. Niemand begriff es, warum man gerade ihn für die vielen Unvollkommenheiten im Reiche verantwortlich machen wollte. Niemand sah einen greifbaren Grund für den Haß und den Verfolgungswahn, mit dem das irdische Leben dieses Kaisers bedroht ward, und Niemand verstand die blutdürstige Logik der nihilistischen Mordbuben, daß das Oberhaupt des Staates treffen, das herrschende System vernichten hieße. Wohl gab es Viele, die mit Kaiser Alexander II. nicht zufrieden waren; aber es gab Keinen, der ihn nicht für einen guten Menschen hielt. So war denn Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Groß und Klein, einen kaum nennenswerthen Bruchtheil vielleicht ausgenommen, nicht nur bestürzt und entrüstet, sondern wahrhaft ergriffen und niedergeschlagen. Das Reich ward zornig auf die verschwindende Minorität, die sich als Vollstreckerin eines Weltgerichtsurtheils aufzuspielen wagte, und klagte und trauerte. Es begann die Zeit, in der Tausende anfingen, sich an die Brust zu schlagen und Reue zu empfinden, daß sie aus Trägheit und Egoismus, aus Lust am Intriguiren und aus Schadenfreude, aus falschem Idealismus und aus mißverstandenem Volksinteresse, eine Bewegung direct und indirect unterstützt und heimlich gefördert hatten, die auf einmal den politischen Mord nicht nur im Munde führte, sondern zur That machte. Aber die Feigheit ist die erste Natur des Menschen: die Furcht kämpfte in diesen Tausenden mit dem erwachenden Gewissen und verhinderte es, so laut zu schlagen, daß es die Anderen hören konnten. Die es am ehrlichsten meinten, schwiegen still und be-

schlossen, sich zurückzuziehen. Die Pharisäer stellten sich an die Straßenecken und überboten den Zorn und das Wehklagen der Gerechten, aber sie strengten ihre Lungen nur an, um sich selbst zu betäuben, um nicht erkannt zu werden. Die Zeit der Besserung hatte zwar begonnen, aber noch herrschten geheime Angst und gottverfluchtes Begehren neben ehrlicher Einkehr und aufrichtigem Schmerze; noch waren Heuchelei und Lüge, Ehrgeiz und Streberthum in Vielen mächtiger als die Wahrheit. So kämpfte denn das Böse immer noch gegen das Gute an und hinderte es am vollen Siege. Und dann kamen Ereignisse, welche dem Tagesgespräch eine andere Richtung gaben und den am meisten innerlich Belasteten die bequeme Gelegenheit boten, die Seele heuchlerisch zu erleichtern.

Der Kaiser war wie gebrochen. Seit dem Herbste war er um Jahrzehnte gealtert. Er fühlte mit unerbittlicher Deutlichkeit, daß Wahrheit und Furchtlosigkeit gerade an den Stufen seines Thrones fehlten, und er hatte nicht die Kraft, seinen Fuß auf all' das Gezücht oben und unten im Reiche zu setzen und ihm den Nacken zu zertreten. Ihm fehlte der Muth des Entschlusses, und er lieferte sich denen aus, denen er noch am meisten traute, weil ihre Rathschläge seinem guten Herzen am besten dünkten. Seine Pflichten waren ihm zu einer Last geworden, die er nicht mehr tragen mochte. Er war müde, sterbensmüde und sehnte sich nach Ruhe. Eine Woche nach der Explosion im Winterpalais ward St. Petersburg durch Einsetzung der Obersten Verfügungs-Commission überrascht. Man erfuhr, daß der Generalgouverneur von Charkow, General Graf Loris-Melikow, zum Chef dieser Commission ernannt und mit discretionären Gewalten ausgestattet worden war, wie sie nur bisher der Zar selbst geübt hatte. Und zwei Tage darauf las die Bevölkerung in allen Zeitungen und an allen Litfaßsäulen das Manifest des

neuen Dictators, der zugleich als Minister des Innern die neue Gewalt und die alte Macht der dritten Abtheilung in seiner Person vereinigte. Dieses Manifest war ein Apell an die Gesellschaft und an das Volk; es rief das gesammte Rußland zum Kampfe gegen die Staatsverbrecher auf; es verhieß neben eifriger Verfolgung der umstürzlerischen Bewegung strenge Gerechtigkeit; es versprach weitere Reformen und die Aufnahme des geistigen Kampfes gegen das Umsichfressen der Revolution; aus ihm sprach nicht mehr die Polizeiwillkür, sondern volles Gottvertrauen, ernster Wille und milde Strenge. Dennoch rief es die verschiedensten Beurtheilungen hervor. Die Einen nannten es eine erzwungene Nachgiebigkeit und ein Zeichen der Schwäche und zogen sich murrend zurück. Die Anderen begrüßten es freudig und träumten von dem Morgenrothe einer neuen liberalen Aera. Wieder Andere fanden es nicht Fisch noch Fleisch, ein kopfloses Zwitterding, welches die Halbheit regierungsfähig machen wollte. Die Nihilisten aber, die im Namen des „Volkswillens" das Zarenreich terrorisirten, warnten alle Welt in Proclamationen und Flugblättern, die unter den Augen der Regierung gedruckt und von unsichtbaren Händen zahlreich wie Schneeflocken überall hin verstreut worden waren, vor dem Scheinliberalismus, der nach außen Liebe zur Freiheit heuchele, um die Brutalität im Innern zu verdecken. So stand die Fehde Aller gegen Alle nach kurzem Schwanken wieder in voller Blüthe, und Hoffnung und Furcht, Zuversicht und Entsetzen bewegten nach wie vor die Gemüther.

Und dann kam das Regierungsjubiläum. Es verlief ohne rechte Stimmung und Festfreudigkeit. Der Jubel war officiell und übertönte nur unvollkommen das Zähneklappern der Feiglinge und das Geschrei der Erniedrigten und Bedrückten. Und drei Tage darauf fiel der Schuß des Nihilisten Mlodezki, der dem

Leben des Dictators Loris-Melikow ein rasches Ende machen sollte. Die Terroristen versicherten öffentlich, daß sie mit diesem erneuten Fehlschusse nichts gemein hätten. Aber man faßte diese Versicherung als Hohn auf, und man fing wieder an, an die Allmacht des unterirdischen Rußland mehr zu glauben, als an den Sieg der Ordnung; die Wahrheit aber verhüllte auf's Neue das Haupt. —

Von all' dem ward Marja Antonowna Plewanko wenig berührt. Seit sie kurz vor Weihnachten nach St. Petersburg übergesiedelt war, führte sie ein stilles Dasein, dem nur das Steigen und Sinken der eigenen Lebenshoffnungen Inhalt und Abwechselung gab. Die alte Tante, bei der Leikin sie untergebracht hatte, war eine alte gute Seele, ohne Bedürfnisse und ohne Neigungen. Sie nahm die Dienste Marja's wenig in Anspruch und schenkte ihr vollkommen Freiheit, zu thun und zu lassen, was ihr gutdünkte. Gregorij Petrowitsch besuchte die Beiden äußerst selten, weil er allzu beschäftigt war. Wenn er aber kam, so war er freundlich und lieb zu Marja; er plauderte ihr gegenüber offen von Allem, was ihn beschäftigte, und behandelte sie überhaupt wie seine Schwester. Und Marja war ihm dankbar dafür, — noch mehr, ihr Herz fing wieder an, zu hoffen, so sehr sie sich Mühe gab, sein Klopfen zu unterdrücken; es wußte ja nicht, daß Gregorij Petrowitsch auch Marja gegenüber seine Geheimnisse hatte; daß er neben seinen geheimen politischen Plänen auch andere Dinge sann und plante, bei denen die Leidenschaft des Herzens eine Rolle spielte! Marja war keine Natur, die auf die Dauer wunschlos bleiben konnte, und die Gestaltung ihres Schicksals gab ihr einen Schein des Rechts, nicht allzustreng mit dem Hangen und Bangen ihres Herzens zu Gericht zu gehen. Es war vielleicht doch gut, daß sie Gregorij Petrowitsch wiedergefunden hatte! Sie glaubte sein Herz

frei und ertappte sich oft dabei, daß sie in Stunden selbstvergessender Träumereien an die Möglichkeit glaubte, aus ihrem freundschaftlichen Verhältnisse mit ihrem Jugendgeliebten ein innigeres, dauernderes hervorgehen zu sehen. Dann schüttelte sie zwar den Kopf, aber in ihrer Seele blieb doch ein Etwas hangen, das wie leises, zages Hoffen auf ein zukünftiges Glück aussah. . . . . Der Conflict, in den ihre stille Liebe zu Leikin und ihre Angehörigkeit zu der Umsturzpartei sie treiben mußten, machte ihr zunächst weniger zu schaffen, als sie gefürchtet hatte. Die Social-Revolutionäre thaten ihren Parteigenossen insofern keinen Zwang an, als sie zu ihren gewagtesten Unternehmungen nur Kräfte heranzogen, von deren Ueberzeugungsfanatismus sie durch Proben unterrichtet waren. Sie hatten bald erkannt, daß Marja einerseits zu den Lauen gehörte und andrerseits völlig unschädlich war, und verlangten ihre Dienste nur, wo es sich um Verbreitung von Flugblättern und Broschüren oder die Veranstaltung von Geldsammlungen, die Besorgung von wichtigen Correspondenzen u. dgl. m. handelte. Dazu kam noch, daß Alexander Michailow mit einer gewissen Sorgfalt Alles von ihr fern hielt, was ihr Gemüth allzusehr verletzen konnte. Er war überhaupt ein sonderbarer Mensch. Marja konnte aus ihm nicht klug werden. Als sie ihm in Moskau — damals, am Tage nach dem Eisenbahnattentate — ganz unbefangen mitgetheilt hatte, wie sehr sie um das Leben des Kaisers gebangt hatte, und wie fest entschlossen sie sei, niemals ihre Hand zu ähnlichen Unternehmungen zu bieten, — da hatte er nicht aufbegehrt, er hatte vielmehr ihre beiden Hände ergriffen und ihr mit weicher Stimme gesagt: „Dein Herz ist gut und rein, bewahre es Dir so, wie es ist!“ Und gleich darauf hatte er unermüdlich Tag und Nacht daran gearbeitet, die Moskauer Socialisten zu einer festen Partei zu organisiren und zum Terrorismus und Zarenmorde

zu bekehren. In seinem Benehmen gegen Marja ließ er sich von einer wechselvollen und in tausenderlei Widersprüchen schillernden Stimmung beherrschen. Bald war er in ihrer Gesellschaft froh und mittheilsam, bald schwermütig, weich und traurig, bald finster, mürrisch und wortkarg. Er war ihr ebenso sympathisch wie damals, als sie ihn kennen lernte, aber sie mochte doch kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Ja, es beherrschte sie oft eine instinctive Furcht vor ihm, die jeder intimeren Annäherung, jeder Wiederkehr sorgloser Offenheit im Wege stand. So hatte Marja den Genossen aus Gründen, die ihr selbst nicht recht klar waren, verschwiegen, daß sie Leikin im November in Moskau gesprochen hatte und daß die Dame, bei der sie Gesellschafterin war, eine Verwandte des Gensdarmerie-Majors war. Und ihre einzige Sorge war, daß ein Zufall ihre Beziehungen zu Gregorij Petrowitsch Michailow verrathen könnte. Sie war mit Letzterem viel häufiger zusammen als mit Ersteren. Sie hatte, seit Michailow Moskau verlassen und in St. Petersburg die Leitung der Druckerei übernommen hatte, die Pflicht, falls sie nicht zu außerordentlichen Leistungen aufgefordert wurde, von Zeit zu Zeit in der Wohnung Michailow's vorzusprechen und nachzufragen, ob man ihrer nicht bedürfe. Dieser Pflicht kam sie gewissenhaft nach, und zwar um so lieber, als in demselben Hause in einer kleinen Gasse auf der Wyborger Seite Sheljabow und Sophja Perowskaja wohnten. Das Zusammenleben dieser beiden Menschen, deren Liebe zu einander um so rührender war, als sie sich aus freiem Willen zugeschworen hatten, ihre eheliche Verbindung bis zur Stunde der „Befreiung des Volkes" aufzuschieben, gefiel Marja ungemein. Sophja's Gesundheitszustand verlangte sorgsame Pflege, und Marja that das Ihrige, um Sheljabow diese Sorge, der er sich mit Zartheit und Hingebung widmete, zu erleichtern. So kam es,

daß sie fast täglich in der kleinen ärmlichen Wohnung erschien, um Sophja durch ihr Geplauder zu zerstreuen. Diese Gelegenheit benutzte Sheljabow, um die nothwendigen Ausgänge zu besorgen oder in irgend einer Arbeiterversammlung agitatorische Reden zu halten. Kehrte er dann zurück, so kam auch Michailow aus seinem Zimmer herüber, und die vier Menschen ergingen sich in politischen und philosophischen Gesprächen und in phantastischen Zukunftsträumen, oder Sheljabow las den Anderen seinen neuesten Artikel für die Zeitung der „Volkswille“ vor. Und ward es dann Zeit zum Aufbruch, so begleitete Michailow Marja nach Hause.

So gingen die Beiden auch eines Abends selbander durch die langen breiten Straßen der Wohnung Marja's zu. Es war eisig kalt. Am klaren Himmel funkelten die Sterne, und der warme Hauch verwandelte sich in weiße Wölkchen, die lustig davonflogen. Marja und Michailow, die beide nicht allzuwarm gekleidet waren, schritten lange Zeit rasch und schweigend vorwärts. Dann fragte Michailow plötzlich: „Was hältst Du von der Ehe, Marja Michailowna?“

Sie sah erstaunt auf und entgegnete ausweichend: „Wie kommst Du auf diese Frage?“

„Mich beschäftigt das Schicksal Sheljabow's und Sophja's. Sie sind alle Beide als echte Socialisten Gegner der Ehe und wollen sich doch nicht eher als Mann und Frau zusammenthun, als bis der Pope sie versprochen hat. Ist das nicht inconsequent?“

„Das kann ich nicht finden.“

„Die freie Liebe gehört aber doch in unser Programm! Die gegenseitige Zuneigung ist und bleibt der einzige Kitt, der zwei Menschen für immer verbinden kann, wozu also die Mitwirkung der Pfaffen? Was unnütz ist, soll aus der Welt verschwinden, und etwas unnützeres als das Dogma der Ehe kann ich mir nicht denken!“

Marja blickte sinnend vor sich hin. „Auch die Ueberlieferung hat ihre Rechte," sagte sie endlich. „Ich könnte es nie über mich gewinnen, eine Ehe als vollgültig anzusehen, die nicht nach Herkommen und Sitte geschlossen ist."

„So würdest Du Dich selbst niemals einem Manne ergeben, auch wenn jeder Pulsschlag Deines Herzens ihm gehörte, es sei denn mit dem Segen des Priesters?" Michailow's Stimme zitterte leise, und seine Augen, die sich Marja zuwandten, flimmerten seltsam.

„Niemals!" erwiderte sie fest.

Sie waren an einem Kreuzungspunkte zweier Straßen nahe der Wohnung Marja's angelangt. Hier pflegten sie sich gewöhnlich zu trennen, und Marja blieb stehen. „Leb' wohl, Sascha!" sagte sie und streckte ihm ihre Hand entgegen. „Auf Wiedersehen!"

Michailow schien ihre Hand nicht zu sehen. „Leb' wohl!" erwiderte er mit heiserer Simme und mit abgewandtem Gesicht und bog langsam in die Seitenstraße ein. An der Ecke hielt er seine Schritte an, wandte sich zurück und blickte Marja nach, bis sie im Hause verschwand. Dann fuhr er sich mit der Rechten über die Augen. „Es war ein Traum," sagte er leise und schwermüthig und ging mit gesenktem Haupte weiter. — — —

Als Marja in das Wohnzimmer trat, fand sie Leikin vor, der im Begriff war aufzubrechen und sich gerade von der Tante verabschiedete. Sie trat auf ihn zu und streckte ihm beide Hände freudig entgegen. „Wenn ich gewußt hätte, daß Du uns heute besuchen würdest, wäre ich nicht ausgegangen," rief sie und erwiderte herzlich den Druck seiner Hände.

Leikin war guter Laune. „Ich sollte eigentlich auf mein Pflegeschwesterlein böse sein," sagte er scherzend, „aber ich will Gnade üben Zumal ich nur auf einen Sprung hergekommen bin: ich werde auf

einige Tage nach Tula reisen und wollte mich verabschieden."

„Nach Tula?" fragte Marja, „was hast Du denn dort zu thun?"

„In der Umgegend sind in einer Fabrik Unruhen ausgebrochen. Ich bin vom Dictator zur Untersuchung abcommandirt."

Marja bemerkte erst jetzt, daß Leikin die große Uniform trug und alle Ordenszeichen angelegt hatte. „Du kommst wohl direct vom Grafen Loris-Melikow?" fragte sie und zeigte auf die Orden.

„Nein, wir haben Drentelen ein Abschiedsdiner gegeben. Er will auf einige Zeit verreisen, bis der Kaiser ihm ein anderes Amt verleiht. Er scheint sich mit seinem Nachfolger, dem neuen Minister und Dictator, nicht gut zu vertragen. Als er die Einsetzung der „Obersten Verfügungs-Commission" erfuhr und die Ernennung Loris-Melikow's zum Chef derselben, war er sehr aufgeregt. „Jetzt haben wir statt eines zwei Zaren," schrie er wüthend und erklärte, daß er gehen müsse, da man bekanntlich zweien Herrn zu gleicher Zeit nicht dienen könne."

Marja und die alte Tante lachten, und Gregorij Petrowitsch verabschiedete sich mit dem Versprechen, nach seiner Rückkehr sofort wiederzukommen.

Er fuhr direct in seine Wohnung in der Fontanka. Als er eintrat, kam Iwan ihm mit einer Depesche entgegen. „Aus Moskau," sagte er.

Leikin riß die Depesche eilig auf und las: „Papa's rheumatisches Leiden so schlimm geworden, daß heute beschlossen ward, unverzüglich nach Wiesbaden zu reisen. Kann nicht fort, ohne Dich gesehen und gesprochen zu haben. Komm' sofort. Gruß und Kuß. Anna."

„Da kommt mir die Abcommandirung sehr gelegen", murmelte er und eilte an den Schreibtisch.

„Wieviel Zeit ist es noch bis zum Abgang des Moskauer Courierzuges?“ fragte er laut.

Iwan sah nach der Uhr. „Eine Stunde, Gregorij Petrowitsch.“

„Es ist gut, lege den kleinen Koffer zurecht!“

Während Iwan dem Befehl nachkam, warf Leikin rasch ein Paar Zeilen auf ein Blatt Papier. „Prinzessin Anna Michailowna D. Moskau“, schrieb er. „Eintreffe morgen früh. Erwarte Dich eilf Uhr am Arbat'schen Platz, Ecke Snamenjka. Tausend Grüße. Georg.“ Dann überlas er die Zeilen nochmals, rief Iwan aus dem Nebenzimmer und befahl: „Besorge diese Depesche sofort in's Telegraphenamt. Du kannst meinen Schlitten benutzen.“

Während Iwan davonlief, machte Leikin sich an's Einpacken. Er war damit noch beschäftigt, als er rasche Schritte auf dem Corridor hörte. Seine Thür ward aufgerissen und Prinz Peter trat ein. Er schien sehr aufgeregt.

„Guten Tag, Gregorij Petrowitsch“, rief er und blieb dann bestürzt stehen. „Sie wollen fort?“ fragte er.

„Ja, ich muß nach Tula.“

Prinz Peter athmete erleichtert auf. „Dann fahren Sie über Moskau. Das ist schön! Ich habe eine Bitte an Sie. Mama telegraphirt mir soeben, daß Papa's Zustand die sofortige Abreise in's Ausland verlangt. Ich soll nach Moskau kommen, aber ich kann nicht — ich kann nicht. Es wird ja nicht allzu schlimm sein, der Rheumatismus ist zu curiren. Aber ich will nicht herzlos erscheinen. Deshalb bitte ich Sie, meine Eltern aufzusuchen und mich zu entschuldigen: ich sei unwohl — oder sonst irgend eine Ausrede. Wollen Sie?“

„Gewiß will ich, aber warum können Sie denn nicht selbst fahren, Fürst?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, aber es geht nicht — wahrhaftig nicht!“

Er ging erregt auf und ab und murmelte vor sich hin: „Ich habe es verschworen! Ja, wenn sie telegraphirt hätte? So aber — nein, ich kann es nicht! Ich muß Flena zeigen, wie ernst ich es nehme! Und sollte ich den guten, lieben Papa auf ein Jahr und mehr nicht sehen!“

Leikin warf Peter erstaunte Blicke zu, dann sagte er achselzuckend: „Sie müssen am besten wissen, was Sie zu thun und zu lassen haben. Ich stelle mich Ihnen gern zur Verfügung. In jedem Falle aber telegraphiren Sie, daß Sie krank seien, und daß ich, auf einer Fahrt durch Moskau begriffen, das Nähere morgen Mittag persönlich mittheilen werde.“

„Ja, das will ich gleich thun! Ich danke Ihnen, Gregorij Petrowitsch, — ich danke Ihnen von Herzen. Leben Sie wohl und grüßen Sie die Meinen!“ — Und er stürzte hinaus.

Leikin sah ihm lächelnd nach: „Ich hätte ihm so viel Charakter gar nicht zugetraut,“ sagte er halblaut. „Die kleine Flena wird wunde Augen machen, wenn ich statt seiner morgen auftauche. Was sich doch die Menschen gegenseitig quälen, ehe sie sich in die Arme sinken!“ . . . Dann wandten sich seine Gedanken Anna zu. „Die Trennung kommt mir gar nicht ungelegen“, fuhr er im Selbstgespräch fort. „Hier treibt Alles einer Katastrophe zu. Mein Geschick kann sich aber erst nach derselben entscheiden. Und sie soll erst an meine Seite treten, wenn ich auf der Höhe stehe: wenn die dunklen Pfade hinter mir liegen und lichte Wege in die Zukunft weisen.“ — —

X.

Im dritten Stocke eines großen, alten Hauses in der Teleschnaja-Gasse herrschte seit Monaten eine emsige, geräuschlose Thätigkeit. Hier bewohnten die Nihilisten Kolodkewitsch und Sablin, ein kaum achtzehnjähriger Jüngling von schmächtiger Figur und gewöhnlichem Aussehen, gemeinsam mit Hesse Helfmann eine Wohnung von fünf geräumigen Zimmern. Aber nur die beiden Vorderzimmer hatten das Aussehen von Wohngemächern, die übrigen Räume waren in ein Laboratorium umgewandelt, in welchem Kibaltschitsch, in einen abgetragenen Sommerpaletot gehüllt, mit verwildertem Haar und Bart, unter Maschinen, Kisten und Retorten, unter Flaschen und Fläschchen mit allerlei sonderbaren Flüssigkeiten, unter Röhren, Eisenkugeln und Metallpatronen, unermüdlich von früh bis spät hantirte. An langen Tischen saßen Tag für Tag gegen ein Dutzend fragwürdiger Gestalten, mit der Zubereitung von Sprengstoffen und Bomben beschäftigt oder auch den Erläuterungen Kibaltschitsch's und seinen Anweisungen lauschend. Gegen Abend hörte die gefährliche Arbeit auf, und ein Theil der Anwesenden streckte sich nach gemeinsamem Abendbrote neben den Tischen auf die Diele nieder, um zu schlafen; ein andrer Theil aber folgte Kibaltschitsch hinaus auf das

weite Marsfeld oder über das Weichbild der Stadt hinaus, um im Dunkel der Nacht im Freien Experimente zu machen oder sich im Werfen von Bomben und Granaten zu üben. Und kehrten die unheimlichen Gesellen wieder nach Hause zurück, so setzte sich Kibaltschitsch, der unermüdlich schien, nieder, um beim trüben Lichte einer Lampe über chemischen oder physikalischen Problemen zu brüten oder sich in die Werke der heimischen Dichter zu vertiefen; denn Kibaltschitsch liebte die Literatur und konnte alles um sich her vergessen, wenn er sich in Gogol's Schriften versenkte oder mit fliegendem Athem die Romane Turgenew's las.

Hesse Helfmann war selten zu Hause. In einen weiten Mantel gehüllt und eine große Ledertasche in der Hand, ging sie aus, um aus der neueingerichteten Druckerei auf Wassilij Ostrow Zeitungsnummern, Proclamationen und Flugblätter abzuholen, die sie mit unglaublichem Geschick überall, namentlich aber in Fabriken, im Kaufhofe und auf den Plätzen, wo das Volk sich umhertrieb, verbreitete oder, in kleine harmlose Packete verhüllt, verschnürt und versiegelt, der kaiserlichen Post zur Uebersendung an die verschiedensten Deckadressen in der Provinz ablieferte, auf jedem Postamte jedesmal nur ein oder zwei Päckchen. Oder sie ging von Haus zu Haus, wo die heimlichen Freunde der Revolution wohnten, zu kleinen Beamten, zu Generälen und Staatsräthen, zu alten Damen und zu reichen Kaufleuten, um unter dem Deckmantel der Sammlung für wohlthätige Zwecke die versprochenen Beiträge zum Besten der „großen Sache" einzukassiren. Und je ungenirter und offener sie dabei verfuhr, desto sicherer entging sie dem aufmerksamen Auge der Polizei.

In Hesse's Abwesenheit stellte sich in der Teleschnaja-Gasse Sophja Perowskaja ein, um am Fenster Platz zu nehmen und durch außen schräg angebrachte Spiegel die Straße zu beobachten, oder, je nachdem

der Augenblick es verlangte, das den Genossen bekannte Zeichen für die absolute Sicherheit des Ein- und Austritts in das Conspirationshaus stehen zu lassen oder zu entfernen. Dann kamen auch Michailow und Tichomirow, Sheljabow und die anderen Führer und Vertrauensleute der Partei in der Teleschnaja-Gasse zusammen, um von ihren Erfolgen und Mißerfolgen zu berichten, neue Pläne zu berathen und die zu ergreifenden Schritte zu erwägen. Dies alles konnte um so ruhiger geschehen, als der Wirth des Hauses und der Dwornik zur Partei gehörten und zuverlässige Freunde waren. Die Polizei war zwar in der Residenz und in der Provinz thätiger als je und ergriff auch hie und da den einen oder anderen der Verschwörer, aber die Ergriffenen leugneten ihre Zusammengehörigkeit zur Partei und verriethen nichts. Sie wußten auch meistens viel zu wenig, um die Regierungsorgane auf die richtige Fährte zu bringen: die Organisation der Terroristenpartei war eine zu gute, von dem Hauptquartier in der Teleschnaja wußten nur Wenige und nur die Allersichersten, und die Führer, die überall agitirten und in den unzufriedenen Massen wirkten, waren der Allgemeinheit nur unter Spitznamen bekannt. So gingen im unablässigen Kampfe der Ordnung wider den Umsturz, des Umsturzes wider die Ordnung, Monate hin und das Jahr 1880 näherte sich seinem Ende. Auf der Oberfläche trieb das überlieferte Alltagsleben sein gewöhnliches Dasein, und nur die Eingeweihten — und wie wenig gab es und giebt es ihrer — hatten eine Ahnung davon, wie es oben und unten im Reiche gährte. Die Jahreszeiten lösten einander ab, aber was den Menschen in ihrem kleinlichen Getriebe eine Ewigkeit dünkte, war vor der Geschichte kaum mehr als eine Minute — ein Athemzug der Zeit.

Kurz vor Weihnachten saß das Executiv-Comité im Hauptquartiere zu einer geheimen Berathung zu-

sammen. Von Ihm war nach langer Zeit wieder ein Schreiben eingelaufen. Der Chef theilte in demselben mit, daß Goldenberg sich selbst bereits im Juli im Gefängnisse erhängt, vorher aber alles, was er wußte, dem Major Leikin verrathen habe; der Partei ward äußerste Vorsicht angerathen und dem Executiv-Comité der Befehl gegeben, daß die Mitglieder so viel als möglich zum Schein irgend ein Gewerbe ergreifen sollten; sonst wäre es auf die Dauer unmöglich, die Argusaugen der geheimen Polizei einzuschläfern, welche ein besonderes Augenmerk auf Beschäftigungslose zu richten anfange.

„Leikin ist unser gefährlichster Feind," bemerkte Michailow nach Verlesung des Schreibens. „Wenn einer der Parteischergen sein Leben verwirkt hat, so ist er es, und ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich ihm den verdienten Lohn gegeben habe. Mich wundert nur, daß er von den Geständnissen Goldenberg's bisher noch keinen Gebrauch gemacht hat. Er pflegt sonst nicht zu zögern, und daß er darüber, was er in Erfahrung gebracht, nicht geschwiegen hat, beweist der Umstand, daß Er davon Kenntniß erhalten."

Sheljabow schüttelte nachdenklich den Kopf. „Leikin's Rolle ist mir schon manchmal dunkel erschienen," sagte er. „Es ist ja wahr, daß er uns öfter schwer getroffen und mit wahrer Blutgier verfolgt hat, aber doch nur dann, wenn er es in seiner Stellung mußte. Dagegen ist mir Chalturin's Wahrnehmung bei der ersten nächtlichen Visitation im Winterpalais geheimnißvoll und unerklärlich, wenn Leikin wirklich der ist, für den Sascha ihn hält. Chalturin schwört, daß der Major seinen Koffer absichtlich nicht durchforscht, sondern nach einer oberflächlichen Betastung mit einem eigenthümlichen Blicke auf ihn zugeschlagen habe, — so etwa, als habe er sagen wollen: ich weiß wohl, was darin ist, aber ich will es nicht aufdecken. Dieser

Vorfall giebt zu denken. Ich neige fast der Annahme zu, daß Leikin von unserem Chef wenn auch nicht gewonnen, so doch zum Maßhalten bestimmt worden ist. In jedem Falle vermuthe ich, schon weil der Chef Leikin's Namen erwähnt, Beziehungen zwischen diesen beiden, und diese Vermuthung klärt die jetzige Unthätigkeit des Majors vollkommen auf."

Michailow und Tichomirow sahen sich betroffen an. „Das wäre allerdings seltsam!" sagte Letzterer zweifelnd. „Wenn Sheljabow nicht Unrecht hat, so haben wir eine neue Handhabe dafür, wie thäthig und sorgsam mein unbekannter Blutbruder in unserem Interesse wirkt."

Michailow war nicht überzeugt, aber er schwieg. Nun ergriff Sheljabow wieder das Wort: „Kibaltschitsch hat mir mitgetheilt," sagte er, „daß er mit der Construction seiner neuen Sprengbomben fertig sei. Wir können also mit den Vorbereitungen für den längstgeplanten Hauptschlag beginnen."

„Wie weit sind die Vorarbeiten gediehen?" fragte Tichomirow.

Jurij Nikolajewitsch Bogdanowitsch und die Jakimowa haben unter der Firma Kobosew in der kleinen Ssadowaja im Hause Mengden eine Käsehandlung im Erdgeschoß eingerichtet und den dazugehörigen Keller gemiethet. Ihre Pässe sind in Ordnung, und das Geschäft geht ganz flott. Sie könnten also mit der Unterminirung der Straße beginnen. Für die Erdarbeit brauchen sie drei zuverlässige Genossen, denen wir vielleicht einen der technisch ausgebildeten Schüler Kibaltschitsch's als Leiter beigeben können. Ferner hat die Minenlegung unter der „Steinernen Brücke" unter meiner Leitung bereits angefangen; sie schreitet indeß nur sehr langsam vorwärts, da wir hier nur einige Stunden der Nacht von der versteckten Quai-Nische unter dem Brückenkopfe aus arbeiten können. Auch

möchte ich Sascha bitten, mir die Leitung dieses Unternehmens abzunehmen."

„Ich bin dazu gern bereit," bemerkte Michailow.

„Meine Meinung geht nämlich dahin," fuhr Sheljabow fort, „daß wir die beiden Minen, die doch nur in Function treten können, wenn der Kaiser zufällig die kleine Sfadowaja oder die Steinerne Brücke passirt, lediglich als Nothbehelf betrachten. Den Hauptwerth lege ich auf Wurfbomben, und ich will diesem Versuche meine ganze Kraft zuwenden. Mein Plan geht dahin, eine ganze Reihe todesmuthiger Bombenwerfer, zum mindesten aber sechs, längs einem der Wege aufzustellen, die der Kaiser auf seinen Ausfahrten zu benutzen pflegt. Sophja und ich selbst postiren uns am Anfang und am Ende der Reihe und geben durch ein wenig auffälliges Zeichen — ich etwa durch Erheben des Taschentuchs zur Stirn, Sophja durch das Wehenlassen des Schleiers — Kunde vom Herannahen des Kaisers. Sobald dies Zeichen erfolgt ist, suchen die Bombenwerfer in den ihnen vorgeschriebenen Abständen die vordere Reihe der Passanten dicht hinter den Soldaten, zu gewinnen. Ein zweites gleiches Zeichen von der Seite, von welcher der Kaiser kommt, gilt dem zunächst stehenden Genossen als Wink, seine Bombe gegen die Equipage des Kaisers zu schleudern. Gleichzeitig müssen die folgenden mit dem unzweifelhaft vordrängenden Publicum vorstürzen und ihre Bomben nachschleudern, sodaß uns das Opfer in keinem Falle entrinnt. Die Ausführung schieben wir bis Ende Februar auf, da die Bombenwerfer von Kibaltschitsch sorgfältig eingeübt werden müssen. Als solche habe ich zunächst den Studenten Ignaz Grinewizki, den Arbeiter Ryssakow und Sascha's Vetter, Timofei Michailow, im Auge, aber ich will, wenn Ihr mir zustimmt, dieser Tage noch Freiwillige berufen und aus diesen noch mehrere auswählen, welche mir ebenso treu und muthig

scheinen wie die Genannten. Das Einzige, dessen ich noch benöthige, ist die sichere Nachricht einer unaufschiebbaren Fahrt des Kaisers — etwa zu einer Parade, einem Regimentsfest oder dergleichen."

„Nichts leichter als das," rief Tichomirow; „die Nachricht wird Er uns geben."

„Wenn sie diesmal nur zuverlässiger ist, als damals in Moskau!" warf Michailow bitter ein.

„In der Moskauer Affaire," erwiderte Tichomirow, „trifft meinem Blutsbruder keine Schuld. Es ist bekannt, daß der Kaiser gegen alle Vorherbestimmungen auf der letzten Station vor Moskau die Züge gewechselt hat. Nein, auf Ihn können wir uns verlassen!"

„Ist der Kaiser gefallen," sprach Sheljabow weiter und sein Antlitz röthete sich, „so finden wir uns wenige Stunden darauf hier in der Teleschnaja zusammen und organisiren den Ausbruch der Revolution. Zum nächsten Morgen berufen wir durch unsere Mitglieder eine allgemeine Arbeiter- und Volksversammlung zusammen, an deren Spitze wir uns stellen, um zunächst das Zeughaus und die Kasernen zu stürmen. Damit dies nicht allzuviel Blutvergießen kostet, habe ich bereits Verbindungen mit zahlreichen Officieren angeknüpft, welche uns die Waffendepots ausliefern und ihre Soldaten zuführen werden. An der Spitze dieser Officiere steht mein Freund Ssuchanow. Daß uns das Volk und die Arbeiter folgen, und zwar zu Hunderttausenden, ist sicher: ich habe sie vorbereitet und werde in der Zwischenzeit in dieser Richtung noch weiter wirken. Etwa eine Woche vor dem Attentate müssen die Führer in Moskau und in den Provinzen von dem Bevorstehenden benachrichtigt werden, damit sie auf das erste Zeichen von uns losschlagen können. Und ist erst St. Petersburg in unseren Händen, so haben wir gewonnenes Spiel!" — Er war in Extase und seine Augen leuchteten förmlich.

„Einen sehr wesentlichen Punkt hast Du vergessen, Andrei," bemerkte Tichomirow kühl. „Welche Rolle willst Du denn Ihm, unserem Oberhaupte, zuertheilen? Ich meine, Er soll zunächst unseren ganzen Plan erfahren und uns nicht nur seine Zustimmung geben, sondern auch mittheilen, welche Kräfte Er uns beim Ausbruch der Revolution zuführen kann. Wir müssen jedenfalls mit Ihm im vollsten Einverständnisse handeln."

„Ich habe nichts dagegen," sagte Sheljabow eifrig. „Uebernimm Du diesen Theil des Programms!"

Tichomirow erklärte sich dazu bereit — und die Sitzung des Executiv-Comité's ward aufgehoben ....

* *
*

Der Wassiljew-Abend, an dem das alte Jahr sich verabschiedet und das neue seinen Anfang nimmt, war von Alters her ein besonderer Festtag des russischen Volkes. Die Alten kamen zusammen und erzählten sich mit ernsten Mienen von den Gebräuchen der Vorfahren oder tauschten ihre Vermuthungen aus, was das neue Jahr wohl Alles bringen werde; die Jungen trieben allerlei Kurzweil und veranstalteten, wie man es sie gelehrt, geheimnißvolle Anfragen an das Schicksal; Alle aber vereinigten sich zur Geselligkeit und Lustbarkeit mit Verwandten und Bekannten. Und wenn der Gesellschaft auch das Verständniß und die Theilnahme für das Treiben und Denken des Volkes verloren gegangen war, so feierte sie den Abend doch auch in ihrer Weise: man gab Feste, und der Champagner floß in Strömen.

Prinz Peter Michailowitsch D., der nun schon im dritten Cursus stand, hatte für den Wassiljew-Abend fast ein Dutzend Einladungen erhalten und nach langem Zögern beschlossen, eine kleine Gesellschaft aufzusuchen, die Gregorij Petrowitsch Leikin gab. Und er hatte

diesen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Er hatte eine kleine Anzahl von Officieren aller Waffengattungen vorgefunden, die sich nach einem üppigen Imbiß um eine Champagner=Bowle versammelt und in ein ebenso angeregtes wie interessantes Gespräch vertieft hatte. Leikin war ein überaus liebenswürdiger Wirth, und seine Gäste waren lauter aufgeklärte Männer. Peter Michailowitsch war es aufgefallen, wie überaus intelligent und frei diese Gesellschaft über alle Verhältnisse in Staat, Gesellschaft und Volk dachte und sprach; wie scharf sie die Regierung, in deren Sold sie doch stand, kritisirte, und wie offen sie politische und gesellschaftliche Forderungen stellte und erörterte, deren bloße Erwähnung in streng bureaukratischen Kreisen auf den Körpern der großen und kleinen Excellenzen eine Gänsehaut erzeugt hätte. Es herrschte ein halb übermüthiger, halb überlegener, über dem Alltagsniveau schwebender Geist unter diesen Männern, und Peter Michailowitsch gefiel derselbe außerordentlich. Zwar vermochte er allen hier laut werdenden Anschauungen nicht zuzustimmen, aber er betheiligte sich doch lebhaft an dem Gespräch und ward durch dasselbe so in Mitleidenschaft gezogen, daß er ganz von seiner Gewohnheit abwich und der Bowle mehr zusprach, als er vertragen konnte. So hatte er denn, des süßen Weines voll, gar nichts dagegen, als ihm sein Tischnachbar, ein junger, lebenslustiger Officier, bald nach Mitternacht, als die Reden und Toaste auf das neue Jahr verklungen waren, die Aufforderung zuflüsterte, sich heimlich zu entfernen und mit ihm ein kleines Volksfest aufzusuchen; dasselbe sei in einer Wirthschaft am Wosnessenski=Prospect von einigen ihm befreundeten Studenten veranstaltet und würde sicherlich sehr pikant sein, da die Studenten ihre kleinen Freundinnen mitgebracht und auch sonst „allerlei Volk beiderlei Geschlechts“ eingeladen hätten; so etwas müßte man sich doch auch einmal ansehen!

Die Beiden waren still aufgestanden und hatten sich, wie man zu sagen pflegt, französisch gedrückt. Und jetzt saßen sie, in ihre Pelze gehüllt, in einem Ryssak*) und jagten durch den wirbelnd herabfallenden Schnee dem Wosnessenski-Prospect zu.

Die kalte Luft hatte Peter ein wenig ernüchtert und seine etwas schwerfällig gewordenen Lebensgeister wieder angefacht. Als der Schlitten vor einem hell erleuchteten Lokale hielt, sprang er deshalb leichtfüßig heraus und folgte seinem Führer mit einem übermüthigen Lächeln und mit der dunkelen Ahnung, daß er irgend einem Abenteuer entgegengehe, in das Haus. Sie passirten ein Vorzimmer, in dem sie ihre Pelze zurückließen, und erreichten, nachdem der Officier einem alten, strengblickenden Oberkellner irgend etwas zugeflüstert hatte, das wie eine Losung klang, durch ein schmales Buffetzimmer einen großen Saal. Hier tummelte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen, Bürgern und Mädchen. Sie waren alle sehr einfach, sehr zwanglos gekleidet; Studenten mit langen Haaren und Brillen auf der Nase, junge Kaufleute in stutzerhaftem Aufputze, Arbeiter in langen Kitteln und hohen Stiefeln, saßen längs den Wänden an kleinen Tischen vor weißen, kegelförmigen Schnapsflaschen und dampfenden Theegläsern oder drehten sich nach den Tönen einer Prager Musikkapelle mitten im Saale mit Studentinnen, Ladenmädchen und Arbeiterinnen in lustigem Tanze. Die Damen hatten meist kurzgeschnittenes Haar und steckten durchweg in Promenadenkleidern; es schien, als hätten Vertreter und Vertreterinnen „ganz Petersburg's", soweit es nicht zu den obersten Zehntausend gehörte, sich hier ein Stelldichein gegeben.

Als Prinz Peter mit seinem Begleiter eintrat, näherte sich ihnen ein schöner, schlanker Mann mit

---

*) Schnelltraber.

einem stattlichen Vollbarte, der eine blaß aussehende, aber schöne und zierliche Dame von unverkennbar vornehmer Abkunft am Arme führte. „Willkommen, Ssuchanow!“ rief er dem Officier entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Du kommst nicht allein?“ Und er sah fragend auf Peter.

„Ein Freund von mir,“ sagte Ssuchanow vorstellend. „Fürst Peter Michailowitsch D.“

Peter verbeugte sich höflich, blickte jedoch ein wenig verwundert auf, als eine Gegenvorstellung nicht erfolgte.

Der Blonde fing diesen Blick auf und sagte lächelnd: „Die Formen der großen Welt haben bei uns keine Geltung, Fürst. Sie sollen aber nicht im Zweifel bleiben, wo Sie sind. Ich bin Andrei Sheljabow, und das ist Sophja Perowskaja.“ Und er wies mit einer Handbewegung auf seine Begleiterin, die Peter freundlich zunickte. „Seien Sie uns willkommen, Fürst,“ sagte sie. „Wir wissen, daß wir die Rettung unseres Freundes Sascha Ihnen zu danken haben, und freuen uns, Gelegenheit zu finden, Ihnen unsere Dankbarkeit bezeugen zu können.“

Peter traute seinen Ohren nicht. Der Name Sheljäbow war ihm fremd, aber Sophja Perowskaja — das war ja die bekannte Nihilistin aus der „Gesellschaft“, deren Name so oft in den Zeitungen stand und die von der Polizei so eifrig gesucht wurde! Und Sascha — das war ja der blonde Arbeiter, der Nihilist, mit dem Gregorij Petrowitsch in Verbindung stand! Wo war er denn hingerathen? Er, ein Fürst D., Gast der Umstürzler, Zarenmörder?! Sein vom Wein geröthetes Gesicht wurde bleich, und seine Augen irrten bestürzt von Sophja und Sheljäbow zu Ssuchanow und zurück. Aber bevor sein umnebelter Kopf zu einem klaren Entschlusse kommen konnte, schob Ssuchanow den Arm in den seinigen und flüsterte ihm zu: „Kein Auf-

sehen! Es wird interessant! Sobald wir Umschau gehalten, gehen wir wieder!“ Und er zog Peter mit sich fort durch den Saal. Unterwegs trat Alexander Michailow mit freudiger Raschheit auf ihn zu und schüttelte ihm wiederholt herzlich die Hand. Und dann saßen sie auf einmal am anderen Ende des Saales um einen runden Tisch neben Sheljäbow, Sophja und Marja Antonowna, welche Michailow's dringender Aufforderung, das Fest der Nihilisten zu besuchen, Folge gegeben hatte. Ssuchanow schien seine Uniform zu geniren; er zog sich ein wenig hinter Michailow zurück. Peter aber starrte mit unruhigen Augen in das Gewühl im Saale.

Waren das wirklich Staatsverbrecher und Zarenmörder? Peter schien es kaum glaublich. Die mit ihm zusammensaßen, waren entschieden Gentlemens und Damen — sowohl in ihrem Aeußern wie in ihrem Betragen. Daran war nicht zu zweifeln. Peter war soweit nüchtern geworden, daß er sehr wohl den feinen Takt wahrnahm, mit dem sie seine schlecht verhehlte Bestürzung ignorirten; daß er es sehr wohl empfand, wie wenig aufdringlich sie ihm ihre Gastfreundschaft und ihre Freude über seine Anwesenheit bezeugten.

Und die dort im Saale — waren sie wirklich Umstürzler und Socialisten? Sie, die sich so harmlos ergötzten und so heiter und unbekümmert durcheinanderwimmelten? Wer es nicht wußte, hätte es nimmer errathen können. Freilich, gemischt war diese Gesellschaft, sehr gemischt, aber nichts gab davon Kunde, daß sie etwas anderes vorstellte, als die gesellige Vereinigung froher Menschen aus den mittleren und unteren Ständen. Peter fühlte sich nicht behaglich, weil er nicht mehr unbefangen war, aber gar so schlimm war es hier denn doch nicht! Und wer durfte es ihm denn schließlich übelnehmen, — was lag denn daran, wenn er sich dies Treiben ein wenig ansah? Peter beruhigte sich.

„Ssuchanow hat Recht," dachte er, „interessant ist es hier; so ein Stündchen mitten unter dem Volke, auch wenn es Nihilisten sind, ist doch so übel nicht."

Die Musik schwieg und die tanzenden Paare lösten sich auf. Peter erbat sich eine Flasche Selters und verneinte lebhaft die Frage Michailow's, ob ihm seine edele That damals, als er dem unbekannten Flüchtlinge den Durchgang durch seine Wohnung gestattet hatte, nicht am Ende Plackereien seitens der Polizei verursacht habe. „Nein, durchaus nicht," sagte er, „man hat mich völlig zufrieden gelassen."

„Es ist mir angenehm, dies zu hören," erwiderte Michailow. „Ich hätte es übrigens für meine Pflicht gehalten, mich der Polizei schließlich freiwillig zu stellen, wenn man Sie, den Unschuldigen, für mein Entkommen in der üblichen Art verantwortlich gemacht hätte."

Prinz Peter sah den Nihilisten groß an. „Das würden Sie gethan haben?" fragte er erstaunt.

„Natürlich," erwiderte Michailow einfach. „Es wäre die Pflicht jedes anständigen Menschen gewesen."

Diese Gesinnung in diesem Saale, in dieser Gesellschaft! Peter erstaunte immer mehr und bereute immer weniger, daß er Ssuchanow gefolgt war. Und dann fand er keine Zeit mehr, seinen Gedanken nachzuhängen; ein charakteristisches, Auge und Ohr fesselndes Schauspiel löste das andere ab und riß ihn bald zu lautem Beifall, bald zu hellem Lachen hin. Zuerst, gleich nach Beendigung des Walzers, trat ein stattliches Paar mitten in den Saal, von allen Seiten mit lauten Zurufen begrüßt. Es waren ein junger flinker Arbeiter in einem schwarzen Kaftan, einem rothen Hemde und mit hohem glänzenden Lackstiefeln und ein hübsches schlankes Mädchen in der malerischen Tracht der südrussischen Bäuerinnen. Sie stellten sich in Positur, dicht einander gegenüber, und es trat ringsum lautlose

Stille ein. Dann klatschte der Arbeiter in die Hände; eine Geige stimmte in raschen, wechselvollen Rhythmen eine Melodie an, die bald seufzend und klagend in langen Tönen dahinklang, bald im schnellen Tempo aufjauchzte und endlich in ein wildes, zusammenhangloses Thema überging, und es begann ein Zweitanz, wie ihn Peter noch nicht gesehen hatte. Es war einer jener Volkstänze, die in der Wolgagegend ihre Heimath haben: der Liebe Lust und Leid, ihr Haschen und Fliehen, ihr Kämpfen und Siegen in die stumme Sprache der Gliedmaßen und Augen gebannt. Der Tänzer betheuerte pantomimisch seine Liebe; er sank auf's Knie und hob beschwörend die Hände empor; sie aber, die Angebetete, wies ihn spöttisch zurück; und als er nun aufsprang, in wildaufflammendem Jähzorn mit den Füßen stampfte und sich auf sie stürzte, da floh sie erschreckt und entging ihm in Schlangenwindungen; da schlug seine Wildheit in Trauer um; er entsagte der Falschen, Treulosen und wandte sich ab; das hatte sie nicht gewollt, und nun begann ein kokettes, sinnbethörendes Locken ihrerseits; er kämpfte gegen sein Blut an, aber er unterlag; durch ihren Erfolg übermüthig gemacht, begann sie das Spiel auf's neue: floh den wieder auf sie Eindringenden und reizte doch gleichzeitig seine Begier; sie zeigte ihm herausfordernd die Füßchen und ließ ihn deutlich die Reize ahnen, die ihr Mieder, ihr Rock verbarg; endlich aber ergab sie sich: sie stürzten sich in die Arme und rissen sich wieder los von einander; er holte ein großes buntes Taschentuch hervor und sie riß ihr Busentuch von den Schultern; sie schwenkten die Tücher gegen einander, sie umfaßten sich und rangen miteinander, sie stießen sich von sich und stürzten wieder einander in die Arme; immer und immer schneller ward der Tactschritt der Füße, immer heißer und leidenschaftlicher die Bewegung der Körper, immer feuriger der Blick

der Augen; endlich gab es kein Halten mehr: als hätten sie nur noch den Wunsch, in den Wogen stürmischer Liebesglut zu versinken, weltvergessen, für immer, wirbelten sie dahin — in rasendem Tempo, mit fliegendem Athem, und doch bis zum letzten Augenblicke graziös und decent in jeder Bewegung. Ein Beifallssturm erhob sich, ein Jauchzen und Händeklatschen, ein Schreien und Jubeln, als sei die ganze Versammlung vom wilden Taumel der Tanzenden mitergriffen. Das Paar ließ von einander und verneigte sich mit freudig geröthetem Antlitze und klopfendem Herzen nach allen Seiten.

„Ausgezeichnet! Das nenne ich Temperament, Race!“ rief Ssuchanow, und Peter stimmte ihm eifrig bei.

Noch wogte Alles erregt hin und her, als plötzlich ein alter Bauer mit wallendem grauen Haare, eine Guitarre in der Hand, in die Mitte des Saales sprang. Um ihn gruppirten sich rasch Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen. Er strich mit der Rechten die Saiten, daß sie leise erklangen, und begann mit schwermüthiger, klangvoller Stimme ein Lied — das Lied von der Birke. „Ach du Birke, du meine Birke!“ tönte es durch den Saal, zuerst sehnsuchtsvoll und trübe, dann plötzlich lustig und übermüthig, endlich in einen tollen Refrain ausklingend. Und während der Alte zu diesem Refrain die Augen rollte, mit den Füßen aufstieß und den Oberkörper blitzschnell hin und her wiegte, fiel der um ihn stehende Chor mit schmetternden Stimmen ein und wiederholte den Refrain. So ging es mehrere Strophen weiter, bis die Weise schloß und lauter Beifall die Sänger lohnte. Und wieder wechselte das Bild. Ein Dutzend junger Burschen tauchte an der Stelle auf, wo soeben der Sänger mit seinem bunten Chore gestanden. Sie grüßten linkisch nach rechts und links und stemmten die Hände in die Hüften. „Kasatschjok! Kasatschjok!“ schrie man den

Musikanten zu, und diese begannen den beliebten Kosakentanz aufzuspielen. Und die Burschen schlugen mit den Hacken aneinander und setzten die Füße in zierlichen Pas, bald mit den Spitzen, bald mit den Hacken den Boden berührend; dann hockten sie nieder und schleuderten die Füße nach beiden Seiten; der Oberkörper blieb steif aufrecht und der Pas derselbe, trotzdem sie die Diele fast mit den Oberkörper streiften; das Tempo ward rascher und rascher und mit ihm der Tanz; sie schossen wie Kobolde in die Höhe und sanken dann wieder in die frühere Stellung zurück; endlich schienen sie zu ermüden und einer nach dem anderen sprang plötzlich auf die Füße, verbeugte sich und lief davon. Der Tanz sah unwiederstehlich komisch aus und ward von dem ausgelassenen Gelächter der Zuschauer begleitet. Und als nun auch der letzte Bursche Reißaus nahm, krümmte sich Jedermann vor Lachen und die hellen Thränen rannen die Wangen hinab.

Peter Michailowitsch hatte ganz vergessen, wo und bei wem er war. Die Lust und Fröhlichkeit Aller hatte ihn ergriffen und zu lauter Theilnahme fortgerissen. Er schlug in die Hände und lachte und schien nicht übel Lust zu haben, mitzuthun. Als nun aber eine Mazurka begann, und Michailow ihn versicherte, das sei der letzte Tanz, besann er sich. Es war spät, sehr spät geworden; die Nacht neigte sich ihrem Ende zu, und eine innere Stimme mahnte ihn, aufzubrechen. Er erhob sich und sah noch einmal vergnügt in den Trubel, der sich vor ihm so ursprünglich und doch nicht unschön entfaltete. Da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter; er wandte sich und blickte in die verklärten Züge Sheljäbow's. „Hat dieses Volk nicht ein Recht darauf, frei zu werden?“ flüsterte der Nihilist. „Sagen Sie nein, Fürst, wenn Sie es können!“

Peter vermochte hierauf nichts zu antworten. Ein sonderbares Gefühl beschlich ihn, und unklare Gedanken

wirbelten in seinem Kopfe. Er nickte nur wiederholt, grüßte freundlich die am Tische Sitzenden und ging dann, halb betäubt und doch nicht unbefriedigt langsam durch die Tanzenden davon. Als er aber im Schlitten saß und durch den dämmernden Wintermorgen nach Hause fuhr, da seufzte er plötzlich auf und sprach leise vor sich hin: „Ja, dies Volk hat ein Recht frei zu werden, aber nicht so, wie Ihr Unglücklichen es meint!“ . . . .

* * *

In dem überreich ausgestatteten Arbeitscabinet des Generals Boris Dimitrijewitsch W. saßen am Nachmittag des 27. Februar Sophja Perowskaja und der General in eifriger, im Flüstertone gehaltener Unterhaltung. Der General, ein vierschrötiger hoher Fünfziger mit rothem, aufgedunsenem Gesiche, lüstern zwinkernden Augen und sinnlichen Lippen, hatte Sophja soeben eine größere Summe Geldes ausgezahlt und sah nun mit unzufriedener Miene zu, wie Sophja, die einen einfachen Capothut trug, das Geld sorgfältig überzählte und dann in eine kleine Ledertasche steckte, die sie unter dem Mantel an einem Halsriemen trug.

„Warum ist denn die kleine Anna Jakimowa nicht selbst gekommen, das Geld abzuholen?“ fragte er mürrisch. „Sie muß doch wissen, daß ich mich nach ihr sehne.“

Sophja verzog die Lippen zu einem geringschätzigen Lächeln. „Anna ist, wie ich Ew. Excellenz bereits gesagt habe, unwohl,“ erwiderte sie ruhig. „Sie wird aber in den nächsten Tagen persönlich erscheinen und Ew. Excellenz sicherlich für ihr heutiges Ausbleiben reichlich entschädigen.“

Der General schmunzelte widerwärtig. „Das soll sie, bei Gott, das soll sie!“ rief er grinsend. „Es ist

ein prächtiges Frauenzimmer, die Annuschka, so voll, so üppig und so verliebt — so verliebt!“ Er schnalzte mit der Zunge und dehnte sich begehrlich im Sessel. Dann warf er Sophja einen prüfenden Blick zu. „Du bist ja auch ganz niedlich, mein Herzchen, aber Du siehst so bleich, so abgemagert aus. Mußt früher sehr hübsch gewesen sein, aber jetzt — nimm's mir nicht übel — jetzt siehst Du schwindsüchtig aus!“ Und der General schüttelte sich leicht, als lief es ihm kalt über den Rücken.

„Ew. Excellenz sind witzig wie immer,“ erwiderte Sophja kalt und verächtlich.

„Ha ha ha! Ja, ich mache so meine kleinen Scherze,“ wieherte Se. Excellenz. „Nichts für ungut! Hast Dich wohl überarbeitet?“

„Es kann sein.“

„Mußt Dich schonen, Herzchen, mußt Dich schonen! Es wäre schade um Dich — könntest wie eine Lady aussehen! Hast wahrhaftig ein superbes Gesicht — wahrhaftig!“ — Er beugte sich vor und musterte Sophja zudringlich.

„Wann können wir von Ew. Excellenz durch Anna wieder einen Beitrag für die Volkssache erheben lassen?“ — Sie fragte es kühl und geschäftsmäßig und sah den alten Wüstling drohend an.

Des Generals Miene verfinsterte sich. „Immer Geld und wieder Geld!“ brummte er. „Annuschka's Zärtlichkeiten kommen mich theuer zu stehen! Wozu braucht Ihr denn so große Summen?“

„Große Zwecke verlangen große Mittel! Ew. Excellenz können ruhig sein: was Sie so großmüthig auf dem Altare des Vaterlandes opfern, wird zweckmäßig verwandt — und einst zum Ruhme Ew. Excellenz beitragen!“ Es klang ein schneidender Hohn aus Sophja's Worten, aber der General geruhte, dies zu übersehen.

„Seid nur recht vorsichtig, Kinder," rief er ängstlich, „und macht keine neuen Dummheiten, — so mit Dynamit und Pulver und Blei, weißt Du! Ich begreife überhaupt nicht, warum Ihr noch so unzufrieden seid?! Hat der Kaiser dem Volke und der Gesellschaft nicht ein Zugeständniß nach dem anderen gemacht? Ist nicht der liberale Gouverneur von Rjäsan, Nikolai Sfergejewitsch Abasa schon im Frühjahr Chef der Oberpreßverwaltung geworden? Ist nicht der reactionäre Graf Tolstoi gleichzeitig in das Rjäsan'sche auf seine Güter geschickt und an seiner Statt der aufgeklärte Sfaburow Minister der Volksaufklärung geworden? Können die verfluchten Zeitungen nicht schreiben, was sie wollen? Und herrscht nicht Freiheit in den Schulen, auf den Universitäten? Was wollt ihr denn noch? Das Alles rührt vom Kaiser persönlich her, obgleich er durch den Tod der guten Kaiserin erschüttert war. Graf Loris-Melikow hat das Seinige gethan; er hat Hunderte von jungen Leuten aus der Untersuchungshaft entlassen und alle Processe beschleunigt; er hat es, Gott sei Dank, durchgesetzt, daß im August die verdammte dritte Abtheilung aufgehoben wurde, vor deren hinterlistigen Anschlägen selbst unsereiner nicht immer sicher war; alle Wohlgesinnten im Reiche athmen wieder auf, seit diese Landplage und Volksgeißel abgeschafft ist, — nur Ihr allein wollt immer noch mehr!"

„Das ist ja alles richtig, Excellenz," versetzte Sophja, „aber daran profitirt doch nur die Gesellschaft, nicht das gemeine Volk! Das sind keine Geschenke, das sind nur Abschlagszahlungen! Und der Zar hat sich von seiner Erschütterung rasch genug erholt: hat er doch schon im Juli die Jurjewskaja geheirathet! Was wir wollen, ist ein völliger Wechsel des Systems!"

„Wird auch schon kommen!" sagte der General wohlwollend. „Habt nur ein wenig Geduld! Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Kaiser dieser Tage

den Entwurf einer Constitution — einer Verfassung, oder wie das Ding sonst heißt — genehmigt hat, ein wahres Unding von demokratischer Einrichtung. Morgen oder übermorgen folgt die Unterzeichnung und Veröffentlichung."

„Was Sie sagen!" rief Sophja, und ihre eingefallenen Wangen rötheten sich. „Ist das wirklich wahr?"

„Natürlich, natürlich! So wahr ich ein Sünder vor dem Herrn bin!"

„So haben wir also doch nicht umsonst gearbeitet. So hat der Terror gewirkt!"

„Ihr habt viel erreicht. Seid also nun vernünftig und laßt alles seinen gesetzlichen Gang gehen."

„Ich werde sehen, Excellenz, was sich machen läßt." Sophja erhob sich. „Wann kann also Anna kommen?" fragte sie.

„Sobald sie will. Ich erwarte sie jeden Tag, je früher, desto besser!"

Sophja neigte grüßend das Haupt und verließ leichten Schrittes das Gemach. Der General blickte ihr nach und faltete dann selbstzufrieden die Hände über dem Bauche. „Mein Rath zur Mäßigung wird befolgt werden", murmelte er grinsend. „Bald wird alle Welt wissen, wer der wahre Retter des Staates gewesen ist! Und dann wird mir die Annuschka nicht mehr so viel kosten, — das ist ja das Beste an der ganzen Sache!" Und er nickte selbstgefällig mit dem dicken Kopfe . — — —

Als Sophja die Wohnung des Generals verlassen hatte, schlug sie den nächsten Weg zum Newskij-Prospect ein. Sie hatte mit Sheljabow eine Zusammenkunft bei der Anitschkowbrücke verabredet und beeilte sich jetzt, dorthin zu gelangen, da die Stunde des Stelldicheins vorüber war. Jetzt hatte sie den Newskij-Prospect erreicht und näherte sich rasch der Brücke. Dabei späh-

ten ihre Augen angestrengt nach dem Geliebten aus. Anfangs sah sie Sheljabow nicht, dann tauchte seine Gestalt plötzlich auf der Brücke auf, dicht neben einem der gewaltigen Eisenrosse, welche die Brücke zierten. Sophja war im Begriff, ihm mit dem Taschentuch zu winken, als ihr Fuß plötzlich stockte und ihr Herz stillstand. Sie sah, wie ein Polizeiofficier auf Sheljabow zutrat und ihm seine Hand auf die Schulter legte. Und nun folgte das Unerwartete, Schreckliche. Sheljabow schüttelte unwillig die Hand des Beamten von sich und schien ihm irgend etwas zuzurufen, das Sophja nicht hören konnte. Der Beamte faßte nun Sheljabow an die Brust; ein schriller Pfiff ertönte; zwei Polizisten stürzten sich von hinten auf den Angegriffenen, faßten seine Arme und fesselten sie über dem Rücken; ein Schlitten fuhr blitzschnell heran; im Nu war Sheljabow hineingehoben. Der Polizeiofficier saß im Nu neben ihm, ein Gorodowoi sprang hinten auf und fort ging es, — nach rechts, den Kanal entlang. Die Verhaftung hatte sich mit der Schnelligkeit eines Gedankens vollzogen und Sophja stand noch immer starr und mit weit geöffneten Augen an demselben Platze, als der Schlitten mit Sheljabow bereits außer Sicht war. Sie wollte aufschreien, aber sie vermochte es nicht. Ihre Kniee wankten, und sie lehnte sich an den Laternenpfosten. Dann raffte sie ihre Kräfte zusammen und ging mechanisch weiter. Das Unerhörte, dessen Zeugin sie gewesen, lastete wie ein schwerer, jedes klare Bewußtsein ertödtender Alb auf ihr. „Sie haben ihn ergriffen, ihn, meinen Andrei, meinen Andruscha!“ — Das war der einzige Gedanke, der in ihrem Gehirn wühlte und hartnäckig die Alleinherrschaft behauptete. Sie ging mit müden Schritten und geisterbleichem Antlitze, die Augen starr vor sich hin gerichtet, wie im Traum weiter. Sie stieß wiederholt mit Entgegenkommenden zusammen, aber sie fühlte es

nicht und beachtete es nicht; ihr Verstand war gelähmt, ihr Gefühl todt; ihre Glieder gehorchten keinem bestimmten Willen, sondern bewegten sich aus eigener Machtvollkommenheit, wie die Räder eines aufgezogenen Uhrwerkes, und trugen sie weiter — einerlei wohin. So irrte sie durch mehrere Straßen und stand plötzlich vor dem hübschen Häuschen, in welchem Marja Antonowna wohnte. Sie blieb stehen und zögerte. Was sollte sie hier? Aber war es nicht gleichgiltig, wohin sie jetzt ging? Irgend wohin mußte sie doch ihren Fuß lenken. Sie fühlte sich plötzlich müde, unsäglich müde, wie zerschlagen. Sie trat mechanisch an die Thür und schellte. Ein Dienstmädchen öffnete, erkannte in ihr eine Freundin Marja Antonowna's und führte sie zu dieser.

Marja saß mit einer Handarbeit am Fenster und blickte auf, als Sophja eintrat. „Um Gottes Willen, Sonja, wie siehst Du aus?" schrie sie und sprang erschreckt auf. „Was ist vorgefallen?"

Sophja's Lippen zuckten, und sie erwiderte, wie geistesabwesend, mit leiser, müder Stimme: „Nichts Besonderes! Sie haben ihn ergriffen, ihn — meinen Andrei, — weiter nichts. Einmal mußte es ja doch geschehen!"

Marja erblaßte und stand einen Augenblick wie vom Schlage gerührt da. Dann eilte sie auf Sophja zu, umschlang die Schwankende und zog sie sanft hin zum Sopha. „Sheljabow verhaftet? — Arme, arme Sonja!" flüsterte sie zärtlich. Sophja folgte ihr willenlos, als aber Marja sich auf's Sopha setzte und sie zu sich herabziehen wollte, glitt Sophja lautlos zu Boden: sie war ohnmächtig geworden. Marja sprang auf, ergriff die Wasserflasche vom Tische und schickte sich an, Thränen in den Augen, der regungslos Daliegenden das Antlitz zu besprengen, als Sophja wieder zu sich kam, sich halb aufrichtete und verwundert um

sich blickte. Da gewahrte sie Marja, und mit einem Schlage stand das Entsetzliche, das sie erlebt hatte, in allen Einzelheiten vor ihrem Bewußtsein. Sie wollte aufspringen, war aber zu schwach dazu und sank auf die Kniee zurück, Marja setzte die Flasche nieder und eilte ihr zu Hilfe, aber Sophja schlang beide Arme um ihre Taille, drückte sie nieder auf's Sopha und barg ihr Haupt in ihrem Schooße. In dieser Stellung verharrten sie lange. Marja weinte und strich der Freundin liebevoll über den weichen, anschließenden Filzhut, Sophja aber fand keine Thränen, und kein Laut entrang sich ihren Lippen; ihr Körper zitterte und bebte und ihre Hände gruben sich krampfhaft in Marja's Kleid. Und nun begann diese auf Sophja einzureden: man wisse ja noch gar nicht, ob die Polizei erfahren würde, welchen wichtigen Fang sie gemacht habe; noch sei gewiß nicht alles verloren; sie sollte nur den Kopf oben behalten. Die Partei hätte mächtige Freunde, und sie selbst, Marja, würde Schritte thun, die vielleicht zur Befreiung des Verhafteten führen könnten; und käme es auch zum Processe, so sei der Ausgang desselben doch noch zweifelhaft; in jedem Falle sei noch genug Hoffnung da. Marja dachte dabei an Leikin und hoffte fest, daß er auf ihre Bitten hin seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Sheljabow's aufwenden würde. Sie fuhr also in ihren Tröstungen fort und hielt erst inne, als Sophja immer energischer mit dem Kopf schüttelte und ihn endlich zu Marja erhob.

„Belüge doch nicht Dich und mich", sagte Sophja tonlos aber fest. „Andrei wäre nicht der Mann, den ich liebe, wenn er um Gnade flehen oder ein Geschenk annehmen würde! Er wird seine Ansichten laut verkünden und sein Recht fordern, und das — das bedeutet den Tod!" Ein Schauder durchlief nochmals die schmale Gestalt; dann stand sie auf und fuhr sich

mit der Rechten über das todtenblaße Gesicht. — „Ich danke Dir für Deine Theilnahme," fuhr sie gefaßter fort. „Vergiß die Schwäche, die ich gezeigt habe, und die seiner unwürdig war. Ich bin mit mir und mit dem Leben fertig und habe nur noch zu sorgen, daß ich zu ihm komme. Er soll sehen, daß ich seiner Liebe werth war, nnd mich, wenn es zur Entscheidung kommt, an seiner Seite finden. Ich weiß, was ich zu thun habe."

Sie beugte sich über Marja, küßte sie auf die Stirn und verließ dann festen Schrittes das Gemach.

Auf der Straße nahm Sophja einen Schlitten und fuhr iu die Teleschnaja-Gasse. Sie ließ vor dem Hauptquartier der Partei halten und stieg die Treppen langsam aber sicheren Schrittes hinauf. Sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt, und ihr Gesicht trug das Gepräge ruhiger, unbeugsamer Entschlossenheit. Oben im Wohnzimmer fand sie Tichomirow und Alexander Michailow, welche ungeduldig und erregt auf- und abschritten. Das Executiv-Comité sollte die letzte entscheidende Sitzung vor dem neuen Unternehmen abhalten, und nun ließ Sheljabow wider alle Gewohnheit auf sich warten. Als Sophja eintrat, ward sie deshalb sofort mit der Frage bestürmt, warum Andrei nicht schon da sei, und wo er stecke?

„Er wird überhaupt nicht mehr kommen," erwiderte Sophja kurz, „man hat ihn soeben verhaftet!"

Tichomirow und Michailow prallten entsetzt zurück. „Nicht möglich!" schrie letzterer, und Tichomirow fügte mit zitternder Stimme hinzu: „Ein schwerer — ein unersetzlicher Verlust!"

„Ich bin selbst zugegen gewesen", fuhr Sophja mit unerschütterter Energie fort, „und komme nun, um Euch mitzutheilen, daß ich ausführen werde, was Andrei vorbereitet hat."

Michailow war in einen Sessel gesunken und barg

sein Gesicht stöhnend in beiden Händen. „Das ist Leikin's Werk!“ schrie er plötzlich und sprang auf und rannte wild im Zimmer hin und her.

Tichomirow, dem Sophja's Ruhe imponirte, bezwang seine Aufregung. „Fasse Dich, Sascha“, sagte er, selbst nach Fassung ringend. „Die traurige Nachricht muß unsere ganze Thatkraft aufrütteln. Es giebt nur eine Möglichkeit, Sheljabow's Kopf und Seele dem Vaterlande zu erhalten, — und das ist ein schneller, radikaler Sieg über die Tyrannei! Wir haben jetzt keine Minute zu verlieren!“

„Du hast Recht, Lew Tichomirow!“ rief Michailow und trat, noch am ganzen Körper vor Schmerz und Zorn zitternd, an den Tisch. „Statt zu klagen, sollten wir berathen, wie Andrei zu befreien ist, sei es heimlich, sei es gewaltsam. Die Regierung soll auf ihren Streich zunächst eine Antwort erhalten, die den Usurpatoren der Gewalt wie die Posaunen des jüngsten Gerichts in die Glieder fahren soll! Und wehe ihnen, wenn sie Sheljabow inzwischen ein Haar krümmen!“ Er schlug mit der geballten Faust wüthend auf den Tisch.

„Diese Antwort werde ich ertheilen“, sagte Sophja mit erhobener Stimme. „Ich allein habe ein Recht auf die Erbschaft Andrei's.“

Die beiden Männer sahen bewundernd auf Sophja, deren große, sprechende Augen weit geöffnet in die Ferne blickten, als suchten sie die Zukunft zu durchdringen, deren Gestalt zu wachsen schien. Da sie schwiegen, fuhr Sophja fort: „Ich allein kenne Sheljabow's Pläne in allen ihren Einzelheiten, und ich fühle die Kraft in mir, sie zu verwirklichen. Ist von Ihm noch immer keine Nachricht eingelaufen?“

„Die Nachricht, auf die wir mit Spannung warteten, ist da“, entgegnete Michailow. „Und gerade deshalb trifft uns Deine Mittheilung doppelt schwer!“

„Was schreibt Er?“ fragte Sophja gespannt.

„Höre selbst!“ Michailow nahm einen Brief auf, der auf dem Tische lag, uud las hastig: „Genossen! Der Tag der Entscheidung ist angebrochen. Uebermorgen, am 1. März, fährt A. am Vormittag in die Manege des Ingenieurpalais, um der Wachtparade beizuwohnen. Er kehrt um halb zwei Uhr Nachmittags wieder zurück und passirt dabei den Jekaterinen-Kanal und die Stallhofbrücke. Diese Dispositionen sind endgiltig, und ich rathe Euch, dieselben zu benutzen. Die Zeit der Schonung ist vorbei! Thut Eure Schuldigkeit, und ich werde die meine thun! Sobald der Anschlag geglückt ist, und Ihr an der Spitze des Volkes die Regierungsgebäude besetzt habt, werde ich mit fünftausend Mann Wohlbewaffneter zu Euch stoßen. Dann sollt Ihr erfahren, wer ich bin. Es lebe das freie Volk! Ich.“

Sophja hatte aufmerksam zugehört und athmete jetzt tief auf. „Der erste März wird ein Tag des Entsetzens und der Freude werden!“ rief sie feierlich. „Er gehört mir! Ihr aber sorgt dafür, daß meine That die erwarteten Früchte trägt! Bereitet den Ausbruch des Volksaufstandes zum Morgengrauen des nächstfolgenden Tages vor! Ich weiß es — wir werden siegen!“

Sie wandte sich und ging langsam davon. Vor dem Hause stieg sie wieder in den Schlitten und fuhr in ihre Wohnung auf der Wyborger Seite. Es war dunkel geworden, und hie und da blitzten bereits die Gasflammen in den Laternen auf. In ihrem einfachen Stübchen angelangt, warf sie sich auf's Sopha und verharrte lange, lange Zeit in stummem Sinnen. Dann richtete sie sich auf und hob die Hände dräuend empor. „Ich will Dein Werk vollenden, Andruscha!“ rief sie mit lauter, bebender Stimme in die sie umgebende

Nacht hinein. „Und dann, — dann will ich mit Dir sterben! . . . . .“ . . .

Zwei Tage darauf, am Sonnabend, stand Sophja Perowskaja um die Mittagszeit auf der Stallhofbrücke am Jekaterinen-Kanal. Es war ein heller, frischer Wintertag; der Schnee knisterte unter den Füßen der Auf- und Abschreitenden, und die Sonnenstrahlen brachen sich glitzernd und in allen Farben spielend in den Eiskrystallen und langen Zapfen, die von den Häusern herabhingen. Am Kanal herrschte lebhafteres Treiben, als sonst wohl. Berittene Gensdarmen sprengten hin und her; auf dem Trottoir und auf dem Quai längs dem Kanal sammelten sich die Menschen an; die zufällig Herankommenden blieben stehen oder wandelten auf und ab, und immer mehr Neugierige strömten vom Michaelsplatze herbei; es hieß, der Kaiser werde, vom Ingenieurpalais kommend, vorbeifahren. Sophja trat an die Brüstung der Brücke und spähte den Kanal entlang; sie hielt die Enden ihres langen, um den Hut und um den Hals geschlungenen blauen Schleiers über der Brust fest und nickte nun mehrmals zufrieden mit dem Haupte: ein Uhr war bereits längst vorüber und sie hatte die Genossen erkannt, die am Kanal längs dem Fahrwege in nicht allzugroßen Abständen sich inmitten der Neugierigen harmlos bewegten. Da sprengte ein Trupp Gensdarmen, von einem Officier geführt, eiligst heran und säuberte den Fahrweg von der Menge. Sophja trat auf die Granitstufe an der Brüstung der Brücke, als wollte sie bequemer sehen, und ward so selbst allen auf der Straße weithin sichtbar. Sie beugte sich vor und schaute mit funkelnden Augen und marmorbleichem Gesichte in die Richtung hinaus, aus welcher der Kaiser kommen mußte. Da kam ein Schlitten herangefahren. „Das ist nicht der Zar“, dachte Sophja, „das ist der Polizeimeister oder der Stadthauptmann.“ Dem ersten Schlitten folgten einige Garde-

kosaken, und hinter ihnen jagte ein zweiter Schlitten einher, von Kosaken umgeben. „Das ist er", dachte Sophja, und als sollte ihr Gedanke laut bestätigt werden, brach die Menge in laute Hurrahrufe aus. Jetzt fuhr der Schlitten mit dem Kaiser längs dem Kanal und Sophja ließ wie zufällig die Enden des Schleiers los. Der Wind erfaßte ihn und wehte ihn lustig in die Höhe: das war das Zeichen für eine Unthat sondergleichen, welche die gesittete Welt mit Abscheu und Entsetzen erfüllen sollte! Denn kaum war der Schleier emporgewirbelt, als ein kräftiger blonder Jüngling aus der vordersten Reihe der Zuschauer mit einem Satze mitten auf den Fahrdamm sprang und dem vorübergesausten kaiserlichen Schlitten eine Bombe nachschleuderte. Er glitt dabei aus und fiel hin. Gleichzeitig ertönte ein heftiger Knall dicht hinter dem Schlitten des Kaisers, daß der Erdboden erzitterte und die Fensterscheiben an den zunächstliegenden Häusern zersprangen. Angstrufe, Schmerzensschreie ertönten von allen Seiten; die Pferde der Kosaken bäumten sich wiehernd empor; mehrere Kosaken stürzten verwundet aus dem Sattel; ein Pferd überschlug sich; die Schlitten hielten, auch der vordere, in dem der Stadthauptmann Feodorow saß, und die Kutscher hatten alle Hände voll zu thun, um Herren über die scheugewordenen Thiere zu bleiben; die Gensdarmen machten Kehrt und sprengten zurück zum Schlitten des Kaisers; die Menge stürzte sich auf den Verbrecher, der vergeblich versuchte, aufzuspringen; er schien selbst verwundet. Da erreichte der Generalmajor Feodorow, der seinen Schlitten verlassen hatte, den Schlitten des Kaisers. „Ich beschwöre Ew. Majestät, rasch weiter zu fahren — in's Palais!" rief er, und schon zogen die muthigen Thiere wieder an, als Alexander II. ein lautes und energisches Halt gebot. „Ich will sehen, was geschehen ist," rief er und sprang rasch aus dem Schlitten. „Führt mich zu den Ver-

wundeten!“ Er machte einige Schritte zurück und blieb mit traurig-finsteren Augen stehen, als er den schwarz und roth gefärbten Schnee, die aufgerissene Erde sah und das Gestöhn der Verwundeten hörte. Inzwischen hatten die Gensdarmen und Polizisten den Verbrecher den Händen der wüthenden Menge entrissen und führten ihn herbei. Es war der Arbeiter Ryssakow; seine Hände waren über dem Rücken gefesselt worden; er hatte den Hut verloren und sah trotzig und mit höhnisch gekräuselten Lippen um sich. Kaiser Alexander trat auf ihn zu und musterte ihn mit einem strengen, vernichtenden Blicke, vor dem Ryssakow die frechen Augen niederschlagen mußte.

„Und Du, Knabe, wolltest Deinen Zaren ermorden?!“ rief der Kaiser verächtlich und drehte Ryssakow den Rücken zu, um zu seinem Schlitten zurückzukehren. In demselben Augenblicke durchbrach ein schlanker, bleicher Mann mit schwarzem Haare und wildblitzenden Augen die Umgebung des Kaisers; mit einem Sprunge stand er dicht vor Alexander, erhob beide Hände und schleuderte irgend etwas vor die Füße des Zaren. Ein furchtbarer Knall übertönte das verzweifelte Angstgeschrei der Menge; die Umstehenden stürzten zu Boden; die Erde ringsum und die Häuser erbebten; ein dichter Dampf lag auf der Unglücksstätte und stieg langsam zum kalten blauen Himmel empor.

Das furchtbare Ereigniß, das Niemand hatte hindern können, hatte sich in Secunden vollzogen. Als die Begleitung des Kaisers, soweit sie nicht gleichfalls verwundet war, die Erstarrung über die hereingebrochene Katastrophe von sich abschüttelte und zur Hilfeleistung heranstürzte, fand sie den geliebten Herrscher zwar noch am Leben, aber mit völlig zerschmettertem Unterkörper. Sein Mörder, der Student Grinewizki, lag entseelt neben seinem Opfer. Der Kaiser verlangte flüsternd, mit sterbender Stimme, in's Palais gebracht

zu werden. Er ward aufgehoben und sanft in den Schlitten des Stadthauptmanns gebettet. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und jagte davon, dem Winterpalais zu. Zwei Stunden darauf hatte der Zar seine Seele ausgehaucht .....

Ueber das heilige Rußland waren Stunden hereingebrochen, in denen die Zeitgeschichte ihren Athem anhält; in denen das Schweigen des Todes über dem Erdtheil lagert, bis er unter dem Schrei der Entrüstung erzittert, der sich, aus Schmerz und Empörung gemischt, dem tiefsten Innern Aller entringt. Ein feiges und unbarmherziges Bubenstück war verübt worden, und es war so unerhört, so überwältigend, so unglaublich, daß in den Individuen und im Staatskörper der Puls des Lebens auf Augenblicke stockte. Wenn je die Majestät des Todes den Herzschlag eines großen Volkes auf Stunden erstarren gemacht hat, so geschah es diesmal! Und wenn je diese Erstarrung sich in herzzerreißendes Wehklagen und heiligen Zorn aufgelöst hat, so geschah es in den Märztagen 1881 im Zarenreiche. Der electrische Funke, der das Reich durchflog und alle Eisenbahnen dort stehen bleiben hieß, wo sie sich gerade befanden, brachte auch die Nachricht mit, daß das Volk seinen Zaren, die Gesellschaft ihren Herrscher, der Staat seinen Kaiser verloren habe. Und die es wußten, was dieser Verlust bedeute, weinten und verfluchten die Mörder; die es aber nicht wußten und geleugnet hatten, erfuhren es blitzartig in ihrem Innern und suchten die Stimme des Gewissens durch Trauergeschrei und wilde Flüche zu übertönen: sie hatten mit dem Feuer gespielt, und nun es aufgelodert war, verzehrend und verderbenbringend, klapperten ihnen die Zähne vor Entsetzen und schüttelte sie das Schuldbewußtsein in jähem Fieberfrost. Es gab in Nord und Süd, in Ost und West kein Wesen im Zarenlande, das jetzt, nach vollbrachter That, einen Ruf der Er-

lösung ausgestoßen und den Aufgang der ersehnten Morgenröthe politischer Freiheit begrüßt hätte. Selbst der Fanatismus verstummte, denn es war kein Tyrann gerichtet, sondern ein edeler Mensch gemordet worden. Ein Unschuldiger war für die Missethaten geopfert worden, die Andere in Jahrhunderten verübt hatten! Wie sie das Alle plötzlich wußten! Alle, — auch Diejenigen, die beständig gemurrt, die nach Freiheit geschrien und die Revolution genährt und großgezogen hatten! Und wie gut sie das auf einmal wußten! Wie sie es als unumstößliche Wahrheit empfanden! So gut, daß sie selbst in den dunkelsten Kammern des Herzens auch nicht die leiseste Regung von Genugthuung fühlten; ja, daß sie nicht nur kopfschüttelnd sagten, es sei ein Fehler begangen, sondern empört hinausschrieen, es sei ein Verbrechen verübt worden! So trug die verruchte That den Keim der Sühne in sich selbst; die Revolution hatte geglaubt, ihren größten Sieg zu erringen und trug ihre schwerste Niederlage davon! ....

Sophja Perowskaja hatte, wie versteinert, so lange auf ihrem Posten auf der Brücke ausgeharrt, bis der todeswunde Kaiser ihren Blicken entschwunden war. Dann war sie, tief aufseufzend, aufgebrochen und langsam der Teleschnaja zugewandert. Sie hatte ausgeführt, was sie zu thun geschworen hatte, aber sie empfand keine Freude darüber. Es war doch recht jämmerlich und feige gewesen, so aus dem Hinterhalte einen Einzelnen zu tödten! Sophja gestand sich dies offen ein; sie fühlte jedoch auch keine Reue über die That: dieselbe war die logische Consequenz der Ideen, die sie verfocht, und der Kampfesweise, deren Berechtigung sie einmal zugestanden hatte, und sie war in den letzten Jahren harter Arbeit und schwerer Entbehrungen selbst so hart geworden, daß sie kein Mittel mehr scheute, zum Ziele zu gelangen. Ueber den Tod des Kaisers empfand sie, wie gesagt, keine Genugthuung; sie sah

in ihm lediglich das Signal zum Losbruch der Revolution, aber in ihrer Seele begann sich doch der Wunsch zu regen, das Unbehagen über das soeben Geschehene in der Aufregung des beginnenden Volksaufstandes vergessen zu können. Ja, vergessen, vergessen — Alles, was sich ereignet hatte, das verlangte ihre Seele, — vergessen im wildem Kampfe Aller gegen Alle, im Triumphgeschrei des Sieges oder im Todesröcheln des Unterliegens! Vergessen oder in seine Arme zurückkehren, um mit ihm ein herrliches, neues Leben zu beginnen, oder mit ihm zu verderben! Mit ihm, dem Geliebten, dessen starker Arm gefesselt, dessen hochfliegender Geist in niedrige Kerkermauern gezwängt war! Was würde sich nun ereignen, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan? Würde das Volk aufstehen und ihn aus der Haft befreien, oder würde es sie, Sophja, den Häschern ausliefern, wenn sie es laut zum Sturme gegen die Zwingburgen des Despotismus aufrufen würde? Eines von beiden mußte geschehen, und was schließlich erfolgte, war es ihr nicht gleichgiltig? Erreichte sie nicht so oder so ihr Ziel? Sie hatte nur noch den Wunsch: mit Sheljabow vereinigt zu sein, — und dieser Wunsch mußte in jedem Falle in Erfüllung gehen! . . . . .

Was war das? Sophja blieb wie angewurzelt stehen. Aus der Nebenstraße, deren Ecke sie vor sich sah, tönte lautes, heftiges Geschrei und Getrampel, das sich mit rasender Schnelligkeit näherte. War das schon das losbrechende Volk, das sich mit Getöse heranwälzte? Um die Ecke kam ein einzelner Mann gestürzt; seine Kleider waren zerrissen, und sein Haar flatterte im Winde; seine Kniee wankten, und er stürzte. Und nun fielen sie über ihn her, Alle die, welche ihn mit Wuthgeschrei verfolgt hatten und jetzt in wildem Rennen um die Ecke bogen. „Schlagt ihn todt, den Schuft!“ — „Er gehört zu den Zarenmördern!“ — „Er

hat die Socialisten gelobt!“ schrie es wirr durcheinander, und das Geheul des aufgebrachten Pöbels übertönte das Todesstöhnen des gelynchten Nihilisten. Sophja hatte einen Genossen erkannt und wandte schaudernd den Fuß, um eine stille Seitengasse zu gewinnen. War dies das Volk, das sie befreien wollte? War das, was sie gesehen, ein Vorgeschmack dessen, was nun kommen würde?

Sophja beschleunigte ihre Schritte und erreichte endlich das Hauptquartier in der Teleschnaja. Das Haus lag still und einsam da. War das der Sammelplatz der Sieger? Sophja eilte die Treppen hinauf und trat durch die nur angelehnte Thür ein. Die Wohnzimmer waren leer. Sie durchschritt den Corridor und ging in's Laboratorium. Hier fand sie Hesse Helfmann und Sablin in einer finsteren Ecke, Kibaltschitsch aber am Tisch vor der Lampe sitzend; er hatte die ganze Welt über der Lectüre von Gogol's „Taraß Buljba“ vergessen und blickte zerstreut auf, als Sophja eintrat; Sablin aber erklärte einmal über das andere erregt, er werde sich erschießen, sobald sich auch nur ein Polizist zeigen würde. Sophja sah sich erstaunt und enttäuscht um. „Wo sind Tichomirow und Michailow?“ fragte sie scharf.

Hesse Helfmann entgegnete, ohne sich zu rühren: „Ich weiß es nicht. Sie eilten, nachdem sie Gratschewski als Ersatz für Sheljabow in's Executiv-Comité gewählt hatten, sofort nach der Nachricht vom geglückten Attentate fort und ließen uns hier in Ungewißheit zurück. Bricht das Volk schon los?“

Sophja überhörte die letzte Frage. Also die Genossen waren in voller Thätigkeit! Da konnte sie sich ein wenig ausruhen, bis man ihrer wieder bedurfte. Sie wandte sich und kehrte schweigend in das vordere Zimmer zurück. Hier setzte sie sich auf einen Stuhl am Fenster und blickte hinaus. Sie brauchte nicht

lange zu warten. Auf der Treppe wurden bald Schritte laut und Tichomirow, Alexander Michailow, Gratschewski, Bogdanowitsch und noch mehrere Genossen des ersten Grades kamen einer nach dem andern in das Zimmer gestürzt. Sie Alle sahen erhitzt aus; die Kleider waren mehr oder minder zerrissen und beschmutzt, Michailow trug eine frische Schramme an der Stirn; der Athem keuchte und die Augen blickten verwirrt und enttäuscht.

Sophja sprang auf und trat den Genossen entgegen: „Wie steht es? Was thut das Volk?“ rief sie.

„Das Volk?“ Tichomirow lachte bitter auf. „Das Volk! Hahaha — das verprügelt seine Befreier und bejammert den Zaren! Sieh' wie man uns zugerichtet hat!“

„Es ist wie verwandelt!“ rief Michailow entrüstet. „Dieselben, die mir gestern noch in Tod und Hölle gefolgt wären, hätten mich heute bald todtgeschlagen, als ich ihnen die Nachricht vom Tode des Kaisers brachte. Nur meinen flinken Beinen verdanke ich es, daß ich hier stehe.“

„So ist also Alles umsonst gewesen?“ fragte Sophja wie geistesabwesend.

„Für's Erste — ja!“ erwiderte Tichomirow. „An die Revolution ist noch nicht zu denken! Wir müssen uns wieder an die stille Arbeit durch Schrift und Propaganda machen. Dennoch wird der heutige Tag seine Früchte tragen, wenn sie auch später reifen werden, als wir meinten.“

Von der Treppe her tönten neue hastige Schritte, und gleich darauf erschien Kolodkewitsch im Zimmer.

„Macht, daß Ihr fort kommt!“ rief er, „Timofei Michailow ist ergriffen, mit der Bombe in der Hand. Man scheint unserem hiesigen Quartier auf der Spur zu sein!“

Alles drängte nach der Thür. „Halt!“ rief Ticho-

mirow. „Sophja, Du mußt unbedingt in's Ausland abreisen und zwar sofort! Alles ist zur Flucht bereit: Paß, Geld, Gepäck! Der Weg ist frei.“

Sophja sah ihn erstaunt an. „Ich soll abreisen — ich?“ rief sie. „Nie!! Meine Zeit ist um! Ich bleibe hier, um zu erfüllen, was mir das Schicksal vorgezeichnet hat!“

Sie richtete sich hoch auf und verließ festen Schrittes das Zimmer, gefolgt von den erstaunten Blicken der Genossen.

XI.

Gregorij Petrowitsch Leikin ging in seinem Arbeitszimmer rastlos auf und ab. Er war sehr verstimmt, eine nervöse Unruhe hatte ihn erfaßt und trieb ihn nun schon seit Wochen vom Stuhle auf, sobald er, vom angestrengten Dienste ermüdet, vor dem Schreibtische Erholung suchte oder über Gegenwart und Zukunft in Nachdenken versank. Und doch bedurfte er der Klarheit über sich selbst und über seine Pläne mehr wie je! Denn Alles war anders, ganz anders gekommen, als er es gewünscht und erwartet hatte. Er hatte geglaubt, über den Verhältnissen zu stehen und mit fester Hand die Zügel zu lenken, denen Rußland gehorchen sollte; er hatte das Zeichen für die That gegeben, welche über das Schicksal des Reiches in nächster Zeit entscheiden sollte; er war bereit gewesen, an der Spitze treuergebener Freunde und im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Theiles der officiellen Machtmittel, die Leitung der öffentlichen Gewalt und die Führung des aufständischen Volkes zu übernehmen; ja, er hatte sogar, wenn auch vorsichtig, gegenüber seinen Anhängern im Offiziercorps ein wenig den Schleier gelüftet und sich vergewissert, daß seine, mit der Regierung unzufriedenen Freunde ihm eine ansehnliche

Macht zugeführt hätten, „wenn es losginge“; kurz — Alles war vorbereitet gewesen, den Umschwung, der mit elementarer Gewalt im Reiche eintreten sollte, zu benutzen, die bestehende Ordnung zu stürzen und an der Spitze des siegreichen Volkes eine neue Epoche einzuleiten, — eine Epoche, in der es für ihn nur Glanz, Ehre, Reichthum geben sollte. Aber Alles war umsonst gewesen, nichts von dem war eingetreten, was er mit Sicherheit als unausbleiblich erhofft hatte! Durch seine Schuld? Nein, gewiß nicht, er hatte keinen Fehler gemacht; er hatte ohne Zucken den Tod des Mannes erfahren, den er gehaßt hatte, seit er ihn einst gedemüthigt — damals in Moskau; er war bereit gewesen, die Rolle, von der sein Ehrgeiz träumte, aufzunehmen und durchzuführen, — nein, ihn traf keine Schuld! Sie aber, mit denen er hatte rechnen müssen, — sie, die Männer der Revolution und des Umsturzes, hatten ihn im Stiche gelassen. Wo waren sie geblieben, als die Kunde der schrecklichen Blutthat die Welt durcheilte? Wo waren die Legionen gewesen, deren unweigerliche Gefolgschaft sie ihm so oft in ihren Zuschriften zugesichert hatten, deren erprobten Gehorsam sie in überzeugenden Phrasen betheuert hatten? Die Führer des „unterirdischen Rußland“, deren geringe Zahl gegenüber den Millionen im Reiche ihm ja wohlbekannt war, deren Energie aber Tausende ersetzte und deren Anhängerschaft sie selbst nach weiteren Tausenden bezifferten, waren nach dem Attentate wie vom Erdboden verschwunden. Einige hatte die Polizei ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen ergriffen, die Anderen waren geflohen, der Rest aber, und darunter gerade die Fähigsten, hielt sich unzweifelhaft verborgen, ohne einen Finger zu rühren. Sie ließen, selbst auf die Gefahr hin, für planlose Mörder gehalten zu werden, die an der Beseitigung des Einzelnen Genüge gehabt, die schönste Gelegenheit in unbegreiflicher Unthätigkeit

vorübergehen und die Zeit, in der Alles hätte geschehen können, verstreichen. So war denn vom blutigen Ereignisse des ersten März nichts übrig geblieben, als eine gewaltige Unruhe im Reiche; als eine unklare, ziellose Gährung in Volk und Gesellschaft; als jene Ungewißheit, die sich in bangen Fragen, was nun werden solle, erschöpft und schließlich in Resignation zu enden pflegt, wenn die Anläufe zum Umschwunge, die Jedermann wahrgenommen, sich im Sande verlieren. Wie hatte Alles so kommen können? Warum mußte so viel blutige Arbeit, so viel rastlose Energie und jahrelange Vorbereitung durch Agitation und Verschwörung so kläglich scheitern? Wer gab die richtige Antwort auf diese Frage? Leikin wußte, daß diese Antwort finden das Problem der Zeit lösen hieße, und deshalb maß er unermüdlich mit großen Schritten sein Gemach und quälte sein Gehirn in ruhelosem Grübeln. Es war klar, daß irgend etwas im letzten Momente den Revolutionären von innen oder von außen her feindlich entgegengetreten sei und ihre Unternehmungen durchkreuzt habe, — aber was war dies Etwas? Waren die Führer der Umstürzler etwa eitele Phantasten und Träumer, die lediglich einer Ausgeburt ihrer Gehirne nachgejagt hatten? Standen sie nicht auf dem Boden der Wirklichkeit? Hatten sie keine Fühlung mit dem Volke gehabt? — Nein, unmöglich! Das war es nicht: die Sheljabow, Tichomirow, Michailow, diese kaltblütigen, energischen, rücksichtslosen Männer der That — sie waren keine Doctrinäre, keine Schwärmer. Sie waren Söhne des Volkes und wurzelten in ihm; sie waren mit dem Volke verwachsen und verkörperten die Wünsche und Forderungen desselben; sie waren der großen Masse vielleicht in vielen Dingen um Jahrhunderte vorausgeeilt, aber sie standen sicherlich fest auf realem Boden und hatten das Zeug, die Masse mit sich fortzureißen.

Nein — das war es nicht! Wie aber, wenn der Schein diesmal nicht trügte, wenn diese Sheljabow, Tichomirow, Michailow, nichts weiter als eitele Narren und hohle Egoisten wären, — ehrgeizige Declamatoren, die sich selbst systematisch getäuscht und die Mitwelt über ihren wahren Charakter und den Werth und den Umfang ihrer Unternehmungen betrogen hätten? Wenn sie feige Mörder und Verschwörer aus Ehrgeiz oder Lust am Intriguiren wären, die mit ihm, Leikin, ihre Narrenspossen getrieben, wie sie die ganze Welt zum Besten gehabt hätten? Nein — auch das war unmöglich! Auch diese Auslegung des Mißerfolges war falsch! An der Aufrichtigkeit und dem Muthe der Terroristen war nicht zu zweifeln und ebensowenig an ihrer Klugheit, geistigen Ueberlegenheit und Klarheit hinsichtlich ihrer Mittel und Ziele! Das bewiesen Hunderte von Beispielen der Todesverachtung und Selbstverleugnung, der Aufopferungsfähigkeit und Unterordnung persönlicher Wünsche und Leidenschaften unter die Forderung der Idee; das bewiesen die zahlreichen Zeitungen und Broschüren und Proclamationen, die der Feder dieser Männer entstammten; das bewies vor Allem die Haltung Sheljabow's vor der Untersuchungsbehörde. Leikin hatte einigen Sitzungen derselben beigewohnt und mit wachsender Bewunderung gesehen, wie dieser Mann an Größe des Charakters und an geistigen Fähigkeiten Diejenigen überragte, die ihn richten und verurtheilen sollten; wie er sie durch seine Offenheit und Schlagfertigkeit, durch sein eminentes Wissen in Verlegenheit versetzte; wie er in schonungsloser Logik alle ihre Anschauungen und Schlüsse über den Haufen warf; wie er, statt sich zu vertheidigen, seine Ankläger zur Rechenschaft zog und ihnen ein vernichtendes Urtheil nach dem anderen sprach: das waren keine Versuche, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und sich von der Last einer schweren Verschul-

dung weißzubrennen, sondern eine Fortsetzung des Kampfes, den er außerhalb der Kerkermauern geführt, und ein tägliches Siegen! Nein — diese Männer hatten weder sich selbst getäuscht, noch gingen sie darauf aus, Andere zu täuschen! Sie hatten ihren Einfluß vielleicht überschätzt und der Volksstimmung im Allgemeinen zuviel zugetraut — das mochte wahr sein, aber das erklärte doch nicht das völlige Ausbleiben jeglichen Aufstandsversuchs! Weshalb also mußten sie unterliegen? Weshalb scheiterte ihre Sache in der Stunde der Entscheidung? War das Volk noch nicht reif für die Revolution? . . . . Leikin blieb stehen und blickte zum Fenster hinaus. Das Volk! Ja, wer war denn eigentlich im Heiligen Rußland das Volk? Waren es die Bauern auf dem flachen Lande und in den Dörfern? Oder die Arbeiter in den Städten? Oder die Kleinhändler und Gewerbetreibenden? Oder gar das, was man „Gesellschaft“ nennt? Am Ende bestand das Volk doch aus allen diesen Berufsklassen zusammen, und wo war denn im Grunde der Unterschied zwischen Volk und Gesellschaft, den man gedankenlos täglich festsetzte? Nein, das russische Volk war unstreitig die Gesammtheit aller Russen, ob hoch und niedrig, ob arm und reich. Und ebenso unstreitig war es, daß diese Gesammtheit einstimmig die Revolution im Stiche gelassen hatte. Die Bauern und Dörfler hatten sich zusammengerottet und laut gedroht, nach St. Petersburg zu ziehen — nicht etwa, um den Zarenthron zn stürzen, sondern um den Tod des Zaren zu rächen: die Adeligen, so schrieen sie, hätten das Väterchen Zar ermordet, weil es die Leibeigenschaft aufgehoben! Die Arbeiter und Kleinbürger in St. Petersburg hatten die Proclamationen und Flugblätter zerrissen, die dutzendweise nach dem Attentate von dem Executiv-Comité zur Rechtfertigung und Beschönigung der Mordthat ausgegeben worden waren; sie hatten Jeden halbtodt

geschlagen, der es gewagt hatte, bei ihren Verwünschungen der Zarenmörder zu schweigen oder gar zu lächeln und ein entschuldigendes Wort zu sagen!

Die Gesellschaft aber, — alle die Gutsbesitzer, Gelehrten, Großkaufleute, alle die Beamten und Officiere vom Collegienregistrator bis zum Wirklichen Geheimrath, vom Fähndrich bis zum General, — sie Alle trugen die Miene von Leidtragenden und klagten laut und verurtheilten heftig die Missethat! Aber hatten nicht alle diese Berufsclassen in der überwiegenden Mehrheit ihrer Vertreter vor dem Attentate ihre Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung oft und laut genug bekannt? Hatten sie nicht Alle größere politische Freiheit, wirthschaftliche Reformen und eine sociale Umgestaltung verlangt? Warum schwiegen sie jetzt — warum auch dann noch, als die Majestät des Todes vor der Erregung und Gährung der Gemüther dahinschwand? Wo war da die Heuchelei? In der civilisirten Gesellschaft sicherlich mehr, als im gemeinen Volke — das war klar, aber diese unleugbar vorhandene Heuchelei gab doch auch noch keine erschöpfende Antwort auf die Frage, die zu beantworten war .... Leikin schüttelte den Kopf. Die Seele der Geschichte — dachte er — birgt sicherlich eben so viele Geheimnisse, wie die Seele des Volkes Räthsel beherbergt, die Niemand lösen kann. Es giebt nur eine befriedigende Erklärung für das Scheitern der Revolution, noch ehe sie angefangen hatte: das Attentat der Männer, welche sich die Executivgewalt des Volkswillens anmaßten, war ein Fehler gewesen, weil es sich gegen den Nimbus der geheiligten Zarengewalt gerichtet hatte; weil es einen Mann zu Tode getroffen hatte, den Alle liebten und verehrten! Ja, das war es, — Letzteres mehr noch, als das Erstere! Hatte er selbst doch zum ersten Male, als das Leben des Kaisers in seine Hände gegeben war, gezögert und schließlich das Attentat vereitelt!

Hatte er selbst doch Gewissensbisse empfunden, als er den mit Dynamit gefüllten Koffer Chalturin's im Winterpalais absichtlich nicht beschlagnahmt hatte, trotzdem er diesen Kaiser persönlich haßte, den Alle so beweinten! Hatte ihm doch das Herz unerlaubt in den Stunden gepocht, in denen er dem Ende des Kaisers entgegensah! Für ihn, den rücksichtslosen Rechner und tollkühnen Spieler, war das Attentat nur ein Experiment gewesen, von dessen Mißerfolg oder Erfolg er die Wirkung erwartete, die bestimmend auf seine Maßnahmen und Wege Einfluß nehmen sollte. Und jetzt mußte er sich selbst eingestehen, daß er gleich den Sheljabow, Tichomirow, Michailow, einen Rechnungsfehler begangen hatte: er hatte, gleich ihnen, die Macht der Dankbarkeit, die Kraft der Liebe außer Acht gelassen, welche gute und segensreiche Thaten des Einzelnen der Menge unauslöschlich einflößend.

Alexander II. war ein guter, edeler Mensch gewesen; er hatte Liebe gesäet und Verehrung geerntet; das Unkraut konnte beides überwuchern, aber nicht tödten, und das unverschuldete Ende des Kaisers ließ beides auf's Neue üppig emporschießen und das Unkraut ersticken. Wäre ein anderer Zar, als gerade Alexander II., getroffen worden, — wer weiß, was dann Alles geschehen wäre?! Nicht dem Zaren, dem Herrscher galt die Trauer, das Jammern, nein — dem Menschen, der Jedem theuer war. Das war es! Das war der Fehler! . . . . Freilich, ihm, Leikin, war dieser Fehler nicht mehr als ein Fehlschlag. Er hatte von vornherein mit beiden Eventualitäten gerechnet, und was für die Partei des Umsturzes die Vernichtung oder Aufschiebung aller Pläne in's Ungewisse bedeutete, das war für ihn nur eine Lehre, nach welcher Seite hin er sich wenden sollte. Aber hatte er seine Kräfte, seinen Kopf und seine Seele nicht den Verschwörern zugeschworen? Pah — was

galt dieser Schwur heute noch? Was galt er ihm überhaupt? Nur der siegreichen Gewalt hatte er sich verschrieben von vornherein! Das war sein geistiger Vorbehalt gewesen! Und hatte er nicht auch dem Kaiser den Treueid geschworen? Die Partie stand völlig gleich: er war frei, weil er sich nicht gebunden fühlte — nach keiner Seite hin; sein Wille mochte entscheiden! Wo lag für ihn die Zukunft, die er erstrebte? . . . . Leikin trat an den Tisch und warf sich in den Sessel. Er knöpfte sich langsam die Uniform auf und zog aus dem Hemde eine feine goldene Kette hervor, an der ein kleines, goldenes Heiligenbildchen und ein Ring hingen. Er führte den Ring an die Augen und las die Inschrift, die ein scharfer Stift zierlich in den innern Rand geschrieben hatte. „Aut Caesar aut nihil!“ Der stolze Spruch, dessen Erfüllung er sein Leben geweiht hatte, war er noch zu verwirklichen? Gab es für ihn noch die Fragestellung, die auf den Zarenthron, und sei es auch an der Spitze der Nihilisten, oder auf den Sprung in's Nichts lautete? Er war nicht kurzsichtig und wankelmüthig und wußte es sehr gut, daß der Mißerfolg der Umsturzpartei noch lange nicht ihr Ende, ihren Tod bedeutete. Noch kämpften Pietät und Zorn in Volk und Gesellschaft mit der Furcht vor dem Terrorismus, und die Zeit konnte den Vertretern des letztern bald den verlorenen Boden wieder schenken. Außer Sheljabow, Timofei Michailow und Ryssakow waren nur noch Kibaltschitsch und Hesse Helfmann in der Teleschnaja ergriffen worden, wobei der junge Sablin durch einen Selbstmord sich der Verhaftung entzogen hatte. Noch lebten die Hauptführer der Partei, und die Kundgebungen des Executiv-Comité's bewiesen, daß sie den Kampf mit ungeschwächten Kräften weiter führen würden, wenn die neue Regierung die Forderung des Volkswillens nicht erfüllen sollte. Nein, die Umsturzpartei war weder todt noch

gebrochen; sie würde es überhaupt nicht sein, so lange er, Leikin, sie nicht verrieth. In seiner Hand ruhten nach wie vor die Fäden der Verschwörung; er konnte das alte Spiel fortsetzen, so lange es ihm beliebte. Aber lohnte sich das noch? Konnte es nicht ein Gaukelspiel ohne absehbares Ende für ein kurzes Menschendasein werden? Lohnte es sich überhaupt noch, die Lebensfrage so schroff zu stellen? Er wollte nur für sich, nicht für Andere leben und arbeiten. War es da nicht richtiger, den Ehrgeiz herabzustimmen und sich mit dem Erreichbaren zu begnügen? Eben so gut, wie er die Rolle des geheimnißvollen Chefs des Executiv-Comité's weiter spielen konnte, eben so gut konnte er die Partei bis in's Mark treffen, sie der Regierung ausliefern und ihr die Wurzeln abgraben! War das nicht das Beste, was er unter den gegebenen Umständen thun konnte? Er stand schon jetzt hoch, — entschloß er sich aber, ehrlich auf die Seite der Machthaber überzutreten, so konnte er die Rolle des Retters der Ordnung, des Vaterlandes übernehmen und bald die erste Geige an der Seite des neuen Kaisers spielen. Er war zwar dann nicht der Cäsar selbst, aber doch der Erste nach ihm, und das war immerhin kein zu verachtendes Loos. Es war in jedem Falle ein Glück, daß er noch immer die Wahl frei hatte, und er wollte es sich reiflich überlegen, bis er den endgiltigen Entschluß faßte . . . . .

Leikin hatte, während ihn die Gedanken hin und her zogen, ein wiederholtes schüchternes Klopfen an seiner Thür überhört. Jetzt öffnete sich dieselbe und Marja Antonowna trat ein. Sie sah blaß und verstört aus und eilte auf Leikin zu. „Weißt Du es schon, Grischa?“ rief sie. „Sie ist verhaftet worden — Sophja Perowskaja — meine einzige Freundin!“

„Die Perowskaja Deine Freundin?!“ fragte Leikin

gedehnt. „Ich erfahre die Verhaftung erst durch Dich. Setze Dich und erzähle mir, was Du weißt.“

Marja nahm auf dem Sopha Platz und erzählte mit fliegendem Athem: „Sophja hat sich nach dem Attentate bald bei mir, bald bei anderen Freunden und Bekannten verborgen gehalten. Alles Zureden, Rußland für einige Zeit zu verlassen, wies sie standhaft zurück. Die Aermste! Sie liebt Sheljabow mit der ganzen Inbrunst ihrer Feuerseele und kann es nicht über's Herz bringen, St. Petersburg zu meiden, so lange sie über das Schicksal des Geliebten nicht beruhigt ist. Heute erfuhr sie nun, daß Sheljabow sich vor dem Gericht als Hauptorganisator des letzten Attentates bekannt hat. Das mag von seinem Standpuncte aus groß gedacht gewesen sein, aber unklug und voreilig war es in jedem Falle. Durch dieses Bekenntniß ist sein Todesurtheil besiegelt. Das mochte Sophja sofort begriffen haben. Sie hat seitdem nicht ein Wort gesprochen, sie verabschiedete sich von mir mit einem zärtlichen, innigen Kusse und ging auf die Gasse. Mich ergriff eine unerklärliche Angst, und ich folgte ihr. Da sah ich, wie sie sich so auffällig betrug, daß sie die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken mußte. Sie gerieth mit einem Gorodowoi in ein Zwiegespräch und wurde verhaftet. Sie hat ihre Festnahme absichtlich herbeigeführt — davon bin ich fest überzeugt! Die Aermste! Was wird sie zu leiden haben!“

„Es war ihr Wille, also laß sie doch!“ warf Leikin kalt ein.

„Aber Grischa, wie kannst Du so sprechen?! Freilich, Du kennst sie nicht. Wüßtest Du, welch' ein herrliches Weib sie ist, Du würdest gleich mir in tiefster Seele erschüttert werden.“

„Wo bist Du denn mit ihr bekannt geworden?“ fragte Leikin und sah forschend zu Marja hinüber.

Sie ward verlegen und schwieg eine Weile. „Ach was!“ rief sie endlich. „Einmal mußt Du es doch erfahren!“ Und sie berichtete ihm offenherzig, wie sie zu den Nihilisten in Beziehung getreten war und wie weit sie sich an den Unternehmungen derselben betheiligt hatte. Leikin's Gesicht nahm einen nachdenklichen und finsteren Ausdruck an, je weiter Marja in ihrer Erzählung kam, und als sie endlich mit der Versicherung schloß, daß Sophja Perowskaja ihr theuer wie eine Schwester geworden wäre, rief er böse aus: „Und das erfahre ich erst heute? Ich hätte nicht geglaubt, daß Du mich täuschen, mich betrügen könntest!“

Marja blickte bestürzt und gekränkt zu ihm auf. „Du bist ungerecht, Gregorij Petrowitsch,“ sagte sie eifrig. „Ich war durch meinen Eid zum Schweigen verurtheilt. Und dann hatte ich noch einen andern Grund, mit der Partei nicht zu brechen. Ich — ich —“ sie stockte und schlug die Augen nieder.

„Und dieser Grund war?“ fragte Leikin scharf.

„Du bist unausstehlich!“ rief sie, dem Weinen nahe. „Begreifst Du denn nicht, daß ich mir die Möglichkeit sichern wollte, über Dein Leben zu wachen! Mußte ich doch gleich bei meinem ersten Zusammentreffen mit den Revolutionären erfahren, wie sehr sie Dich haßten!“

Sie erröthete heftig und senkte das Haupt auf die Brust.

Leikin warf Marja einen langen Blick zu; seine Züge erhellten sich, und er entgegnete freundlicher: „Ich bin Dir also doppelten Dank schuldig, Marja. Du hast mich nicht nur in Moskau gewarnt, sondern um meinetwegen in der Partei ausgeharrt. Da stehe ich ja tiefer in Deiner Schuld, als ich dachte.“ Er beugte sich vor, ergriff ihre Hand und drückte sie warm. „Was soll ich thun, um Dir zu beweisen, daß ich kein säumiger Zahler bin?“ fragte er lächelnd.

„Bleibe mein Freund, mein Bruder!“ rief Marja beglückt und sah ihm innig in die Augen. „Ich wüßte nicht, was ich sonst noch für mich verlangen sollte. Und dann — versprich mir, daß Du Deinen ganzen Einfluß aufbieten willst, das Loos Sophja's und Sheljabow zu mildern. Ich weiß — Du vermagst viel. Wenn Dein Einfluß nur annähernd der Furcht der Nihilisten vor Dir und ihrem Hasse gegen Dich entspricht, so liegt das Schicksal der Verhafteten in Deiner Hand!“

Leikin's Stirn umwölkte sich; er sprang auf und begann wieder unruhig auf- und abzuschreiten. „Ich fürchte,“ sagte er nach einigem Zögern, „daß ich wenig werde thun können. Das neue Regiment scheint in ganz andere Bahnen, als sie der verstorbene Kaiser wandelte, einzulenken. Man wird ein Exempel statuiren wollen.“

„Weiche mir nicht aus, Grischa!“ rief Marja stürmisch und erhob sich. „Es ist die erste Bitte, die ich an Dich richte. Ein Mann in Deiner Stellung vermag Alles, wenn er will!“

„Du irrst. Ja, wenn die dritte Abtheilung noch existirte, würde ich mancherlei durchsetzen können. So aber — ich weiß selbst zur Stunde nicht, wie viel ich vermag. Ich will indeß sehen, was sich machen läßt.“

Marja trat dicht vor ihn hin. „Schwöre mir, — nein, gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du Alles thun, daß Du nichts versäumen wirst, was zur Erfüllung meiner Bitte irgend geschehen kann!“ Sie blickte ihn leidenschaftlich an und ihre Augen verriethen, daß die Antwort, die sie erwartete, eine tiefere, für sie selbst gewichtigere Bedeutung haben mußte.

Gregory Petrowitsch begriff das sehr wohl. Er wollte Marja nicht verletzen und sagte deshalb rasch: „Gut denn, ich gebe Dir mein Wort! Was an mir liegt, soll geschehen.“

Marja jubelte auf: „Ich danke Dir, Grischa! Von Herzen — aus ganzer Seele!“ Und ehe er die Stürmische abwehren konnte, hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und ihm einen heißen, innigen Kuß auf die Lippen gedrückt. Dann trat sie über den Ausbruch ihrer Leidenschaft selbst verwirrt, zurück und blickte wie hilfesuchend zu ihm auf. Da gewahrte sie die Kette an seinem Halse und den Ring, der an ihr hing, und rief, froh, einen Ausweg aus der peinlichen Situation gefunden zu haben: „Was hast Du denn da neben dem Heiligenbildchen? Ein Amulet?“

„Wie man es nehmen will,“ erwiderte Leikin lächelnd. „Erinnerst Du Dich der alten Tatjana — der finsteren, mürrischen Frau, die fern im Orenburg'schen an der Grenze der Baschkirensteppe lebte und uns von Zeit zu Zeit im Sommer an der Wolga aufsuchte?“

„O ja,“ versetzte Marja lebhaft. „Die alte Dame in der Tracht aus dem vorigen Jahrhundert, die so scharfe Augen hatte und stets so geheimnißvoll that. O ja — ich erinnere mich ihrer sehr gut!“

„Nun, die alte Tatjana, die — ich weiß nicht wie — mit meiner Familie verwandt war, hatte mich sonderbarer Weise in ihr Herz geschlossen. Während sie allen anderen Menschen schroff und abweisend entgegentrat, häufte sie alle Zärtlichkeit, deren sie fähig war, auf mich, den heranwachsenden Knaben. Sie behauptete, ich hätte eine große Aehnlichkeit mit dem Kosakenhetmann und Aufrührer Pugatschew, den sie trotz aller Gegenbeweise für den Zaren Peter III. hielt. Bei ihrem letzten Besuche in Muravlino ließ sie mich eines Abends zu sich kommen und schenkte mir diesen Ring, mit dem Gebote, ihn stets am Halse zu tragen. So lange ich dieses Gebot erfüllen würde, werde mir alles glücken, was ich unternehme. Sie be-

hauptete, der Ring stamme von Pugatschew her und sei von diesem ihrer Mutter verehrt worden."

Marja hatte neugierig zugehört. Jetzt trat sie näher und betrachtete den Ring aufmerksam. Sie entdeckte die Inschrift und fragte: „Was steht denn da drin im Ringe?"

„Aut Caesar aut nihil. Ein lateinischer Spruch, der so viel besagt wie: ‚entweder Kaiser oder nichts.' Diesen Wahlspruch konnte Pugatschew sehr wohl im Munde geführt haben."

„Entweder Kaiser oder nichts," wiederholte Marja nachdenklich. „Dieser Spruch würde auch für Sheljäbow passen! Hast Du den Ring seitdem immer getragen?"

Der Eintritt Iwan's enthob Leikin einer Antwort. Der alte Diener, der Marja mit einem freundlichen Nicken als Bekannte aus längst vergangener Zeit begrüßte, meldete einen Boten des Ministers des Innern. Marja verabschiedete sich rasch von Gregorij Petrowitsch und ward von Iwan durch das Nebenzimmer hinausgeleitet, während aus der Nebenthür ein Beamter des Ministeriums des Innern eintrat und Leikin nach kurzer formeller Begrüßung aufforderte, schleunigst zum Grafen Loris-Melikow zu kommen.

Wenige Augenblicke darauf stand Leikin vor dem Minister. Graf Michail Tarielowitsch Loris-Melikow, dessen Aussehen unverkennbar die kaukasische Abstammung verrieth, begrüßte den Gensdarmerie-Officier freundlich und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, Platz zu nehmen. Er fuhr zuerst fort, einige Papiere, die vor ihm ausgebreitet waren, zu unterzeichnen und wandte dann seine klugen, durchdringenden Augen Leikin zu.

„Sie sind mir von Ihrem frühern Chef, General Drentelen besonders empfohlen worden," sagte er, „und ich selbst bin wiederholt in der Lage gewesen, Ihre

Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit zu erproben. Ich habe deshalb an Sie gedacht, als mir Se. Majestät heute einen ebenso wichtigen, wie delicaten Auftrag ertheilt hat. Wie Ihnen bekannt ist, sind in Folge der Recherchen nach dem letzten Attentate mehrere höhere Officiere verhaftet worden, welche stark compromittirt erscheinen. Dieselben haben nun Aussagen gemacht, die überraschend genug sind und erkennen lassen, in wie weite Kreise das Gift der Empörung und das leichtsinnige Spielen mit der Revolution gedrungen sind. Unter Anderen hat man auch Sie verdächtigt!"

Der Minister warf Leikin blitzschnell einen scharfen Blick zu. Gregorij Petrowitsch verlor indeß seine Geistesgegenwart nicht. Er ertrug den Blick des Grafen, ohne die Miene zu verändern; dann lächelte er verbindlich und bemerkte ruhig. „Zu viel Ehre! Ich brauche Ew. Excellenz wohl kaum auseinanderzusetzen, warum gerade ich diese unzufriedenen Kreise aufgesucht habe: es galt, im Material, das ich der politischen Polizei bereits überliefert habe, einige auffällige Lücken auszufüllen."

„Das dachte ich mir," versetzte der Graf Loris-Melikow kühl, und ein leichter Zug von Verachtung spielte um seine Mundwinkel. „So wird Ihnen dann wohl auch besser als mir bekannt sein, daß auch, Gott sei es geklagt, Mitglieder des Kaiserlichen Hauses in die Umtriebe der Staatsverbrecher verwickelt worden sind. Se. Majestät der Kaiser scheint fest entschlossen, vor Allem die Regierungskreise schonungslos zu säubern. Mit seinem Oheim, dem Groß-Admiral, wird seine Majestät sich selbst auseinandersetzen. Dagegen soll der Sohn desselben die ganze Strenge des Gesetzes fühlen lernen. Ich ersuche Sie also, sich in meinem Auftrage zum Großfürsten Constantin Constantinowitsch zu begeben und ihm im Namen des Kaisers anzubefehlen, vorläufig sich als Gefangener zu betrachten und

das Palais nicht mehr zu verlassen. Alles Weitere wird von den ferneren Entschließungen Sr. Majestät abhängen."

Leikin war durch die Mittheilung des Ministers thatsächlich auf's Höchste überrascht, aber er ließ sich nichts merken. Er erhob sich gelassen und schickte sich mit einem höflichen „Zu Befehl, Ew. Excellenz!" an, das Cabinet zu verlassen, als ein Wink des Ministers ihn zurückhielt.

„Ich bin noch nicht zu Ende," fuhr dieser fort. „Der Kaiser hat verfügt, daß die Verhandlungen gegen die inhaftirten Staatsverbrecher vor einem außerordentlichen Gerichtshofe des Senates geführt werden sollen. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie diesem Gerichtshofe rückhaltlos alles denunciren, was Sie über die umstürzlerische Bewegung wissen. Ferner ist dieser Tage dem Kaiser auf unerklärliche Weise eine Proclamation der Partei des Volkswillens zugestellt worden, welche sich in wüsten Schmähungen der Regierung ergeht, Sr. Majestät die Wahl zwischen einer angeblich unausbleiblichen Revolution und der freiwilligen Unterwerfung unter den Volkswillen stellt und mit dem Schicksale des verewigten Kaisers droht, falls Se. Majestät diese Proclamation unbeachtet lassen würde. Ich erwarte von Ihrer Umsicht und Kenntniß der Sachlage, daß Sie die Zustellung ähnlicher Papiere an den Kaiser in Zukunft zu verhindern wissen werden."

Graf Loris-Melikow hatte sehr bestimmt, ja fast drohend gesprochen, so daß es Leikin kalt und heiß überlief. Wußte man mehr von ihm, als man sagen wollte? Wie kam der Minister dazu, von ihm zu „erwarten," was einem Anderen als unausführbar erscheinen mußte? Kein Zweifel — man ahnte über ihn und seine Rolle sicherlich mehr, als ihm lieb war! Da gab es keine Zeit mehr, sich zu besinnen. Er verbeugte

sich deshalb höflich und erwiderte mit fester Stimme: „Was an mir liegt, soll geschehen, um der Kramola einen Schlag zu versetzen, von dem sie sich schwerlich wieder erholen wird.“

Der Minister schloß seine Augen halb und ein feines, spöttisches Lächeln huschte über seine Züge. „Ich habe diese Antwort von Ihnen erwartet, Major,“ sagte er. „Se. Majestät setzt große Hoffnungen auf Sie, und ich bin überzeugt, daß Sie dieselben rechtfertigen werden. Ich sehe mich deshalb veranlaßt, Ihnen noch Folgendes mitzutheilen: Seit gestern hat St. Petersburg im General-Major Baranow einen neuen Stadtkommandanten. Sie kennen den Conflict, den Baranow mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Groß-Admiral gehabt hat. Seine Ernennung zum Stadthauptmann, der übrigens die Berufung Koslows aus Moskau als Polizeimeister folgen wird, hat somit nicht nur die Bedeutung eines ernsten Vorgehens gegen den Anarchismus, sondern auch gewissermaßen den Zweck, die öffentliche Meinung darauf vorzubereiten, daß der Großfürst Constantin aus der Regierung demnächst ausscheiden und sich in die Krim zurückziehen wird. Sie verstehen mich. Es wäre mir nicht unlieb, wenn weitere Kreise von dieser bevorstehenden Aenderung Kenntniß erhalten sollten. Ob weitere Personal-Veränderungen folgen werden, weiß ich noch nicht. Ebensowenig ist mir zur Stunde bekannt, welches System Se. Majestät befolgen wird, und ob ich in der Lage sein werde, dieses System zu unterstützen. Hierüber wird erst die nächste Zukunft die Entscheidung bringen. Sicher ist bisher nur das Eine, daß Se. Majestät unerbittlich die Umsturzbewegung bekämpfen und ihre Anhänger verfolgen wird, bis sie völlig ausgerottet sein wird. Es liegt auf der Hand, was Diejenigen erwartet, welche der Regierung hierbei wesentliche Dienste leisten werden. Merken Sie sich dies, Herr Major! Und nun gehen Sie mit Gott!“

Er wandte sich wieder seinen Papieren zu und Leikin verließ das Gemach.

Als er bald darauf längs der Fontanka dahinschritt, fühlte er eine sonderbare Beklemmung in der Brust. Was war hinter den Coulissen geschehen? Auch ohne daß ihm Jemand eine directe Antwort auf diese Frage gegeben hätte, wußte Leikin ungefähr, was vorgefallen sein mochte. Graf Loris-Melikow war zu deutlich gewesen, als daß er ihn nicht hätte verstehen sollen! Die Aussagen der verhafteten Officiere hatten unzweifelhaft die nahen Beziehungen derselben zu ihm, Leikin, dargethan, und nur seiner Vorsicht und Zurückhaltung hatte er es zu verdanken, daß er nun nicht gleich ihnen hinter Schloß und Riegel saß. Man wußte zu wenig, um ihn zu vernichten, aber doch genug, um ihn zu prüfen, um ihn zu warnen und gleichzeitig vor die Wahl zu stellen, entweder das Gaukelspiel der letzten Jahre fortzusetzen oder sich uneingeschränkt auf die Seite der Regierung zu schlagen. Ja, das war es! Hatte er noch vor wenigeu Stunden geglaubt, nach wie vor über den Parteien zu stehen und in seiner Wahl frei zu sein, so war das ein Irrthum gewesen. Er mußte sich dies eingestehen und durfte nicht mehr leugnen, daß er auf höchst schwankem Boden stand. Was sollte er nun thun? Ja, hatte diese Frage überhaupt noch einen Sinn?! Hatte er nicht schon soeben mit der Vergangenheit abgeschlossen? In der That, er hatte unter dem Zwange des Augenblicks das versteckte Ultimatum des Ministers bedinguugslos acceptirt. Und das war sicherlich das Rechte gewesen! Denn hatte er nicht gleichzeitig erfahren, daß man seinen Uebertritt in's Lager reich, überreich belohnen würde? War der Auftrag, den er soeben erhalten, nicht eine ganz außergewöhnliche, noch nicht dagewesene Auszeichnung? Der Minister war auf der richtigen Fährte, das wußte er, Leikin, sehr wohl; denn war er auch in keinen

directen Verkehr mit den compromittirten Großfürsten getreten, so hatte er sie doch durch Mittelsmänner für seine Zwecke benutzt. Und gerade ihm hatte man nun anbefohlen, zu vollziehen, was sonst nur den vertrautesten Freunden der zarischen Familie übertragen ward! Deutlicher konnte man ihm nicht zeigen, welchen Werth man auf seine Dienste legte! Warum sollte er also noch zögern? Auf der einen Seite die Revolution, die trotz der Proclamationen der Socialisten und Terroristen für's Erste der unterliegende Theil blieb, und auf der anderen Seite die sichere Aussicht auf eine rasche und glänzende Carrière — zumal, wenn er die Sache des unterirdischen Rußland verrieth und so den Sieg der Regierung zu einem entscheidenden, endgiltigen machte, — wie sollte er da noch zweifelhaft sein, was er zu thun habe?! Aber das Ehrenwort, das er Marja Antonowna gegeben? Ach was — er war kein Mann, der um einer Mädchenlaune willen sein Glück verscherzte! Nein — er war nicht mehr frei und konnte es nur werden, wenn er sich zunächst mit dem Erreichbaren begnügte. Und das — das wollte er nunmehr thun, so wahr er Gregorij Petrowitsch Leikin hieße . . . . .

. . . Seine Aufregung legte sich und sein Gesicht trug wieder den ruhigen, gleichmüthigen Ausdruck innerer Sicherheit und Zufriedenheit, als er endlich die Promenade aufgab und seine Wohnung betrat. Hier fand er einen inzwischen eingetroffenen Brief Anna Michailowna's vor. Sie schrieb, daß das Befinden des Fürsten Michail Wassiljewitsch trotz der Cur in Wiesbaden viel zu wünschen übrig lasse, und daß die Familie sich auf eine lange Abwesenheit von der Heimath gefaßt mache. Der Brief enthielt alsdann so viele Versicherungen zärtlichster, leidenschaftlichster Liebe und so viele Kennzeichen unbezwingbarer Sehnsucht nach dem Geliebten, daß es Leikin warm um's Herz wurde. Nein — die Entscheidung konnte nicht anders fallen, als sie

sich thatsächlich soeben vollzogen hatte, — sie durfte nicht anders fallen, weil er nur im Bunde mit der Regierung den Besitz Anna Michailowna's erringen konnte. Nie war ihm das so klar gewesen, als jetzt! Fürwahr — er mußte ein blöder Thor sein, wenn er noch schwankte! Hier alles und dort nichts! Hier Ehre, Macht, Reichthum, Glück, dort Sorge, Gefahr und im besten Falle ein Gelingen erst nach Jahren, vielleicht Jahrzehnten! Nein — ein Schwärmer war er nie gewesen und wollte es auch jetzt nicht sein. Und dann, konnte er als getreuer Diener der Ordnung nicht bessern, was zu bessern war im Reiche? Ein bloßes Werkzeug Anderer konnte er nie sein, aber wer verlangte dies denn auch von ihm? Im Gegentheil, es war keine Frage, daß er bald, sehr bald auch in den Reihen der Machthaber der Erste sein würde. Dazu berechtigten ihn seine Fähigkeit und vor Allem die Machtmittel, die ihm die Kenntniß der revolutionären Bewegung und ihrer Kräfte in die Hand gab. Auch so blieb er seiner Devise „Aut Caesar aut Nihil" treu! . . . . Leikin nickte zufrieden vor sich hin und verschloß den Brief Anna's sorgfältig in seinem Schreibtische. Dann zog er seine große Uniform an und schmückte sich mit seinen Orden. Er hieß Iwan, einen Ryssak zu besorgen und befahl dem Kutscher, zum Palais des Großadmirals zu fahren. „Zuerst will ich dem Großfürsten sein Schicksal melden," murmelte er vor sich hin, „und dann zum Vorsitzenden der Untersuchungs-Commission des Senats fahren. Der Herr wird Augen machen über das, was ich ihm mittheilen werde. Nur einen will ich schonen, Lew Tichomirow, meinen Blutbruder! Er soll nicht sagen, daß ich auch ihn verrathen habe. Wenn er den Wink, den ich ihm noch heute zukommen lassen werde, begreift, so wird er vernünftig sein und sich bei Zeiten davonmachen. In Genf soll es sich ja auch ganz gut leben lassen!" . . . . .

* * *

Am Morgen des 3. April 1889 lagerte ein dichter Nebel über St. Petersburg. Es war Thauwetter eingetreten. Die Straßen starrten vor Schmutz. Ein feuchter grauer Schleier hüllte Himmel und Erde ein, so daß die gewaltigen Steinmassen der Häuser in's Riesenhafte emporwuchsen und die Eis- und Schneeflächen der Newa in's Unendliche unterzutauchen schienen. Versteckte sich die Sonne hinter jagenden Wolken oder war sie nur nicht im Stande, den Nebel zu verscheuchen? Wer wußte es! Das Auge sah nur Alles grau in grau gefärbt und war froh, wenn es auf zehn Schritte Entfernung die nächste Umgebung zu unterscheiden vermochte. Trotz des schlimmen Wetters herrschte indeß in den Straßen der Residenz eine auffallende Bewegung. Gorodowoi's und Gensdarmen sperrten einzelne Straßen ab; lange Züge von Soldaten, — Garde-Infanterie und berittene Artillerie — zogen dahin und marschirten stumm dem Ssemjonow'schen Felde zu; von allen Seiten strömte das Volk zusammen und schlug dieselbe Richtung ein; man drängte sich und stieß sich, aber verursachte doch keinen unnützen Lärm; das Geräusch der Schritte und Stimmen klang gedämpft; es war, als lastete der Nebel auch auf den Gemüthern aller derer, die hinaus zogen, um das Ende der Kaisermörder zu sehen.

Auf der langen Brücke, die zur Peter-Pauls-Festung hinführte, schritten langsam und vorsichtig eine alte, ganz in Schwarz gehüllte Dame und ein gebeugtes Mütterchen aus dem Volke dahin. Die Dame schluchzte leise und hielt sich nur mühsam aufrecht, während das Mütterchen sie vorsorglich stützte und ihr mit zitternder Stimme zuredete.

„Also geschrieben hat sie Euch, Warwara Ssergejewna," sagte sie, — „einen lieben, guten Brief, in dem sie Euch um Verzeihung bittet für all' das Leid, das sie Euch angethan! Sieh! sieh! Ja — ein gutes

Kind war sie immer, unsere Sonitschka, — ein gutes, herziges Kind! Daß es auch so kommen mußte! Ja, ja — wen der Satan einmal in seinen Krallen hat, den läßt er nicht los! Aber seid ruhig, Warwara Sfergejewna, seid getrost! Die Wege Gottes sind wunderbar, — wir begreifen sie nicht, aber sie führen doch zu guterletzt zur ewigen Seligkeit. Betet, Warwara Sfergejewna, betet für ihre Seele! Sonitschka wird fromm ihr letztes Stündlein antreten, und der Herr wird ihr ihre Sünden vergeben um der Liebe willen, die sie sich zu Euch im Herzen bewahrt hat! Hofft auf's Jenseits, Warwara Sfergejewna, — hofft und seid muthig! Sie hat es selbst so gewollt — hat nicht auf Eure Warnungen und die Bitten der alten Jekaterina gehört! Sie wird wohl gewußt haben, warum! Nun, mögen ihr der Herr und die Heilige Muttergottes helfen! Wir können nichts thun, als beten, — für ihr Seelenheil!"

Die alte Dame nickte und schluchzte: „Ja, beten, Jekaterina, — laß uns beten, daß ihre Seele nicht mit ihrem Leib verderbe! O, mein Kind, meine Sonitschka! Mein Augapfel — warum hast Du mir das gethan?!" Und ihre Thränen flossen, und sie brach fast zusammen unter der Last ihres Schmerzes, ihrer Verzweiflung.

„Ist es nicht besser, wir kehren wieder um," flüsterte die alte Jekaterina ängstlich. „Ihr werdet den Anblick nicht vertragen, Warwara Sfergejewna!"

Die alte Dame schüttelte eigensinnig das Haupt. „Nein, nein!" rief sie fast heftig. „Ich muß das Antlitz meines Kindes noch einmal sehen — muß aus ihm lesen, ob sie gottesfürchtig dem Tode entgegengeht. Ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich das nicht wüßte!"

Jekaterina wackelte mit dem greisen Kopfe. „Euer

Wille geschehe, Herrin!“ sagte sie, „gebe der Himmel, daß Euch kein Unglück widerfährt!“

Sie waren am Ende der Brücke angelangt und stellten sich an der Brüstung auf, eng aneinander, wobei Jekaterina ihre Herrin zärtlich umfaßt hielt. In demselben Augenblicke tönte aus der Festung dumpfer Trommelwirbel. Die schmalen Thorflügel öffneten sich, und ein Piquet Kosaken kam langsam herausgeritten. Ihm folgten zwei hohe, schwarz angestrichene Karren, auf denen die Staatsverbrecher in den langen, gelblich-grauen Gefängnißkitteln saßen, mit den Rücken an schwarze Querbalken gefesselt, die Gesichter rückwärts gekehrt und schwarze Tafeln an der Brust, auf denen weithin lesbar das Wort: „Staatsverräther“ gemalt war. Auf dem ersten Karren saßen Ryssakow, Timofei Michailow und Kibaltschitsch, die ersteren mit finsteren, verschlossenen Mienen, Kibaltschitsch mit nachdenklichem, freundlich-harmlosem Gesicht, als denke er an alles Andere eher, als an sein nahes Ende. Auf dem zweiten Karren waren Sheljabow und Sophja Perowskaja dicht nebeneinander angebunden; sie sahen Beide heiter und glücklich aus und blickten wohlgemuth und neugierig um sich. Hesse Helfmann war vom Kaiser im letzten Momente zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden.

Als die Karren die Stelle passirt hatten, an der Warwara Sfergejewna und die alte Jekaterina standen, fielen Sophja's Augen auf die beiden greisen Frauen. Sie erbleichte und versuchte vergeblich, sich zu erheben; Thränen verdunkelten ihre Augen, und ihren Lippen entschlüpfte der leise Ruf: „Mütterchen Warwara!“ Dann ermannte sie sich und lächelte wieder und nickte den Beiden liebevoll zu, bis die nachfolgenden Kosaken sie ihren Blicken entzogen. Warwara Sfergejewna brach mit dem dumpfen Wehlaut: „Mein Kind!“ zusammen und sank in die Kniee. Dann aber blickte sie mit sonderbarem Leuchten ihrer guten Augen zu der

besorgten Jekaterina empor und schluchzte mit erstickter Stimme: „Ich danke Dir, Gott! Du hast mein Flehen erhört! In ihrem Antlitze stand geschrieben, daß Deine Engel mit ihr sind!“

„Ja, ja!“ murmelte Jekaterina und ihre Stimme schwankte wunderlich zwischen Lachen und Weinen; „als ob sie zur Hochzeit führe, so sah sie aus — genau so sah sie aus — die gute liebe Sonitschka!“ . . . .

Eine Stunde darauf, genau um zehn Uhr, hing Sophja Perowskaja neben Andrei Sheljabow am Galgen auf dem Ssemjonow'schen Felde. Ihr letzter Seufzer waren die Worte: „Mein Traum — mein Traum!...“

* * *

Es war Sommer geworden. In der Natur und im Staate, in Feld und Wald und in den Gemüthern der Menschen hatten die Frühlingsstürme ausgetobt. Mit dem Eis und dem Schnee, die von den warmen Strahlen des Sonnenlichtes gewichen und verschwunden waren, hatten sich auch der Schmerz und die Klagen, die Sorgen und die Unruhe, die Aufregungen und die Wünsche verflüchtigt, welche um die Frühlingszeit das Zarenreich erfüllt hatten. Die Alltäglichkeit war wieder in ihre Rechte getreten und hatte noch mehr, als die energische Thätigkeit der Regierung, dazu beigetragen, daß der erschütterte Staatsorganismus wieder in's Gleichgewicht gelangt war und wie vordem functionirte. Freilich, mit der äußerlichen Ruhe war auch die alte Unzufriedenheit wieder gekehrt, aber sie wagte sich nicht mehr hervor; sie schlich im Dunkeln und wartete auf den Augenblick, der ihr Klarheit darüber bringen würde, in welche Bahnen die Leitung der öffentlichen Gewalt einlenken werde. Denn hierüber herrschte nach wie vor Ungewißheit, und während es draußen blühte und grünte, und die Sonne hell und freundlich den blauen Aether durchmaß, stand das russische Volk noch immer

in Unkenntniß da, was ihm das neue Regiment bringen werde: das Morgenroth der ersehnten Freiheit oder die starre Kirchhofsstille der Reaction? . . . .

Am Nachmittage eines prächtigen Maitages stand Alexander Michailow am offenen Fenster seiner kleinen Stube und blickte mit umwölkter Stirn über die Dächer des Häusermeeres hinweg, das sich schier endlos vor seinen Augen dahinzog. Er hielt einen Brief in der Hand, dessen Inhalt ihn auf's Höchste verstimmt hatte. „So fällt Blatt um Blatt," sagte er schwermüthig; „wie lange wird es dauern, so bin ich allein noch von den alten Kämpfern für die Volkssache übrig. Das hätte ich von Tichomirow nicht erwartet!" — Er blickte in den Brief und las ihn nochmals durch: es waren die Abschiedszeilen Tichomirow's, in denen er seine Abreise nach Genf mittheilte, seine Flucht durch einen Wink von Ihm rechtfertigte und erklärte, er werde auch aus der Ferne der gemeinsamen Sache nach Kräften zu nützen bestrebt sein. Aus der Ferne? Hatte dies Versprechen überhaupt einen Sinn? Michailow war von jeher ein Gegner aller Derer gewesen, die sich persönlich in Sicherheit brachten und „aus der Ferne" Andere in's Feuer schickten. Er war ein echter Sohn des russischen Volkes, und es schien ihm undenkbar, daß er weiter leben könnte, wenn er nicht mitten unter seinem Volke stände; wenn er sich fern von der russischen Muttererde wüßte; wenn er der lebendigen Fühlung mit seinen Volksgenossen entbehrte. Er war fast eben so sehr, wie Sheljabow, auf das Engste mit seinem Volke verwachsen, und sog die ganze Kraft für sein Thun, den ganzen Fanatismus seiner Ideen, den ganzen fatalistischen Glauben an die Gerechtigkeit der von ihm verfochtenen Sache aus der Ueberzeugung, daß er nur arbeitete und sorgte, kämpfte und litt für das, was von dem ganzen russischen Volke gewünscht, ersehnt und gefordert ward. So war es denn gerade Michailow

gewesen, den es am Empfindlichsten in seinem Innern getroffen hatte, daß dieses Volk ihn und die Sache im Frühling so schmählich im Stiche gelassen hatte. Und nun kam zu der kaum überwundenen Enttäuschung eine neue, fast eben so große: Tichomirow, an dem er begeistert gehangen hatte, war geflohen; Tichomirow hatte den Kampf mit der Regierung, wie er in Lipezk beschlossen worden war, aufgegeben! Das und nichts Anderes bedeutete die Abreise nach Genf! Lohnte es sich da noch, daß er selbst, Michailow, auf seinem Posten weiter ausharrte? Sheljabow, Sophja Perowskaja, Kibaltschitsch waren am Galgen gestorben; Chalturin trieb sich irgendwo im Süden des Reiches umher und plante sicherlich neue Mordthaten; die zahlreichen Genossen, mit denen er in St. Petersburg weiter schuf, agitirte und organisirte, standen ihm persönlich fern, auch war in ihren Reihen ein Geist der Verwilderung eingerissen, der ihn, Michailow, schon öfter erschreckt hatte; die ehrlichen Terroristen, die lediglich für eine Idee lebten und wirkten und in dem politischen Morde nur eine eiserne Nothwendigkeit sahen, welche sie zu manchen, ihrem innersten Wesen widersprechenden Thaten zwang, — diese ehrlichen Terroristen waren kaum mehr in der Partei zu finden; und nun ging auch Tichomirow, der letzte, an dessen fanatische Ueberzeugungstreue und an dessen Idealismus er wie an sich selbst geglaubt hatte! Was sollte er da noch auf seinem Posten? Michailow stutzte, dann aber schüttelte er trotzig den Kopf. Nein, er wollte ausharren, so lange ihm das Geschick dies gestattete! Niemand sollte sagen, er habe feige die Fahne der socialen Revolution geflohen! So lange er noch irgend welche Aussicht hatte, die Bewegung zu beeinflussen und in den eingeschlagenen Bahnen zu erhalten, so lange wollte er ihr nach wie vor mit Leib und Seele dienen!

Michailow verließ das Fenster, ergriff seinen Hut

und stieg die engen und steilen Treppen hinab. Auf der Straße angelangt, wandte er sich Wassilij Ostrow zu, um die Wohnung Gratschewski's aufzusuchen. Er traf den Genossen zu Hause und zwar in lebhafter Berathung mit Jurij Nikolajewitsch Bogdanowitsch und einer beträchtlichen Anzahl von Nihilisten und Nihilistinnen, unter denen Anna Jakimowa, eine üppige Blondine, durch ihr lautes Betragen unangenehm auffiel. Michailow wurde nicht gerade sehr freundlich begrüßt, er ließ sich indeß nicht beirren, sondern theilte Gratschewski die Abreise Tichomirow's im Flüstertone mit und verständigte sich mit ihm rasch darüber, daß Bogdanowitsch an Stelle Tichomirow's in das Executiv-Comité aufgenommen werden solle. Dann fragte er, worüber man sich berathe?

„Wir müssen einen neuen Schlag gegen die Regierung führen," rief Bogdanowitsch. „So geht es nicht mehr weiter! Es muß Blut fließen!"

„Was gedenkt Ihr denn zu thun?" fragte Michailow spöttisch. „Der Zar sitzt in Gatschino, von Kanonen und Soldaten umgeben; er ist zur Zeit für uns unerreichbar; auch glaube ich kaum, daß ein neues Attentat mehr Erfolg haben wird als das letzte. Unser Fehler war, daß wir das Volk nicht völlig genügend vorbereitet hatten: daran sollten wir zuerst denken, ehe wir uns in neue Unternehmungen stürzen."

„So, meinst Du?" rief Bogdanowitsch geringschätzig. „Der Fehler lag ganz wo anders! Den verstorbenen Zaren liebte das Volk, den jetzigen aber haßt es, oder er ist ihm zum mindesten gleichgiltig. Zudem war die allgemeine Stimmung im März wegen der liberalen Reformen, von denen alle Welt als nahe bevorstehend sprach, gegen uns. Daran lag es!"

„Und glaubst Du, daß die Dinge jetzt anders, günstiger für uns liegen?" warf Michailow ein.

„Natürlich!" fuhr Bogdanowitsch hitzig fort. „Das

muß doch jedes Kind einsehen! Wer nach der Thronbesteigung des neuen Kaisers noch daran glaubte, daß der liberale Wind weiter wehen würde, muß sich jetzt eingestehen, daß er ein Narr gewesen. Wo ist die Verfassung geblieben, die man dem Reiche versprochen hat? Wo sind die liberalen Männer geblieben, die noch vor Wochen am Ruder waren? Graf Loris-Melikow ist gegangen und statt seiner ist Ignatjew allmächtiger Minister geworden. Fast alle höchsten Aemter sind neu besetzt worden, und zwar durchweg mit Männern, deren ganze Vergangenheit auf den Beginn der schärfsten Reaction hinweist. Und wem dieser Wechsel noch nicht die Augen geöffnet hat, den muß doch das kürzlich erschienene Manifest des Kaisers eines Besseren belehren; den müssen die ersten Regierungshandlungen und das Auftreten Ignatjew's davon überzeugen, daß wir, das heißt das Volk, die Unterdrückten, von diesem Regimente nichts zu erwarten haben! Ignatjew wüthet gegen uns wie ein Tiger. Der Zar aber erklärt ganz offen, daß er die Idee der despotischen Selbstherrlichkeit bis auf's Messer vertheidigen wird, daß er unter seinem getreuen Volke nur den Adel, die Polizei und die Popen versteht! Und dann, — weiß nicht Jedermann, daß des Zaren ehemaliger Lehrer, der Professor Pobedonoszew, dieser Fanatiker der absolutistischen Polizeiwillkür und Popenherrschaft, das Ohr des Zaren hat? Er soll sogar das Manifest verfaßt haben. Aber, was noch schlimmer ist: Michail Katkow ist auf dem Wege, bei Hofe wiederum eine Rolle zu spielen. Und was das für uns bedeutet, ist sonnenklar! Wer da noch zweifelt und hofft; wer da noch abzuwarten räth und vor schleunigen, energischen Kundgebungen warnt, der belügt sich selbst und betrügt das Volk!"

Michailow blickte finster vor sich, dann sagte er fest: „Du schilderst richtig, Jurij Bogdanowitsch, und ich kann Dir nicht widersprechen. Dennoch rathe ich

von neuen Mordplänen dringend ab — nicht aus Schwäche oder Feigheit, dessen wird mich niemand bezichtigen wollen, sondern aus Klugheit. Wir haben erreicht, daß man uns fürchtet, daß man vor uns zittert, und das ist für's erste genug! Das allein wollten wir durch unsere bisherigen Anschläge zu Wege bringen. Ich handle deshalb nicht inconsequent, wenn ich vor Uebereilungen warne. Wozu weiter unnützes Blut vergießen? Wir sollen aus dem bisher Geschehenen die naheliegenden Lehren ziehen; sie lauten kurz und bündig, ein neues Attentat ist erst nötig, wenn wir die allgemeine Revolution so weit vorbereitet haben, daß wir nicht mehr vom Zufall abhängen, sondern mit unfehlbarer Zuverlässigkeit ein erfolgreiches Zeichen für den Aufstand geben können. Das ist meine Meinung, und sie ist die einzig richtige; denn ich habe aus den Märztagen mehr gelernt als Ihr!"

Es erhob sich von allen Seiten lautes Murren, Gratschewskij aber brach in ein heiseres Gelächter aus, wobei seine kleinen Augen tückisch funkelten. „So lange die Menschheit lebt," rief er, „hat die ängstliche Vorsicht sich stets für Klugheit ausgegeben! Deine Ohren sind lang geworden, Sascha, aber sie hörten trotzdem das Gras nicht wachsen! Einige Bomben, die mitten in der reactionären Bande platzen, werden rascher und besser wirken als jahrelange Propaganda!"

Michailow fuhr auf, aber er beherrschte sich. „Große Worte haben noch nie zu anderem geführt, als daß sich der lächerlich machte, welcher mit ihnen um sich warf," entgegnete er kalt. „Laßt die Reaction nur ruhig weiter wüten: sie arbeitet sicherer für uns, als tausend Bomben es vermögen! Ich glaube fast, Jacob Stephanowitsch hat damals in Worneſch einsichtiger gesprochen, als wir alle zusammen."

„Wirklich? Nun, dann vernimm, wie Stephanowitsch heute denkt!" Bopdanowitsch rief es höhnisch

und zog einen Brief aus der Tasche. „Hier, in diesem Schreiben, das ich dieser Tage aus Zürich erhielt, erklärt sich Jacob Stephanowitsch voll und ganz für den Terrorismus und für schleunige Fortsetzung des Kampfes bis auf's Messer. Noch mehr er bittet um Reisegeld, um nach Rußland zurückzukehren, damit er an unsern neuen Unternehmungen teilnehmen könne. Die Partei der „Schwarzen Umteilung" sei machtlos geworden und zersplittert. Seine ganze Hoffnung ruhe nur noch auf der schärfsten Tonart der Partei des „Volkeswilles." Du siehst, Michailow, wohin ihn seine „bessere Einsicht" geführt hat!"

Er blickte triumphirend um sich, und es erhob sich ein beifälliges Gemurmel im Zimmer. Dann rief eine helle scharfe Frauenstimme: „Gebt mir das Wort, ich habe Euch etwas sehr Interessantes mitzuteilen!" Es war Anna Jakimowa, die auf ein zustimmendes Nicken Gratschewski's fortfuhr; „Mein General, der alte Bock, hat mir heute erzählt, daß in Regierungskreisen zur Zeit eine neue geheime Gesellschaft gebildet wird, die sich „Ochrana" nennen und die Aufgabe übernehmen will, eine besondere freiwillige Schutzwache um den Zaren zu bilden. Die Idee soll von dem Major Leikin herrühren, diesem Schuft, der unsere besten Parteimitglieder dem Kerker und Galgen überliefert hat. Es ist ein satanischer Einfall; denn die Mitglieder der „Ochrana" haben die Aufgabe, sich heimlich bei uns einzuschleichen und uns zu denunciren. Die Statuten werden soeben ausgearbeitet und sollen in einigen Monaten zugleich mit einem Aufruf an die Gesellschaft und das Volk zum Kampfe wider uns veröffentlicht werden. Der Zar ist ganz entzückt über diese Idee; er soll den Leikin gerührt umarmt und ihn auf der Stelle zum Oberst-Leutnant ernannt haben. Mein General schwört bei allen seinen Lastern, daß dies die reine Wahrheit sei."

„Hört! hört! schallte es von allen Seiten, Michailow aber rief heftig: „Was will denn das alles sagen?! Auch ich habe von der geplanten „Ochrana" gehört, ich sehe aber nicht ein, weshalb sie uns zu neuen Thorheiten reizen soll! Was geht uns die „Ochrana" mehr an, als daß wir uns vor ihr zu hüten haben?"

„Das will ich Dir sagen," schrie Bogdanowitsch. „In der „Ochrana" erwächst neben der bisherigen politischen Polizei der Regierung eine neue gefährliche Waffe gegen uns. Sie speculirt auf das nichtsnutzigste Streberthum und plant, das Spionenwesen und die Angeberei in unsere Reihen zu tragen. Wenn irgend etwas uns veranlassen muß, so rasch wie möglich nach oben hin reinen Tisch zu machen, so ist es diese Nachricht. Ich glaube, Freunde und Genossinnen, wir haben genug geredet; ich schlage Euch zunächst vor, daß wir das Manifest des Kaisers mit einer Proclamation beantworten, in der wir die Fortsetzung des Krieges erklären und dem jetzigen Zaren das Schicksal seines Vaters ankündigen. Wer dafür ist, hebe die Hand empor!" Alle folgten dieser Aufforderung, — bis auf Michailow, der die Hände über der Brust verschränkt, finster und unmutig vor sich hinstarrte.

„Und nun," fuhr Bogdanowitsch fort, „laßt uns die Mittel und Wege berathen, wie wir dieser Proclamation die That folgen lassen sollen. Vor allem haben wir Geld nöthig, viel Geld. Die Beiträge fließen spärlich und die Spenden der reichen und vornehmen Gönner haben seit dem März so gut wie aufgehört. Es ist ein Elend, daß sie den guten Lissopul, unsere Melkekuh, polizeilich kalt gestellt haben. Wo nehmen wir das nötige Geld her?"

„Nichts einfacher, als das!" schrie Gratschewski. Wir nehmen es, wo wir es finden. Am besten, wir brechen in die Reichsbank ein und plündern die Kasse!"

Ein rohes Gelächter erhob sich. „Ein famoser

Vorschlag, rief ein bärtiger, wildblickender Genosse. „Die Millionen, die in der Reichsbank liegen, sind Nationaleigenthum, folglich gehören sie uns!“

„Bravo!“ schrie die Jakimowa. „Ich habe noch einen Vorschlag! Wir schreiben Erpressungsbriefe an die reichsten Geldsäcke im Lande und drohen ihnen mit Dynamit, wenn sie uns von ihrem Ueberflusse nichts abgeben wollten!“

„Sehr gut! Ausgezeichnet!“ hallte es wirr durcheinander.

Michailow hielt nicht länger an sich. Er sprang, bleich und mit sprühenden Augen, auf und sagte mit starker Stimme: „Seid Ihr verrückt geworden?! Wie kann man solche Narrenspossen treiben, solche hirnverbrannte Worte überhaupt in den Mund nehmen! Sind wir Räuber und Diebe? Sind wir Banditen? Schämt Euch, unsere heilige Sache durch solche Scherze zu entweihen!“

Ein wilder Tumult erhob sich. „Hört doch den Sittenprediger!“ schrie eine schrille Stimme höhnisch. „Wir sind Socialisten und erkennen kein Privatvermögen an! Alles gehört dem Volke!“

Gratschewski sprang gleichfalls auf: „Das war ein Wort!“ rief er. „Alles gehört dem Volke, und wir fordern nur zurück, was man ihm geraubt hat! Fort mit aller Ziererei und Zimperlichkeit! Was kümmert uns die Moral?! Wir brauchen zum Kriegführen Geld, also schlagen wir die todt, die es besitzen und uns den geforderten Tribut verweigern!“

Das vielstimmige Beifallsgeschrei, das diesen Worten folgte, lehrte Michailow, daß seine Position unhaltbar sei. Dieser Bande war er allein nicht mehr gewachsen. Eine tiefe Beschämung, ein unsäglicher Ekel ergriff ihn. Er mußte sich am Tische halten, um nicht vor Zorn und Scham umzusinken. „Ist es — wirklich — Euer Ernst?“ fragte er mit zitternder Stimme, die Worte

einzeln hervorstoßend. „Wollt Ihr wirklich zum Morde den Raub, — den Diebstahl — die Erpressung fügen?“

„Ei freilich,“ rief Gratschewski cynisch, „nur haben wir viel hübschere Worte dafür! Wir sind es müde, uns für nichts und wieder nichts zu plagen. Die Vertreter des Volkes wollen Geld — es lebe der Volkswille!“

Michailow stieß den Tisch von sich, daß er schwankte und krachend zu Boden stürzte. Dann richtete er sich hoch auf: „So lebt denn wohl!“ rief er mit starker, zornbebender Stimme. „Wehe dem Volke, dessen Sache von unsauberen Händen und unreinen Seelen geführt wird! Ihr ladet eine Verantwortung auf Euer Gewissen, die ich nicht mit übernehmen kann. Seht zu, daß Euch nicht der Fluch des Volkes trifft! Meine Rolle unter Euch ist zu Ende!“ Er wandte sich, das Haupt fiel ihm schwer auf die Brust, und er ging langsam der Thür zu.

Bogdanowitsch sprang auf und lief ihm nach. „Aber Sascha,“ redete er auf ihn ein, „nimm die Sache doch nicht so tragisch! Was ist denn dabei, wenn wir das unrechte Gut unserer Bedrücker gewaltsam für unsere Zwecke nutzbar machen wollen? Sei doch vernünftig!“

Michailow wehrte Bogdanowitsch heftig ab. „Die Sache der Volksfreiheit steht und fällt mit der Ehrlichkeit ihrer Vertreter. O über die Schande, daß ich dies erleben mußte!“ Er sagte es in müdem, traurigen Tone, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Dann schritt er, ohne auf das höhnische Geschrei zu achten, das ihm folgte, hinaus . . . .

Stunde um Stunde verrann und Michailow irrte noch immer planlos durch die breiten Straßen St. Petersburg's. Sein Zorn war allmählich verraucht und dem Gefühle grenzenloser Verachtung gegen seine Genossen gewichen. Er war wieder ruhiger geworden, aber die

freudige Festigkeit, die planvolle Arbeitslust waren verschwunden — für immer — und hatten einer muth- und hoffnungslosen Resignation Platz gemacht. Was er von jeher gefürchtet, was er im nähern Verkehr mit Goldenberg und Chalturin ahnungsvoll vorausgeahnt, — es war eingetreten: Das Gesindel in der Partei, das ohne jede Spur von Idealismus selbstsüchtige Pläne und persönliche Vortheile unter dem Deckmantel der Arbeit für das Volkswohl verfolgte, hatte Ueberhand genommen und begann üppig in's Kraut zu schießen. Schon früher waren ähnliche Ansichten über Mein und Dein, wie er sie soeben bei Gratschewski in ihrer brutalen Nacktheit als Weisheit der Mehrheit vernommen hatte, bei den Berathungen und Unternehmungen der Gesellschaft und Gruppen, an denen er in den Residenzen und in der Provinz während seiner Laufbahn als Agitator und Revolutionär theilgenommen hatte, aufgetaucht, aber es waren nur schüchterne Versuche gewesen, deren kräftige Abwehr die unbedingte Zustimmung der Mehrheit gefunden hatte. Und wenn auch sogar einige praktische Versuche, sich durch Gewalt, durch Raub und Diebstahl in den Besitz von Geldmitteln zu setzen, von Nihilisten und Umstürzlern auf eigene Faust unternommen worden waren, so hatten die Parteien als solche sich doch von derartigen Unternehmungen fern gehalten und sie in den Blättern auf's Schärfste rügen und verurtheilen lassen. Auch jetzt — Michailow gab sich Mühe, gerecht und nachsichtig zu urtheilen, — auch jetzt war sicherlich ein Theil der Genossen gleich ihm, gegen eine solche Erweiterung der Parteiprogramme, aber sie bildeten nicht mehr die ausschlaggebende Majorität. Das hatte er soeben bitter erfahren, und es schmerzte ihn in tiefster Seele. Wenn die Gesinnungsgenossen des Gratschewski und Genossen die Oberhand in der Bewegung behielten, — und daran war nicht zu zweifeln — so stand dieselbe am Anfang

vom Ende. Die Terroristenpartei war dann nicht mehr eine berechtigte, politische Partei, sondern eine Bande simpler Mörder und Banditen; sie war dann nicht mehr die, wenn auch fanatische und grausame und in ihren Mitteln bis zur äußersten Consequenz vorgehende, so doch immerhin als solche anerkannte Vertreterin berechtigter, politischer und gesellschaftlicher Ideen und zukunftskräftiger Reformen und Umwälzungen, sondern eine Gesellschaft von Gaunern und Hallunken, die aller Sympathien aller Vaterlandsfreunde verlustig gehen mußte; sie hatte dann kein Recht mehr, sich über das gemeine Recht zu stellen, sondern verfiel widerspruchslos dem Strafgesetze. Konnte er, Michailow, der einzelne Mann, diesen Zersetzungsproceß aufhalten? Schwerlich! Und was hatte es für einen Sinn, neben dem Kampf gegen die bestehende Ordnung noch einen schwierigen und aussichtslosen Kampf gegen die Verderbtheit der eigenen Reihen zu führen! Nein — die Sache der Revolution ging mit raschen Schritten ihrer Auflösung, ihrem Untergang entgegen! Vielleicht, daß einst andere Männer, als die jetzigen Umstürzler, diese Sache wieder zu Ehren brachten, — vielleicht! Aber was konnte diese Hoffnung der Gegenwart nützen? Was sollte er, der so ganz anders dachte als die Uebrigen, noch auf seinem Posten?

Die Gedanken, die Michailow nach dem Empfang des Briefes Tichomirows bewegt hatten, kehrten in verstärktem Maße wieder und siegten diesmal über seine Entschlossenheit. Er wollte sich zurückziehen und allein, im engen Wirkungskreise des Einzelnen, in seiner Art weiter für das Volkleben und arbeiten. Ja, das wollte er, — aber allein, allein dazustehen und zuzusehen, wie ein großangelegtes und rastlos begonnenes Werk an sich selbst zu Grunde ging, war das nicht eine Zumuthung an seinen Charakter, die er kaum zu erfüllen im Stande sein würde? Wenn er noch Jemand

finden würde, der sein Schicksal theilen, seine Sorgen mittragen, sein Wirken unterstützen wollte, dann — ja dann wäre es vielleicht möglich, doch noch den innern Frieden und die Lust zum Weiterschaffen zu finden, — so aber —, ganz allein hätte er die Zukunft, wie sie nun einmal vor ihm lag, nicht zu ertragen vermocht! . . . . .

Michailow war auf seinem ruhelosen Umherwandern in die stille Gasse gelangt, in der Marja Antonowna wohnte. Er hatte die Freundin lange nicht gesehen, und als er das behagliche Häuschen erblickte, in dem sie hauste, fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele, bei Marja Antonowna findest Du vielleicht, wonach Du Dich in Unrast und Bitterkeit verzehrst: eine starke Seele, die Dir über die Enttäuschung hinweg hilft! Er blieb unentschlossen stehen und erwog, ob er die bisherige Zurückhaltung aufgeben und Marja's Wohnung betreten sollte, als sie selbst ihn einer Entschlußfassung überhob. Die Hausthür öffnete sich und Marja erschien in derselben, zu einem Abendspaziergange gerüstet. Michailow überschritt die Straße und trat hastig auf Marja zu. Sie erkannte ihn sofort und streckte ihm hastig die Hand entgegen. „Wir haben uns lange, sehr lange nicht gesehen, Sascha," sagte sie schwermüthig. „Ich wähnte Dich nicht mehr in St. Petersburg. Wie geht es Dir?"

Michailow hatte ihre Rechte mit beiden Händen ergriffen und schüttelte sie warm und herzlich. Er blickte ihr forschend in's Antlitz und nahm mit Trauer wahr, daß sie bleich und abgehärmt aussah. „Wie es mir geht, Marja Antonowna," erwiderte er innig, „ist gleichgültig, aber Du — Du scheinst mir in letzter Zeit am Leben schwerer getragen zu haben, als es gut war. Dein Aussehen weist nicht auf frohe Stunden hin."

Sie wandte den Kopf ein wenig zur Seite, als

wollte sie seinen Blicken ausweichen und versetzte hastig: „Du irrst Dich, Sascha, — es ist nichts! Ich habe mich über das Ende Sheljäbow's und Sophja's sehr, sehr gegrämt. Und dann — ich saß viel im Zimmer in den letzten Wochen, — das mag mir die Frische geraubt haben. Komm, laß uns gehen!" — Sie schritt vorwärts und Michailow gesellte sich zu ihr. „Wohin führt Dich Dein Weg?" fragte er.

„Ich habe kein Ziel. Das Bedürfniß, frische Luft zu schöpfen, hat mich aus dem Hause getrieben; ich wollte an der Newa spazieren gehen. Führte Dich der Zufall in diese Gegend, oder wolltest Du mich besuchen?"

„Meine Schritte lenkten das Schicksal und die Sehnsucht. Ich habe eine Bitte an Dich, Marja. Laß uns ein Boot nehmen und die Newa hinabrudern. Der Abend ist so schön!"

Sie nickte, und die Beiden schritten rasch der nahen Newa zu. Hier miethete Michailow ein kleines Ruderboot, warf dem Vermiether den für einige Stunden geforderten Rubel hin und stieß das winzige Fahrzeug, in dem Marja am Steuer Platz genommen hatte, mit sicherer Hand in den gewaltigen Strom hinein. Dann senkte er die Ruder in's Wasser und lenkte den Kahn mit langsamen Schlägen den Newa-Inseln zu. Der Tag neigte sich seinem Ende entgegen; der Wiederschein der Abendröthe spiegelte sich in den klaren Fluthen und brach sich in den Wasserperlen, die von den Ruderstangen empor geworfen wurden; der Strom rauschte und murmelte seine alten, eintönigen Weisen, und aus der Ferne schallte der Lärm des städtischen Lebens gedämpft herüber. Sie fuhren längs der großen Newa dahin, an der Peter-Pauls-Festung und Wassily-Ostrow vorbei, immer weiter und weiter den Hafenanlagen zu. Sie schwiegen Beide und gaben sich ganz den Eindrücken der zaube-

risch schönen Umgebung hin. Endlich brach Marja die Stille. „Du bist mir die Antwort auf meine Frage, wie es Dir gehe, schuldig geblieben," sagte sie freundlich.

„Ich that es absichtlich, denn ich habe nichts Gutes zu berichten. Die Genossen sind im Begriff Wege einzuschlagen, auf denen ich ihnen nicht folgen kann. Du siehst einen Mann vor Dir, dem alle Lebenshoffnungen grausam zerstört sind, alle — bis auf eine. Willst Du die eine letzte Hoffnung, die ich hege, hören, Marja Antonowna?" Er hatte traurig, mit bebender Stimme gesprochen. Jetzt zog er die Ruder ein und blickte angstvoll fragend zu Marja hinüber. Das Boot trieb langsam mit dem Strome weiter.

Marja schlug die Augen nieder. Sie ahnte, was nun kommen werde, und ein tiefes Weh ergriff sie. Denn sie wußte, daß sie auch die letzte Hoffnung des Freundes werde vernichten müssen. Aber es mußte sein, sie konnte nicht anders — und je eher, desto besser! „Sprich, Alexander Michailow," erwiderte sie leise.

„Ich habe nur eine kurze Frage an Dich," sagte Michailow, und seine Stimme vibrirte sonderbar. „Hast Du mich so gern, daß Du mir als mein Weib irgend wohin in einen stillen Winkel des Vaterlandes folgen könntest, um mit mir ein bescheidenes Dasein in Sorge und Arbeit, aber in Liebe und Glück zu leben?" Er schwieg und blickte mit großen Augen, die in fieberhafter Spannung glänzten, auf Marja. Sie antwortete nicht und ihr Haupt sank noch tiefer auf die Brust herab. „Sieh, Marja," fuhr er nach einer kleinen Pause in innigem Tone fort, „ich liebte Dich vom ersten Augenblicke an, als ich Dich sah und Deinen großen Lebensschmerz kennen lernte. Aber ich wußte, daß ein Charakter wie der Deine, langer, unendlich langer Zeit bedürfen würde, um zu überwinden,

was Du gelitten, um die frische Herzenswunde heilen und vernarben zu lassen. Deshalb schwieg ich und mied ich Dich und drängte das Verlangen zurück, das mein Inneres durchwühlte. Und ich würde auch jetzt geschwiegen haben, wenn ich nicht gezwungen wäre, eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Ich weiß, Marja, daß Du mir ehrlich antworten wirst, wie ich Dich offen und ehrlich gefragt habe. Hast Du die Vergangenheit begraben und vergessen können? Hast Du mich so lieb gewonnen, daß Du Dein Leben mit dem meinen verketten willst? Sprich, Marja, und denke dabei nicht an mich, sondern nur an Dich. Diese Stunde ist zu ernst, als daß sie die Lüge vertragen könnte, und sei es auch nur eine Selbstlüge aus Mitleid. Ich hänge an Deinen Lippen und dürste nach Wahrheit. Und ich schwöre Dir, daß ich mich ihr beugen werde, einerlei, wie sie für mich lauten wird!"

Marja hatte, während Michailow zu ihr sprach, nach und nach ihre Fassung wieder gewonnen. Als er nun schwieg, schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte mit ruhiger Freundlichkeit: „Du sollst die Wahrheit hören, Sascha, die ganze, volle Wahrheit, und ich bitte Dich, mir nicht zu zürnen, wenn ich die Hoffnung vernichten muß, die Du auf mich gesetzt hast. Ich kann Dir nicht folgen, Sascha, so lieb ich Dich habe. Mein Herz konnte nur einmal in Leidenschaft aufflammen: es hat sich völlig ausgegeben und hat keinen Pulsschlag mehr für eine neue Liebe. Du stehst mir am nächsten von allen Menschen; denn ich achte und ehre Dich, aber Dein Weib — Dein Weib kann ich nicht werden!"

Sie schaute trübe vor sich hin. Michailow barg sein Gesicht in beiden Händen und verharrte lange in lautloser Unbeweglichkeit. Endlich seufzte er tief auf und ließ die Hände sinken. „So wäre auch das ein Traum gewesen!" murmelte er melancholisch. Dann beugte er sich vor und streckte Marja die Hand hin,

die sie ergriff und innig drückte. „Verzeih mir die Schwäche," sagte er ruhig, aber klanglos. „Ich werde auch das verwinden, nur gieb mir Zeit. Ich danke Dir für Deine Offenheit." Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, nur um die Mundwinkel zuckte es schmerzlich, und die Augen blickten trüber als sonst.

Das Boot, um dessen Lauf weder Michailow noch Marja sich bekümmert hatten, war rascher, als sie gedacht haben mochten, von der Strömung fortgetragen worden. Es hatte den Galeerenhafen bereits passirt und trieb nun, von dem leichten Abendwinde vorwärts bewegt, dem Ufer zu. Der Granitquai hatte hier bereits sein Ende erreicht, das Wasser wurde seichter und seichter, und Schlingpflanzen und Schlamm zogen sich am Uferrande hin. Michailow übersah die Situation erst, als es zu spät war. Er versuchte zwar, das eine Ruder rasch in Thätigkeit zu setzen und das Boot in veränderter Richtung wieder dem tieferen Fahrwasser zuzulenken, aber es gelang ihm nicht mehr: ein schwacher Ruck erfolgte und das Boot saß fest im Ufersande. „Es scheint, daß ich überall stranden soll," rief Michailow wehmüthig lächelnd und machte sich daran, das Boot durch Zurückstoßen wieder flott zu machen. Als er zum Behufe die Ruderstange in den Schlamm am Ufer stieß, um sie auf dem Boden aufzustemmen, schlug dieselbe an einen harten, im Schlamm sitzenden Gegenstand, der auf dem Wasser hin- und herschaukelte. Michailow blickte, neugierig geworden, schärfer hin und erkannte eine sorgfältig verkorkte, leere Bierflasche. Ihm war es, als berge die Flasche einen weißen Gegenstand; er zog sie mit der Ruderstange an das Boot heran und fischte sie mit der Hand aus dem Wasser.

„Was hast Du denn da?" fragte Marja, die aufmerksam zugesehen hatte.

„Eine leere Bierflasche, die offenbar ein Papier enthält," erwiderte Michailow und säuberte die Flasche

mit seinem Taschentuche. „Der Pfropfen ist ein alter Korken, dessen Lücken sorgfältig mit Holzstückchen verstopft sind. Mir scheint, daß Jemand dieser Flasche eine Botschaft anvertraut und sie auf gutes Glück dem Strome übergeben hat."

„Laß doch sehen, was sie enthält," sagte Marja eifrig. Sie war froh darüber, daß durch diesen Zwischenfall der Bann beseitigt ward, der auf ihnen Beiden seit ihrer Abweisung des Antrags Michailow's naturgemäß lastete und streckte die Hand nach der Flasche aus.

„Zuerst wollen wir wieder flott werden," versetzte Michailow und reichte die Flasche Marja. „Bitte, halte sie inzwischen." — Er stemmte das Ruder fest in den Boden, lehnte sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf dasselbe und schob das Boot nach kurzer Anstrengung mit einem gewaltigen Rucke wieder in die Fluth zurück, so daß es schaukelnd der Mitte der Newa zuschoß. Dann wandte er den Schnabel der Stadt zu und begann eifrig gegen die Strömung zu rudern.

Inzwischen betrachtete Marja neugierig die Flasche und versuchte sie zu öffnen. Der Verschluß war jedoch so fest, daß sie es nicht vermochte. „Wenn solch eine Flasche auf hoher See aufgefischt werden würde, so kann ich das begreifen," sagte sie dabei, „wie sie aber in die Newa gekommen ist, ist mir unverständlich. Dahinter muß irgend ein Geheimniß stecken."

„Der Fund ist merkwürdig genug, um ihn zu untersuchen," entgegnete Michailow. „Aber es ist zu dunkel geworden, um noch länger auf dem Wasser zu verweilen. Wir wollen machen, daß wir an's Land kommen." Und er legte sich mit solcher Kraft in die Riemen, daß das Boot wie ein Pfeil dahinschoß. Es passirte die weiten Bogen der Brücken und glitt endlich an die Landungsstelle heran, wo der Vermiether der Ankömmlinge bereits harrte. Sie stiegen aus und

machten sich auf den Weg durch die hellerleuchteten Straßen.

„Was meinst Du, lieber Freund, sagte Marja, „sollen wir nicht noch ein Stündchen in irgend einem Restaurant verplaudern? Ich habe den Hausschlüssel mitgenommen und werde überdies nicht erwartet.“ Es drängte sie, an Michailows Seite zu bleiben, denn sein Wesen gefiel ihr nicht, so sehr er sich auch beherrschte. Michailow nickte zustimmend und sie traten in die nächstliegende Gastwirthschaft. Es war ein geräumiges freundliches Lokal, in dem nur wenige Gäste weilten. Michailow und Marja suchten sich eine stille Ecke aus und bestellten ein einfaches Abendbrot. Und während der Kellner servirte, machte sich Michailow daran, die in der Newa aufgefischte Flasche mit Hilfe seines Taschenmessers zu öffnen. Das gelang ihm indeß nicht, so fest hielt der Pfropfen; auch leuchtete ihm ein, daß er das in der Flasche befindliche, halb aufgerollte Blatt Papier schwerlich durch den schmalen Hals werde zu Tage befördern können. Deshalb brach er, schnell entschlossen, den Hals mit einem kräftigen Rucke ab, wobei ein Theil des unteren Flaschenbauches mit zersplitterte. Dann langte er mit der Hand vorsichtig hinein und holte ein mit rothen Schriftzügen bedecktes Blatt Papier, das offenbar aus einem Buche großen Formates ausgerissen war, und ein kleines, in bedrucktes Papier gewickeltes Päckchen hervor.

Als Michailow das Blatt vollends aufrollte und die Schriftzüge erstaunt und neugierig betrachtete, veränderten sich plötzlich seine Gesichtszüge; seine Wangen färbten sich und seine Augen starrten in gewaltiger Erregung auf das geheimnisvolle Papier. Er wandte es hastig um und sah nach der Unterschrift „Kein Zweifel!“ rief er. „Er ist es! Es ist von ihm! Welch ein unschätzbarer Fund!“

„Was ist es? Von wem sprichst Du?“ fragte

Marja, durch Michailows Aufregung auf's Höchste gespannt.

„Das Papier," erwiderte Michailow feierlich, „ist die letzte Botschaft Andrei Sheljäbows. Sie ist aus den Kasematten der Peter-Pauls-Festung, Freitag, den 2. April 1881 datirt und enthält sein Abschiedswort an das russische Volk. Das Schicksal hat uns begnadigt, daß gerade wir dieses wichtige Dokument finden sollten!"

„Ein Lebenszeichen, ein Gruß von einem Gestorbenen! Welch ein Wunder!" rief Marja, und ein Grauen erfaßte sie. Sie bezwang sich indeß, rückte ihren Stuhl dicht neben Michailow und blickte in das Papier. „Was schreibt er?" fragte sie.

Michailow begann halblaut vorzulesen:

„Wer es auch sein mag, dem der Zufall diese meine Botschaft in die Hände spielt: ich beschwöre ihn, dieselbe meinen Freunden Low Tichomirow oder Alexander Michailow zu übergeben. Jeder Mann, jedes Weib aus dem Volke wird ihm sagen, wo er einen dieser beiden finden wird. Und sollten sie, gleich mir, als Opfer ihrer Sehnsucht nach der Freiheit, ihrer Liebe für das Volk, gefallen sein, so soll diese meine Botschaft den jeweiligen Häuptern der social-revolutionären Bewegung im Vaterlande überliefert werden: sie werden wissen, was sie mit ihr zu thun haben.

Ich schreibe dieses auf dem ersten weißen Blatt der Bibel, die mir der Pope als Trost in den letzten Stunden gebracht hat: Der Gute ließ sich nicht überreden, daß Derjenige, der um seiner heiligen Ueberzeugung willen leidet und stirbt, keines Trostes bedarf! Die Holzfeder, die ich mühsam zurecht geschnitten, tauche ich in mein rinnendes Herzblut; es soll dem Volke, für das es in heißer Liebe geschlagen, meine letzten Grüße überbringen, wenn anders die Wasserflasche, in der ich meine Abschiedsworte der ewigströmenden Newa

übergeben will, an das Gestade gespült werden und einem ehrlichen Russen in die Hände fallen wird.

Ich scheide freudig und siegesgewiß aus diesem Leben. Es ist mir vergönnt gewesen; noch in den letzten Stunden meines Daseins vor den Schergen der Willkür in unserm Vaterlande die Sache der Freiheit und des Volkswillens mit jener Beredsamkeit zu führen, die zu Herzen dringt, weil sie aus dem Herzen kommt. Ich habe meine Richter zittern sehen und wahrgenommen, daß sie der zwingenden Gewalt meiner Beweisführung erlagen: ich habe, von vorn herein durch die Machthaber zum Tode verurtheilt, dennoch gesiegt! Und was bedeutet der Tod des einzelnen Kämpfers, wenn nur die Idee schließlich triumphirt? Ich werde morgen das Licht des Tages zum letzten Male grüßen — nicht weil ich eine schlechte Sache schwach und muthlos geführt habe, sondern weil die Feigheit meiner Richter sie abgehalten hat, der Wahrheit, die sie in ihrer ganzen Größe erkannt haben, auch laut vor aller Welt die Ehre zu geben. Aber ich weiß es jetzt: es wird eine Zeit kommen, in der das Licht der Wahrheit, vor dessen Strahlen sie sich heute scheu das Haupt verhüllt haben, siegreich alles Dunkel durchbrechen wird, in der Millionen Stimmen dasselbe, was heute mein Mund allein verlangt hat, fordern, auch Diejenigen den Muth zum lauten Bekennen der Wahrheit finden werden, die heute aus Furcht vor der herrschenden Despotie geschwiegen und abgewendeten Hauptes mein Todesurtheil unterschrieben haben. Die ersten Kämpfer für jede gerechte Sache müssen fallen, aber über ihre Leichen hinweg führt der Weg zum Siege; aus ihren Gebeinen erwachsen die Rächer ihrer Ehre und ihrer Ueberzeugungen! Ich weiß es; denn die Zukunft liegt klar vor meinem geistigen Auge da. Deshalb flehe ich Euch an, Genossen, Brüder, Freunde, unentwegt in demselben Geiste weiterzustreben, der uns bisher geleitet hat!

Deshalb beschwöre ich mein russisches Volk, seinen muthigen und treuen Führern zu folgen, ihren Tod zu rächen und mit Denjenigen weiter zu stürmen, die das Banner der Volkssache den Händen Sterbender entreißen und vorwärts tragen!

„Vor einem aber hütet Euch, vor dem Verrathe! Wir wären vielleicht jetzt schon am erwähnten Endziele, wenn nicht Hinterlist und Untreue, wenn nicht schmählicher Verrath unsere Arbeit durchkreuzt und vereitelt hätten. Ihr wißt, daß wir, die wir an die Spitze der Partei berufen waren, in blindem Vertrauen dem geheimnißvollen Oberhaupte gehorcht haben, dessen Blut mit dem Blute Tichomirows zusammengeströmt, dessen Treuschwur uns als heilig und unantastbar überbracht worden war. Brüder, Genossen, so schwer es mir wird, ich muß dieses Oberhaupt der Untreue anklagen! Wir, die wir morgen in der Frühe dem Henker überantwortet werden, sind diesem schimpflichen Tode durch unseren elendesten Gegner überliefert worden — durch den Major Leikin. Er erschien zu einer geheimen Sitzung des Untersuchungsgerichtes und hat uns in's Antlitz Aussagen gemacht und beschworen, die außer mir und den noch in Freiheit befindlichen Gliedern des Executiv-Comités nur — ich beschwöre es — nur unserem Oberhaupte bekannt sein konnten; er hat uns vernichtet und uns mit cynischer Offenheit erklärt, daß er die Fäden in der Hand halte, um auch die Partei, unsere Sache zu vernichten. Das vermag zwar Niemand; Ideen, die ein Volk bewegen, stehen und fallen nicht mit ihren einzelnen Vorkämpfern, — aber sie können durch den Verrath Eingeweihter schwer geschädigt und für lange Zeit unterdrückt werden! Und ich wiederhole es: durch den Mund des Majors Leikin sprach dieser Verrath; er muß mit dem Haupte des Executiv-Commités in Verbindung stehen; nur so kann sein Auftreten erklärt werden! Deshalb fordere ich von

Euch, Freunde und Brüder, daß Ihr diese Angelegenheit aufklärt; daß Ihr untersucht, urtheilt und richtet, — gerecht, aber auch mit unerbittlicher Strenge! Ich füge diesen meinen Mittheilungen einen Ring bei, den ich einst unserm Oberhaupte in nächtlichem Zweikampfe vom Halse riß: Dieser Ring wird Euch auf die Spur des Mannes bringen, der mit uns ein ehrlos Gaukelspiel getrieben und uns an den Schergen Leikin verrathen hat!

„Dir habe ich gelebt, russisches Volk! Dir gehört mein letzter Athemzug. Die Treue und Hingebung, die ich Deiner Zukunft in jeder Minute meines Lebens geweiht — sie werden meine Gebeine überdauern und in meinen Nachfolgern fortwirken! Die feste Ueberzeugung, daß ich nicht vergeblich gelebt habe, sei mein Vermächtniß: sie bürgt meinem Volke die ersehnte Freiheit! Werde glücklich, heiliges Rußland, heißgeliebte Heimath! Lebt wohl, theuere Freunde und Mitstreiter! —

Andrei Sheljäbow."

Die Lektüre dieser Abschiedsworte des hingerichteten Freundes hatte auf Michailow und Marja einen erschütternden Eindruck gemacht. Sie saßen bleich und stumm da und Michailow zerdrückte eine Thräne in den Augen. „Er war der beste und treueste von uns Allen," sagte er endlich fast schluchzend und griff mechanisch nach seinem Theeglase.

Die Trauer um den Freund, der Schmerz, daß mit ihm auch die heilige Sache selbst verloren sei, hatten ihn ganz und gar ergriffen, und der Gedanke, daß auch der seherische Blick des sterbenden Sheljäbow in die Zukunft durch die Gegenwart bereits widerlegt sei, drückte seinen Geist nieder.

Ganz andere Gedanken und Gefühle durchstürmten und bewegten Marja. Ihr hatte vor Allem Sheljäbow's

Mittheilung über das Verhalten Leikin's tief in die Seele geschnitten. So also hatte Gregorij Petrowitsch das Ehrenwort gehalten, das er ihr gegeben hatte?! War es wirklich möglich, daß er ihrer so sehr vergessen haben konnte? Oder hatte er sie von Anbeginn an getäuscht? An der Wahrheit der Mittheilungen Sheljäbow's war nicht zu zweifeln, — und sie, sie hatte in der Zusicherung Leikin's gleichzeitig eine bejahende Antwort auf die geheime Frage ihres Herzens erblickt; sie hatte, als er ihren Bitten nachgab und ihr auf sein Manneswort die Erfüllung derselben zusagte, soweit es in seinen Kräften stände, aufgejubelt und sich an dem Gedanken berauscht: er liebt dich doch noch ein wenig! O, wie hatte sie sich auch diesmal geirrt! Und der Ring, von dem Sheljäbow sprach — was war es mit dem Ringe? Ihr fiel das Geschenk der alten Tatjana ein, das sie an dem Halse Leikin's gesehen hatte, und eine bange Ahnung sagte ihr, daß dieser Ring irgend eine Bewandtniß mit dem Vermächtnisse Sheljäbow's haben müßte. Sie fragte deshalb plötzlich: „Wo ist der Ring?“ und streckte die Hand nach dem kleinen, der Flasche entnommenen Päckchen aus.

Michailow, der in finsteres und unheimliches Vorsichhinbrüten versunken war, fuhr empor und antwortete verwirrt: „Der Ring? Ja so, der Ring, der uns auf die Spur des Verräthers bringen soll! Er wird wohl in dem Päckchen stecken.“ — Und er schob das Päckchen der Freundin zu. Marja ergriff dasselbe und begann es mit zitternden Fingern auseinander zu wickeln. Es barg in der That den Ring, einen einfachen glatten Reifen, dessen innere Fläche die Inschrift: „Aut Caesar aut nihil“ trug und an dem die Reste eines goldenen Kettchens hingen. Als Marja den Ring erblickte, entfiel er ihren Händen und fiel klirrend auf den Tisch. Sie selbst aber sank halb ohnmächtig an die Lehne des Stuhles.

„Was ist Dir, Marja?“ fragte Michailow erschreckt und besorgt und suchte Marja emporzurichten. Sie ließ es ruhig geschehen, daß er seinen Arm um ihre Hüfte legte und sie sanft an sich zog.

Ihr Gesicht war wie in Krämpfen verzogen und ihre Augen starrten in die Weite, als sehe sie etwas Furchtbares, Entsetzliches vor sich. „Komm zu Dir, Marja, ich bitte Dich!“ fuhr Michailow eindringlich fort! „Was ist es mit dem Ringe?“

Sie schauderte zusammen und sagte endlich mühsam und tonlos: „Genau denselben Ring habe ich an einem Kettchen am Halse Grischa's gesehen. Leikin und Er sind ein und dieselbe Person!“

Michailow schüttelte zuerst ungläubig das Haupt und rief bestürzt: „Unmöglich! Das kann nicht sein! Das wäre zu ungeheuerlich!“ Dann aber zogen wie der Blitz alle seine Erlebnisse, in denen Leikin einerseits und das Oberhaupt des Executiv-Comité's andrerseits eine Rolle gespielt hatten, an ihm vorüber, und er sagte mit schrecklicher Stimme: „Und doch! O Bubenstück ohne Gleichen! O schändlichster Verrath, den die Weltgeschichte kennt!“ Er war wie verwandelt; ein furchtbarer Zorn hatte die Adern auf seiner Stirn emporgetrieben und die Bläße verscheucht; die Pupillen in den Augen hatten sich erweitert; die Zähne knirschten heftig aneinander, und die Fäuste ballten sich krampfhaft. Auf einmal sprang er auf, steckte die Botschaft Sheljäbow's in die Tasche und sagte mit rauher Stimme: „Komm, laß uns gehen! Die Zeit müßigen Plauderns ist vorbei!“

Marja, die noch immer unter dem Eindrucke der Entdeckung der Doppelrolle Leikin's stand und ganz wie benommen war, folgte willenlos. Sie erhob sich, aber ihre Füße zitterten so stark, daß sie sich am Stuhle halten mußte. Während Michailow dem Kellner das Geld für das kaum berührte Abendbrot einhändigte,

raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und folgte dem voranschreitenden Freunde. Auf der Straße wandte Michalow sich nach ihr um, sah sie hilflos hin und her pendeln und ergriff ihren Arm. Er schien ruhiger geworden. „Halte Dich an mir, Marja Antonowna," sagte er, „ich werde Dich nach Hause begleiten."

Sie gingen stumm durch die laue Sommernacht. Als sie vor dem Häuschen der Tante Leikin's standen, faßte Michailow plötzlich Marja an beiden Schultern und sah ihr gerade in's Antlitz.

„Marja," sagte er mit stockender, seltsam hart klingender Stimme, „Marja! Als ich vorhin — im Boote — Dich fragte, ob Du — mein Weib werden wolltest, — da dachte ich, Du hättest längst jede Gemeinschaft — äußerlich und innerlich — mit ihm, mit Leikin abgebrochen. Jetzt weiß ich, daß ich mich im Irrthum befand. Aber ich will es noch einmal aus Deinem Munde hören. Liebst Du ihn noch immer?"

Marja schlug die angstvoll blickenden Augen nieder und ein heftiges Zittern durchlief ihren Körper. „Ich konnte bis heute nicht vergessen," erwiderte sie nach einigem Zögern dumpf, „daß ich einst an seinem Herzen geruht!"

Michailow ließ ihre Schultern los und wandte sich ab. „Ich danke Dir für Deine Ehrlichkeit," sagte er, und seine Stimme klang wie gebrochen. „Höre meine letzte Bitte. Hier, nimm den Brief Andrei's und den Ring und schwöre mir, daß Du beides dem Executiv-Comité, sobald Du es auffinden wirst, übergeben willst. Du hast Dich dabei an Gratschewski oder Bogdanowitsch zu wenden. Es ist der letzte Auftrag, dessen Erfüllung ich von Dir verlange. Denk' an Deinen Schwur und versprich mir bei Deiner Ehre, bei Deiner Zugehörigkeit zu der Partei, meinen Wunsch zu erfüllen." Er entnahm das Papier und den Ring der

Tasche und steckte beides Marja in die Hand. „Nun, versprichst Du es?“

„Ich will es thun,“ sagte Marja halb angstvoll, halb bestürzt. „Aber was soll der feierliche Ton? Was hast Du vor, Sascha?“

„Nichts, Marja, nichts! Leb' wohl und gedenke meiner bisweilen, wir werden uns nie wiedersehen!“

Marja wankte auf ihn zu und wollte seinen Arm ergreifen. Er aber entwand sich ihr und stürzte davon. Nach einigen Schritten kehrte er sich um und breitete die Arme nach ihr aus. „Leb' wohl!“ klang es nochmals in zärtlichem, halb erstickten Ton an ihr Ohr, dann verschwand er ihren Blicken in der Dunkelheit...

Michailow hatte kaum die nächste Querstraße erreicht, als ihm schwindlich ward: die Aufregungen der letzten Stunden schienen selbst seiner kräftigen Natur zu viel. Er lehnte sich an die nächste Hauswand und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Seine Brust hob und senkte sich heftig; er rang, während er mit dem Leben abschloß, nach Fassung und fand sie endlich in dem festen Entschlusse, unverzüglich das zu thun, was ihm das Andenken an Sheljäbow gebot; was die Ehre und die Weiterexistenz der Partei von ihm verlangten. „Du sollst nicht umsonst auf mich gezählt haben, Andrei,“ rief er halblaut und hob die Rechte drohend und beschwörend zugleich zum Nachthimmel empor. „Die Sache des Volkswillens, Dein Ende, treuester aller Genossen, und mein eigenes Herz schreien nach Rache — nach Vergeltung an dem, der sie in den Koth getreten. Ich will vollbringen, was das Schicksal von mir fordert!“

Er richtete sich hoch auf und schritt fest und sicher die Straße entlang, dem Newski Prospekt zu. Als er die Anitschkow-Brücke erreichte, blieb er stehen und fuhr mit der Rechten in die Rocktasche. Ein Griff überzeugte ihn, daß er den Revolver bei sich hatte. Dann

ging er weiter und bog in die Fontanka ein. Nach wenigen Minuten erreichte er das Gebäude des Ministeriums des Innern, dessen Fenster noch hie und da erleuchtet waren. „Ich muß wissen, wo er steckt," murmelte er; „vielleicht erfahre ich es vom Portier." Er war im Begriffe, auf die Hausthür zuzugehen, als dieselbe von innen geöffnet ward und zwei Officiere in lautem Zwiegespräch heraustraten.

„Das hat heute lange gedauert!" rief der Eine, ein korpulenter Mann mit englischem Backenbarte. „Wo werden Sie zur Nacht speisen, Gregorij Petrowitsch?"

„Ich gedenke, nach „Arkadia" zu fahren," erwiderte Leikin. „Die angestrengte Arbeit der letzten Tage hat mich ordentlich nervös gemacht, so daß ich der Zerstreuung bedarf. Kommen Sie mit, Major?"

„Wenn Sie erlauben, Grgeorij Petrowitsch, schließe ich mich Ihnen an. Ein wenig Musik — ein Souper im Freien — eine Flasche Champagner — das lasse ich mir stets gefallen." Er schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und beide Officiere schickten sich an, auf dem Fahrdamme zum Newski Prospekt zu gehen, wobei der vor dem Gebäude am Schilderhäuschen stehende Wachtsoldat das Gewehr präsentirte.

Diesen Augenblick benutzte Michailow. Er hatte, sobald er der Officiere ansichtig geworden war und Leikin erkannt hatte, seinen Revolver aus der Tasche gezogen und den Hahn gespannt. Jetzt sprang er mit einem Satze vom Kanal her auf Leikin zu, hob den Arm und schoß auf den Verhaßten, zwar ohne zu zielen, aber aus so naher Entfernung, daß an einen Fehlschuß nicht zu denken war. Der scharfe Knall verhallte, aber Leikin stand aufrecht und riß seinen Säbel aus der Scheide. Michailow dachte nicht an Flucht. Wie der Blitz spannte er den Hahn nochmals und hob den Arm zum zweiten Schusse. Diesmal zielte er, die Lippen fest aufeinander gepreßt, sorgfältig. Er

sah Leikin auf sich losspringen und wunderte sich über den Muth desselben. Jetzt wollte er losdrücken, da fiel von der Seite her ein Schuß; sein Arm sank zerschmettert herab, und der Revolver fiel, sich entladend, zu Boden. In demselben Augenblicke sah Michailow etwas vor seinen Augen blitzen und fühlte einen stechenden Schmerz am Kopfe; er verlor die Besinnung und stürzte seitwärts zur Erde; Leikin, der seinem Gegner einen Säbelhieb über das Haupt versetzt hatte, beugte sich über ihn. Gleichzeitig sprang der Wachtsoldat herzu, das rauchende Berdangewehr in der Hand. Nun kam auch der Begleiter Leikin's, der, wie versteinert, keiner Bewegung mächtig, dagestanden hatte, schwerfällig näher. Leikin erhob sich. „Es ist Sascha," murmelte er. „Armer Kerl! Aber er hat es nicht anders gewollt!"

„Sind Sie verwundet, Oberst?" fragte der Major mit vor Schreck und Aufregung bebender Stimme.

„Nein," erwiderte Leikin ruhig. „Das Stahlhemd, das mir Loris-Melikow schenkte, hat sich bewährt. Die Kugel schlug direct über dem Herzen auf, ist aber seitwärts abgeglitten. Ich rathe Ihnen, Major, sich auch so ein Sicherheitscorsett anzulegen. Sie sehen, die Herren Terroristen schießen noch immer scharf."

„Kennen Sie den Verbrecher?"

„Es ist Alexander Michailow, den wir schon lange suchen." Leikin trat auf den Wachtsoldaten zu, der kerzengerade, das abgeschossene Gewehr, dessen Kugel Michailow's Arm zerschmettert und Leikin gerettet hatte, bei Fuß, neben dem wie todt daliegenden Nihilisten stand. „Wie heißt Du?" fragte Leikin den Soldaten.

„Iwan Sfergejew, Ew. Hochwohlgeboren."

„Das war ein Meisterschuß, mein Junge, — bei der Dunkelheit! Ich werde Dir das nicht vergessen. Melde Dich morgen bei mir." Er klopfte dem Soldaten auf die Schulter und fuhr fort: „Gehe jetzt in's

Haus und rufe den Dwornik. Schafft den Verwundeten hinein, laßt ihn verbinden und dann sofort auf die Hauptwache bringen. Er soll gut — hörst Du — sorgfältig und gut behandelt werden. Es ist ein wichtiger Fang!"

Der Soldat murmelte sein „Zu Befehl!" und eilte fort. Leikin aber wandte sich an den Major und sagte gleichgiltig, als ob nichts geschehen wäre: „Kommen Sie, Major! Ich bin hungrig. Der Champagner wird uns nach der kleinen Aufregung doppelt gut munden!"

Und während die Leute, die aus dem Ministerium des Innern unter Führung des Wachtsoldaten herausstürzten, den von seiner Betäubung erwachenden und leise stöhnenden Staatsverbrecher forttrugen, schritten die beiden Officiere lachend und schwatzend dem nächsten Droschkenstande zu.

XII.

In dem stattlichen Hause des Fürsten S. in der Furstattskaja saßen in einem behaglich ausgestatteten Gemache des ersten Stockes die Fürstin Natalja Borissowna T. und der Obristlieutenant Gregorij Petrowitsch Leikin. Die Jahre, die über den Häuptern der Beiden dahingerauscht waren — man schrieb den November des Jahres 1883 —, hatten in den Zügen derselben keine Spuren hinterlassen. Die greise Fürstin sah frisch und energisch aus, wie immer; ja, es schien, als ob ein Zug heiterer Zufriedenheit, der auf ihrer Stirn lag, sie geradezu verjüngt hätte. Auch Gregorij Petrowitsch erschien völlig unverändert, und nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß sich von den äußeren Augenwinkeln bis zu den Schläfen hin feine Linien zogen, die früher nicht dagewesen waren; daß aus den Augen eine gewisse Nervosität, eine gewisse Müdigkeit blickte, und daß die schwarzen Haupthaare hie und da eine leicht in's Helle, Graue spielenden Färbung aufwiesen. Sonst war Leikin ganz der Alte: sein Auge blickte scharf und kühn; die neue Uniform mit dem Gürtel, den hohen Stiefeln und den in den Schaften derselben steckenden Pluderhosen kleidete ihn ausgezeichnet; er hatte das graue Pelzbarett

mit der hoch emporstrebenden silbernen Feder auf den Tisch gelegt und seine gewaltige Gestalt verrieth dieselbe Elasticität, wie ehedem, als er sich nochmals über die Hand der neben ihm sitzenden Fürstin beugte, sie an die Lippen führte und mit einem leichten Lächeln erklärte: „Sie haben Recht, Fürstin, es ist lange, sehr lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, und ich bin glücklich, in Ihnen die frühere Gönnerin wiedergefunden zu haben.“

Die Fürstin nickte freundlich und entzog ihm langsam die Hand. „Ja,“ sagte sie ernst und nachdenklich, „es ist lange her, und Vieles, ach so Vieles hat sich seitdem verändert. Wir Menschen allein sind die Alten geblieben, die Zeit aber hat gewaltige Schritte vorwärts gethan. Wie schade, daß mein armer Schwiegersohn die neue conservative Aera nicht mehr erlebt hat! Wie freudig hätte er mit mir die Rückkehr der Regierung in die alten echtrussischen soliden Bahnen begrüßt! Mit welcher Genugthuung hätte er gesehen, wie die starke Hand Sr. Majestät Ruhe und Ordnung im Reiche wiederhergestellt und das irregeleitete Volk zum Gehorsam und zum frommen Glauben der Väter zurück geleitet hat! Wie gern wäre er mit uns nach St. Petersburg, an den Hof zurückgekehrt! Der arme Fürst Michail Wassiljewitsch — der Himmel hatte es anders mit ihm beschlossen!“ — — Sie seufzte und fuhr sich leicht mit der Hand über die Augen.

Das Lächeln um Leikin's Lippen schwand und er schlug die Augen nieder. „Ich war tief erschüttert,“ versetzte er, „als ich vor Jahresfrist die traurige Nachricht vernahm, Fürst Michail Wassiljewitsch sei in Cannes trotz aller ärztlichen Anstrengungen dem acuten Gelenkrheumatismus erlegen. Ich liebte ihn wie einen Vater und hatte gehofft, in ihm einen solchen zu finden.“

„Er hat Sie gleichfalls herzlich gern gehabt,

Gregorij Petrowitsch. Wie freute er sich, als er vernahm, daß Se. Majestät der Kaiser Sie mit seinem Allerhöchsten Vertrauen beehrt hat; daß es fast ausschließlich Ihr Verdienst war, wenn der Anarchismus stiller und stiller geworden ist, wenn seine Unthaten nur noch ganz vereinzelt den Frieden der Gesellschaft bedroht und seine Führer ihr frevles Beginnen durch den Tod oder die Verbannung nach Sibirien gebüßt haben; daß Ihr Vorschlag, die geheime Polizei von dem Ministerium des Innern abzulösen, Gehör gefunden hat, und daß Sie selbst zum Chef derselben ernannt wurden. Und als es endlich zu Ende ging, als Annuschka uns die Ueberraschung bereitete, zu erzählen, welch' zarte Bande sich heimlich zwischen Ihnen und ihr geschlungen hätten; als sie vor dem Vater in die Kniee sank und ihn um den Segen für den Bund Ihrer Herzen bat, da hat er seine Rechte auf Annuschka's Haupt gelegt und Ihnen seine väterlichen Grüße gesandt. Wir freuen uns, Gregorij Petrowitsch, Sie in unsere Familie aufzunehmen, und wir erfüllen nur den Wunsch des Verewigten, wenn wir jetzt, nach Ablauf des Trauerjahres, Ihre Verlobung mit Annuschka veröffentlichen wollen."

„Sie erheben meine Seele über die Trauer und lassen sie trotz des Schmerzes aufjubeln, Fürstin," erwiderte Leikin warm und küßte nochmals ehrerbietig die Hand der Greisin. „Mein Dank soll darin bestehen, daß ich bestrebt sein werde, Anna Michailowna nach Kräften glücklich zu machen."

„Daß Ihnen dies gelingen wird, daran zweifle ich nicht," rief die Fürstin. „Ich bin selbst beinahe jung geworden, als ich die Ungeduld sah, mit der Annuschka vorgestern, bei unserm Aufbruche aus Moskau, zur Abreise trieb. Das liebe Kind konnte es gar nicht erwarten, Sie wieder zu sehen. So drängt nur die unverfälschte Leidenschaft, und wo die Herzen heiß und ehrlich zu einander schlagen, da stellt das Glück sich

von selbst ein. Haben Sie Annuschka schon gesehen?“

„Gestern Abend. Sie verzeihen, Fürstin, daß mein erster Besuch ihr allein galt. Wir hatten uns mehr als zwei Jahre nicht in's Auge geblickt, und es ist mir nichts in meinem Leben schwerer geworden, als in dieser allzulangen Zeit dem eisernen Zwange des Dienstes zu gehorchen. Wenn ich Herr meiner selbst gewesen wäre, hätte mich nichts abgehalten, Rußland zu verlassen und zu Ihnen an die Riviera zu eilen.“

Die Fürstin lächelte. „Es war besser so,“ sagte sie wohlwollend, „wir bedurften der Sammlung und Erholung, Ihr Glück aber wird Ihnen jetzt, wo die frischen Wunden vernarbt sind, und unsere Gemüther das Gleichgewicht wiedergefunden haben, um so ungetrübter zu Theil werden. Ja, wir haben im Kleinen, im Schooße der Familie, beinahe dasselbe durchgemacht, wie das Vaterland im Großen. Gelobt sei der Herr, daß auf die Zeiten wilder Stürme und ruchloser Thaten Tage der Ruhe und der friedlichen inneren Arbeit gefolgt sind! Nicht wahr, Gregorij Petrowitsch, der Nihilismus ist todt?“

„So gut wie todt. Die socialrevolutionäre Bewegung hat sicherlich noch ihre Anhänger; sie wühlt in den Tiefen der Gesellschaft, in der Hefe des Volkes fort, und ich will mich nicht verbürgen, daß nicht auch in Zukunft, wie im Vorjahre, hier und da ein Attentat die Ruhe stören wird, wie es der Schuß auf Se. Excellenz den Ministergehilfen Tscherewin oder die Ermordung des Generals Strjelnikow in Odessa im vorigen Herbste gethan haben. Aber die energische Justiz, die wir geübt haben, hat doch gewirkt; die fähigsten Köpfe der Umsturzpartei sind beseitigt, ihre feste Organisation ist so gut wie zersprengt und ihre Mittel sind fast erschöpft. Wir haben in den letzten Jahren viel, sehr viel Verhaftungen vorgenommen und

die Träger fast aller, mir aus der früheren Zeit bekannten hervorragenden socialistischen und terroristischen Namen sind in unserer Gewalt, sind unschädlich gemacht. Dennoch existirt das Executiv-Comité noch immer und hinter ihm stehen noch etliche verzweifelte Burschen im Reiche und im Auslande. Aber ich lebe der Zuversicht, daß wir kurz über lang auch diese aufheben, daß wir sie mit einem einzigen Hauptschlage vernichten werden. Wissen Sie, Fürstin, daß der Mörder des Generals Strjelnikow, der in Odessa durch den Strang im vorigen Winter hingerichtete Terrorist Chalturin, derselbe war, der als Tischler Malzew seinerzeit das entsetzliche Attentat im Winterpalais verübt hat?"

„Nein, das ist mir neu! So wäre denn auch dies Verbrechen endlich gesühnt! Ich kann Ihnen nicht sagen, Gregorij Petrowitsch, wie sehr ich die Veränderung empfinde, die während unserer Abwesenheit im Vaterlande vor sich gegangen ist. Die Furcht, welche die Gesellschaft vor vier, drei, ja noch vor zwei Jahren erfüllt, scheint wie weggefegt. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Angst, die Jedermann beherrschte, des Mißtrauens, das selbst in die höchsten Kreise gedrungen war und einen schier unerträglichen Druck auf die Gemüther ausübte. Keiner war vor dem Anderen sicher, Jeder mied die öffentlichen Orte, und mußte Jemand durch die Straßen der Residenzen fahren, so jagte er pfeilschnell dahin und das Auge spähte ängstlich nach links und rechts, ob nicht eine Bombe heranfliege oder ein Schuß erkrache. Und als die Vorfeier der Einweihung des Erlöser-Tempels in Moskau stattfand, da wurde die Hälfte aller Eingeladenen krank, und der Rest, der sich in das Gotteshaus wagte, befahl seine Seelen Gott; man fürchtete, daß die Kramola den Tempel in die Luft sprengen werde. Unter dem Eindrucke dieser Stimmung reisten wir in's Ausland, und sie ward durch die Nachrichten der nächsten Zeit noch

mehr verdüstert: das schreckliche Ende des hochseligen Kaisers, die darauffolgende Zeit der Unruhe, die großen Judenverfolgungen, die Zurückhaltung Sr. Majestät, der Aufschub der Krönung, die zahllosen Verhaftungen, Processe, Hinrichtungen und Verschickungen — alles dies trug nicht wenig dazu bei, uns das geliebte Vaterland als am Rande des Abgrundes stehend erscheinen zu lassen." Sie hielt inne und ihr Antlitz verdüsterte sich.

„Ja, es war eine schwere, aufregende Zeit," bemerkte Leikin und seine Augenlider zuckten nervös.

„Aber dann kamen die guten Nachrichten," fuhr die Fürstin eifrig fort. „Daß der Kaiser die Constitution versagte und die liberalen Würdenträger beseitigte, daß er alle die Loris-Melikow, Walujew, Schuwalow, Miljutin und wie sie heißen mögen, diese liberalen Westler und demokratischen Slavophilen kalt stellte, das ward von uns als erstes Zeichen der beginnenden Einkehr und Besserung begrüßt. Dann erschienen die Manifeste, die von der Heiligkeit der zarischen Selbstherrlichkeit, von der hohen Bedeutung des altrussischen Adels, von Gottvertrauen und vom Glauben an die Macht der rechtgläubigen Kirche durchtränkt waren — und wir athmeten auf. Daß Ignatjew Minister blieb, stimmte freilich unsere Hoffnungsfreudigkeit ein wenig herab, aber sie lebte um so herrlicher auf, als dieser slavophile Hetzapostel fiel und unser Freund, Graf Tolstoi, sein Nachfolger ward. So war die conservative Richtung gesichert und was wir dann weiter von den Reformplänen Tolstoi's und Pobedonoszew's hörten, was wir über den Verlauf der Krönung in diesem Frühjahr in den Zeitungen lasen, das bestärkte unseren Glauben an die Zukunft. Und als wir endlich im vorigen Monat nach Moskau zurückkehrten, da waren wir mehr als überrascht über den frischen Muth und die Sorglosigkeit, welche alle belebten. Furcht und Entsetzen, Unsicherheit und Mißtrauen waren verschwunden und hatten stetiger

Arbeit und festem Vertrauen auf die Regierung Platz gemacht."

„So ist heute die Stimmung allerdings, namentlich in den Kreisen des Adels und am Hofe, Fürstin, aber ich vermag sie doch nicht so ganz zu theilen." Leikin stützte sinnend das Kinn in die Rechte, und fuhr dann, als die Fürstin überrascht und fragend zu ihm aufblickte, fort: „Den Terrorismus haben wir besiegt, das ist wahr, und ich hoffe, daß wir vor seinen Ausschreitungen sicher sind. Aber das theoretische Gift, das die socialistische und revolutionäre Propaganda in das Volk und in die Gesellschaft getragen hat, wirkt noch gewaltig nach. Ich habe selten so froh aufgeathmet, als die Krönung ohne Zwischenfall vorüber und der Kaiser wieder sicher in Gatschino war. Ich weiß am besten, wieviel wir für diesen Verlauf der Feier in Moskau der Umsichtigkeit und der rastlosen Thätigkeit der „Ochrana" zu danken haben. Ohne sie wäre kaum eine Störung zu vermeiden gewesen. Mir kommt es fast so vor, als habe der Kampf der neuen, die Grundlagen der historischen Gesellschaft unterwühlenden Ideen gegen den bureaukratischen Absolutismus doch einen unausrottbaren Niederschlag in allen Kreisen hinterlassen; als sei die Gesellschaft, das Volk und namentlich die Armee stärker und nachhaltiger unterwühlt, als wir es zugeben möchten und anerkennen wollen; als sei das heranwachsende Geschlecht ein völlig anderes als das absterbende. Der Nationalismus, der üppig in's Kraut geschossen ist, dient ja als wirksamer Ableiter für die demokratischen Wühlereien, aber ich fürchte, ich fürchte — die Grundpfeiler des Hergebrachten sind so unterwühlt, daß die Reaction auf allen Gebieten allein sie auf die Dauer nicht wird stützen können. Eine weise Regierung wird vielmehr zeitig daran gehen müssen, der Arbeit der Polizei und Verwaltungsorgane durch allmähliche zeitgemäße Reformen unter die Arme

zu greifen. Wir haben in Folge der jüngsten Verhaftungen, welche namentlich in militärischen Kreisen vorgenommen werden mußten, mancherlei erfahren, das uns stutzig machen muß. In jedem Falle leben wir noch in einer Übergangszeit, und ich hoffe, daß die Regierung, der ich mit Leib und Seele diene, mir auch weiter Gehör schenken wird. Mit Kanonen, Säbeln und Kerkerhaft zwingt man ein anders geartetes Geschlecht nicht zur Weltanschauung der Vorfahren zurück."

„Ei, ei," rief die Fürstin, „sind Sie unter die Schwarzseher gegangen? Glauben Sie mir, Gregorij Petrowitsch, die Völker wollen regiert sein — nichts weiter! Unzufriedene Mäkler und socialistische Träumer hat es immer gegeben, aber sie werden erst gefährlich, wenn man sie gewähren läßt. So lange die große Masse weiß, daß sie gehorchen muß, damit es ihr wohlgehe, hat jede Regierung leichtes Spiel. Nein, ich bin fest davon überzeugt: so lange Rußland ein starkes, zielbewußtes Regiment hat, das bereit ist, jede Umwälzung mit kräftiger Hand niederzuschlagen, so lange wird es bei uns keine Revolution mehr geben. Der Kaiser ist auf dem rechten Wege! Denken Sie an das Frankreich Napoleons III.!"

„Ich wünsche, daß Sie Recht behalten mögen, Fürstin," versetzte Leikin kopfschüttelnd. „Und was an mir liegt, soll geschehen, daß die Macht auch Macht bleibe. Mein Ehrgeiz ist jetzt, daß die Gewalten, denen ich diene, die Zügel fest in der Hand behalten, und diesem Ehrgeize habe ich meine ganze Kraft, alle meine Fähigkeiten in Dienst gestellt." Er erhob das Haupt und seine scharfen Augen blitzten kalt und hochmüthig.

„So gefallen Sie mir, Gregorij Petrowitsch. Sie sind und bleiben der Mann der russischen Zukunft!" Die alte Fürstin stand auf und nickte ihm zutraulich zu, während Leikin, sich gleichfalls erhebend, dankbar

lächelnd den Kopf neigte. „Also Sie bestehen darauf, Fürstin," sagte er, „daß meine Verlobung mit Anna Michailowna auf Ihrem heutigen ersten Empfangsabend bekannt gegeben wird?"

„Unbedingt. Ich will nicht, daß Ihr beiden leidenschaftlichen Kinder noch länger vor der Gesellschaft Versteck spielen sollt. Dann noch ein Wunsch: Sorgen Sie dafür, daß Peter Michailowitsch gleichfalls erscheint. Ich bin mit ihm sehr unzufrieden." Ein Schatten des Unmuths flog über die offenen Züge der Greisin.

„Mit Unrecht, Fürstin," entgegnete Leikin eifrig. „Fürst Peter Michailowitsch ist ein ganzer Mann geworden. Ich habe seinen Entwickelungsgang mit wachsender Befriedigung verfolgt. Wir sind sehr gute Freunde. Hat er nicht im Januar das denkbar beste Examen gemacht? Ist der kurländische Baron, bei dem er diesen Sommer über praktisch thätig war, nicht voll seines Lobes? Hat er ihn nicht im Herbst mit dem Zeugniß verabschiedet, daß Peter von ihm nichts mehr lernen könne, daß er theoretisch und praktisch ein tüchtiger Landwirth sei?"

Die Fürstin schüttelte fortgesetzt den Kopf. „Das ist alles richtig," sagte sie. „Auch ich bin überzeugt, daß Peter, wenn er im Frühjahr die Bewirthschaftung Deulino's übernimmt, seinen Platz ausfüllen wird. Das ist es nicht, was mich ärgert, obgleich die Traditionen der Familie ihn an einen ganz anderen Platz stellen sollten. Ich hätte ihn gerade jetzt, wo man endlich zu den Überlieferungen früherer Jahrhunderte zurückkehrt und daran denkt, dem wahren russischen Adel die verkürzten Rechte wiederzugeben, überaus gern in maßgebender Stellung bei Hofe gesehen. Aber ich habe selbst hierauf verzichtet; sehe ich doch ein, daß er hierzu nicht das Zeug hat; mußte ich doch erleben, wieviel Mühe es kostete, ihn dazu zu bewegen, wenigstens diesen Winter als Kammerjunker den Hofkreisen nahe

zu treten! Nein, — was mich erregt, ist sein Verhalten gegenüber der Familie. Er ist seit etwa drei Jahren wie ausgewechselt. Früher der zärtlichste Sohn, der aufmerksamste Enkel, hat er nach seiner Uebersiedelung nach St. Petersburg fast jeden Verkehr mit uns, seinen nächsten Angehörigen, abgebrochen. Es fehlte nicht viel, so hätte er sogar am Sterbebette des Vaters gefehlt. Und kaum war mein armer Fürst in fremder Erde bestattet, als er wieder aufbrach, um sich nicht mehr blicken zu lassen. Erst vorgestern haben wir ihn bei der kurzen Begrüßung auf dem Bahnhofe wiedergesehen. Das ist unerhört!"

Die alte Dame schritt in heftiger Erregung rüstig auf und ab. Leikin hatte ihr aufmerksam zugehört und ein leises Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er jetzt erwiderte: „Ich glaube, Fürstin, daß ich jetzt in der Lage bin, wenigstens andeutungsweise den Schlüssel zu diesem allerdings sonderbaren Benehmen geben zu können. Ich weiß nichts Genaueres, aber ich vermuthe mit gutem Grunde, daß die Beziehungen Peter's zu Flena Arssenjewna den Anlaß zu seiner Flucht vor der Familie gebildet haben."

Die Fürstin Natalja Borissowna blieb betroffen stehen. „Petja und Flenuschka?!" rief sie. „Nein — unmöglich! Und doch! Auch die Kleine ist in den letzten Jahren still und verschlossen gewesen; sie, die früher mit der Sonne um die Wette lachte, war ernst, ja schwermüthig geworden und sah oft wie ein sterbendes Blümchen aus. Aber ich habe das auf die natürliche Entwickelung des gedankenlosen Mädchens zur reifen Jungfrau geschoben. Die beiden Kinder waren sich stets von Herzen gut — sollte sich irgend etwas Entfremdendes zwischen sie geschoben haben? Denkbar wäre es immerhin, obgleich ich nicht recht daran glauben kann. Indeß, so wird mir auch Flena's Weigerung, nach St. Petersburg zu kommen, erklärlich. Denken Sie sich,

sie ist mit Mademoiselle Desjardins nach Deulino gefahren, jetzt im Winter — es ist unbegreiflich!“

„Daß Peter Flena Arssenjewna liebt, glaube ich sicher zu wissen. Es muß irgend einen Conflict zwischen den Beiden geben, an dem auf beiden Seiten mit Hartnäckigkeit festgehalten wird. Wenn Sie die Sache in Ihre Hände nehmen, Fürstin, ist mir um eine weise Lösung nicht bange.“

„Sie Schmeichler, Sie,“ rief die Fürstin und drohte Leikin lächelnd mit dem Zeigefinger. „Ich will dem Petja indeß auf den Zahn fühlen. Ich würde höchst zufrieden sein, wenn Sie Recht behielten. Mir war schon um Peter bange: er wäre nicht der erste brave Junge, dem die St. Petersburger Universität Unheil gebracht hätte!“

„Das ist es nicht, Fürstin,“ versicherte Gregorij Petrowitsch. „Fürst Peter ist eine zu gerade, klare Natur, als daß ihn die Neuerungssucht und Schwärmerei der Studenten fesseln konnten. Auch fehlt ihm die politische Ader ganz und gar. Ich werde ihn heute Abend persönlich herbringen: vielleicht gelingt es Ihnen, diese Angelegenheit aufzuklären.“

Er verbeugte sich, küßte der Fürstin die Hand und verließ das Gemach. Natalja Borissowna blickte ihm zufrieden nach. „Ein entschlossener Charakter, ein ganzer Mann,“ murmelte sie. „Er wird halten, was er verspricht. Das arme zerrissene Vaterland braucht solche Leute, denen die Machtfrage nicht eitel Spielerei ist. Er ist aus demselben Holze, aus dem die Geschichte die Prätorianerführer geschnitten hat. Glücklich der Zar, dem er treu dient!“ ....

Leikin war auf einen langen schmalen Corridor hinausgetreten und blieb eine Weile zögernd stehen, als schwanke er, ob er das Haus verlassen oder den inneren Gemächern zuschreiten sollte. In demselben Augenblicke öffnete sich eine Thür und die Prinzessin

Anna Michailowna erschien in derselben, zum Ausgehen gerüstet. Sie erblickte Leikin und flog auf ihn zu. Er umfing sie und drückte sie innig an sich. „Wohin willst Du, Geliebte?“ fragte er. „Ich war bei Großmama und war im Begriff, zu Dir zu kommen.“

„Begleite mich, Gregorij. Ich habe einige Einkäufe zu besorgen. Der Wagen hält unten.“ Sie löste sich sanft aus seinen Armen und blickte strahlend zu ihm empor. Ihr Antlitz war ein wenig bleicher, durchgeistigter geworden; der feine Mund schien noch energischer als früher geschnitten, aber die Augen leuchteten vor Stolz und Glück durch den zarten Halbschleier, der sich um das braune Pelzbarett schlang. Leikin nickte zustimmend und Anna schritt rasch voraus, dem Vestibül des Hauses zu, wo der Portier dem Obristlieutnant den Wintermantel über die Schultern warf. Wenige Minuten darauf rollten sie in einem offenen Landauer, den zwei feurige Schimmel zogen, die Füße in warme Decken gehüllt, durch die frische feuchtkalte, schneelose Novemberluft in der Richtung des Newskij Prospekt dahin. . . . .

Um dieselbe Zeit, als die Fürstin Natalja Borissowna und Leikin in der Furstattskaja über Vergangenheit und Gegenwart plauderten, bereitete Marja Antonowna Plewanko sich zu einem Spaziergange vor. Sie schien sehr gealtert; ihre Züge hatten einen herben, harten Ausdruck angenommen und unter den Augen zogen sich breite Schattenringe hin. Sie sah vergrämt und krank aus und verließ nur widerwillig das Haus. Aber ihre alte Hauswirthin, die sie wie eine Tochter liebgewonnen hatte, trieb sie hinaus in die frische Luft; sie habe Bewegung und Zerstreuung nöthig; deshalb müsse sie schon gehorchen, auch wenn ihr das zwecklose Umherstreifen durch die Gassen unbequem sei. Die liebe alte Seele meinte es gut; sie konnte ja nicht wissen, daß die Krankheit Marja's im Herzen saß und

unerbittlich an ihrem Lebensmuthe zehrte! Deshalb folgte Marja ihren Bitten und verließ langsam das Haus, um müde und verdrossen durch die Straßen dahinzuschlendern. Ihr Herz war in der That krank, sehr krank; es schlug langsam, trübselig, und aus seinen geheimnißvollen Tiefen stiegen unaufhaltsam traurige, häßliche Gedanken zum Kopfe empor, nisteten sich im Gehirn ein und trieben hier ihren bösen Spuk mit dem armen Mädchen. Jener letzte Abend, den sie an der Seite Alexander Michailow's verbracht, hatte unauslöschliche Eindrücke in ihrer Seele hinterlassen und sie unglücklich, unheilbar unglücklich gemacht. Monate, Jahre waren seitdem vergangen, aber immer wieder knüpften ihre Gedanken an jenen Abend an; immer wieder stieg das fluchbringende Vermächtniß Andrei Sheljäbow's vor ihrem geistigen Auge auf und vernichtete jeden neuen Hoffnungsschimmer, jedes lebensfreudige Aufathmen ihres sorgenden, sich quälenden, nach Glück und Frieden dürstenden Herzens, — das Vermächtniß, dessen Erbin sie wider Willen geworden war, und das noch immer, ihr tiefstes Geheimniß, der Erfüllung harrte. . . . Als Michailow an jenem Abende sie so plötzlich verlassen hatte, da war sie ihrer Sinne kaum mächtig gewesen. Sie hatte sofort geahnt, daß er einen Schritt wagen würde, um Sheljäbow und die Sache des Volkswillens an dem Verräther zu rächen oder sein Ende zu finden. Dieser Verräther aber war Leikin, ihr Grischa, an den sie wieder zu glauben begonnen hatte; an dem sie noch immer mit der Treue ihrer ersten Liebe hing, und der nicht nur die Genossen, sondern auch sie — sie, seine Freundin und Schwester, getäuscht und verrathen hatte! Aber sie hatte nicht mehr die Kraft gefunden, wie damals in Moskau, die Absicht Michailow's zu durchkreuzen; sie war wankenden Schrittes in ihr Zimmer hinaufgestiegen, hatte den mit Blut geschriebenen Brief Sheljäbow's und den Ring

mit der Inschrift in ihrer Kommode versteckt und war dann vor dem Heiligenbilde in der Ecke, zu Häupten ihres Bettes, zusammengebrochen, um zu beten und zu weinen; sie hatte um Michailow gezittert und zugleich den Schutz der Muttergottes für Grischa Leikin angerufen; sie hatte geschluchzt und die Hände gerungen; hatte sich selbst verflucht, weil sie an den Verrath und den Wortbruch Leikin's geglaubt und so das ihm seitens Michailow's drohende Verhängniß beschleunigt hatte, und war dann durch alle Zweifel hindurch wieder zur klaren, unwiderstehlichen Ueberzeugung gelangt, daß Leikin thatsächlich ein falsches Spiel mit den Genossen, mit ihr getrieben haben mußte; sie hatte sich, das Geschick des Geliebten und das Loos des Freundes in rathloser Verzweiflung der Gerechtigkeit Gottes anheimgegeben und war endlich in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Am nächsten Morgen hatte das Dienstmädchen sie auf der Diele liegend gefunden; man hatte sie zu Bett gebracht, und sie war von einem heftigen Nervenfieber befallen worden. Wochenlang hatte sie mit dem Tode gerungen, aber er hatte sie geschont; sie war genesen und nach Monaten wieder völlig hergestellt worden. Aber mit dem Körper war nicht auch ihre Seele gesund geworden. Durch Zufall — aus den Zeitungen, die über den Proceß Alexander Michailow's berichteten — hatte sie den mißglückten Anschlag desselben auf Leikin vernommen, hatte von seiner schweren Verwundung gehört und gelesen, daß er im Gefängniß wiederhergestellt worden, zum Tode verurtheilt, seiner würdigen und reumüthigen Haltung wegen aber zu lebenslänglicher Strafarbeit in Sibirien begnadigt worden war. Dann hatte sie erfahren, daß Michailow mit zahlreichen Genossen fort über den Ural in die Bergwerke abgeführt worden war, noch athmend ein Begrabener, noch lebend ein Todter. Sie hatte ihm wehmüthig stille Thränen nachgeweint, und gleichsam

die einzig Ueberlebende einer großen Familie, ihr einsames, eintöniges Tagewerk fortgesetzt, mechanisch, theilnahmlos, die Zukunft verschmähend und allein der Erinnerung lebend. Von der socialistischen Partei, der sie sich einst zugeschworen, hatte sie nichts wieder vernommen; sie kannte kaum Jemand unter den Nachfolgern der ersten Führer der Terroristenpartei; mit dem Ende der letzteren war auch ihre Rolle zu Ende; man wußte kaum etwas von ihrer Zugehörigkeit zur „Sache" oder hatte keine Zeit, sich um sie zu bekümmern; ihr aber war das sehr recht und sie betrachtete sich als jeglicher Verpflichtung entbunden, als frei. Auch Leikin hatte sie nicht mehr gesehen; er war zu beschäftigt, um dem Häuschen der Tante, wie früher, spärliche Besuche abzustatten; sie erfuhr von ihrer Hauswirthin, daß er völlig in der Organisation der „Ochrana", der freiwilligen Schutzwache russischer Bürger um die Person des Zaren, aufgegangen sei, daß er eine ungeheuere Thätigkeit in der Verfolgung der umstürzlerischen Bewegung entwickele, daß er überall und nirgend, bald in St. Petersburg geweilt, bald in Moskau, in Kijew, Odessa und sonst wo erschienen sei, wie ein Jagdhund auf der Fährte des Nihilismus, unermüdlich das kostbare Wild aufstöbernd, fassend, vernichtend; sie hörte, daß er höher und höher gestiegen, daß seine Brust mit Orden geschmückt und sein Name in aller Munde sei, daß er endlich zum Chef der geheimen Polizei ernannt und, im Vollbesitz des Vertrauens der Machthaber, des Kaisers, auf dem Wege wäre, als General mit dem höchsten Range auch die höchsten Ehren im Staate zu erreichen. Aber sie konnte sich dieser Erfolge Gregorij Petrowitsch's nicht freuen. Sie hatte alle ihre geistige und moralische Kraft angestrengt, ihr inneres Leben dem äußeren Leben anzupassen, die Gedanken, Wünsche, Hoffnungen zu tödten, zu vergessen und endlich, endlich Ruhe zu finden. Sie hatte es

nicht vermocht: die Erinnerung, in deren Bann sie stand, hatte alle ihre Bemühungen vereitelt; sie ließ sich nicht verleugnen, aus der Welt schaffen und reihte unabläſſig Glied an Glied zu der Kette trauriger Empfindungen, häßlicher Erlebniſſe, verletzender Enttäuſchungen, verſchmähter Gefühle, verrathenen Vertrauens, unvertilgbaren Schmerzes und trotz alledem noch immer zuckender, ſich windender, unauslöſchlicher Liebe, zu jener ſchweren, drückenden Kette, welche Marja nun ſchon ſeit Jahren mit ſich ſchleppte und welche ſie, ohne Ausſicht auf Befreiung, an die Welt feſſelte. Alles, was ſie über Leikin hörte, traf ſie tiefer, als ſie es zugeben wollte, und regte ſie ſtets auf's Neue auf. Verachtung und Bewunderung, Haß und Liebe kämpften unabläſſig in ihr und triumphirten abwechſelnd über einander, ihr Herz zerfleiſchend, ihren Geiſt zerüttend, ihren Körper ſchwächend. Und dann war ihr bei einer Durchſicht der Kommode das Vermächtniß Sheljäbow's wieder in die Hände gefallen. Sie hatte das Papier, den Ring haſtig weit weg in die Ecke geſtoßen und das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, als wollte ſie nichts mehr davon ſehen, hören. Aber die grauſame Erinnerung ſtieg klar und deutlich in ihr auf und zwang ſie, mit geſchloſſenen Augen zu ſehen, zu hören. Leikin's Wortbruch ſtand wieder lebendig vor ihrem Bewußtſein; ſie mußte ſich ſagen, daß ſein ſpäteres Verhalten, die ſchnöde Vernachläſſigung ihrer Freundſchaft wie ein Eingeſtändniß ſeiner Schuld erſcheine und ihre ſchlimmſten Annahmen beſtätigte; ſie hörte deutlich den letzten Auftrag Alexander Michailow's, und die Worte, mit denen ſie die Erfüllung dieſes Auftrages gelobt, hallten ihr in den Ohren, als hätte ſie dieſelben ſoeben erſt geſprochen: „Ich will es thun!“ hatte ſie geſagt, und mit bebender Stimme fügte ſie jetzt hinzu: „Ich muß es thun!“ Ihr Zögern ſchien ihr wie eine Theilnahme an dem Verrathe Leikin's, und doch — und

doch, sie konnte es nicht thun, — nicht jetzt, vielleicht später, aber nicht jetzt — nicht jetzt! Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hatte sie den Schritt, zu dem es sie drängte und vor dem sie zurückbebte, aufgeschoben. Sie hatte sich vor sich selbst entschuldigt; sie hatte sich gesagt, daß sie nicht wüßte, wo das Executiv-Comité der Partei des Volkswillens zu finden sei, und war sogar soweit gegangen, die Weiterexistenz desselben vor sich selbst in Frage stellen und schließlich zu leugnen. Darüber war die Zeit im Fluge vergangen, aber sie hatte doch nicht den ersehnten Frieden der Seele, des Gehirns gefunden. Was sich an Bitterkeit und Rachegefühl in ihr angesammelt und angehäuft hatte, war gleichzeitg gewachsen; es hatte sich mit dem niederdrückenden Bewußtsein der nicht erfüllten Pflicht, des nichtgehaltenen Versprechens verbunden und lastete doppelt, dreifach auf ihr und drohte das schwache Flüstern des Herzens, das noch immer von Anhänglichkeit, Liebe, Vergebung sprach, zu überstimmen. Marja fühlte es immer schwerer, daß sie nie einen Ausweg aus dem Zwiespalt, in den sie getrieben worden war, finden würde; daß ein Ausgleich der widerstreitenden Gefühle, Gedanken, Pflichten unmöglich wäre; daß sie sich so oder so entscheiden müßte, und daß diese Entscheidung gleichbedeutend mit dem Ende sein würde. Und merkwürdig, dies Ende verlor immer mehr von den Schrecken, die es anfänglich umgeben hatten; ja, es kamen Stunden, in denen sie sich sogar nach ihm sehnte. . . . .

Marja war, ohne auf Weg und Wetter zu achten, mit sich selbst in ihren nimmer rastenden Gedanken beschäftigt, bis zum Newskij Prospekt gelangt. Hier hatte sie sich dem Menschenstrom angeschlossen, der sich in der Richtung der Isaacks-Kirche hin in geschäftiger Hast fortbewegte, sich in der unabsehbaren Zeile der gewaltigen Straße verlor und sich stets von der ent-

gegengesetzten Seite her und aus den Seitenstraßen ergänzte. So war sie, langsam, wie im Traume dahinschreitend, bis zur Kasanschen Kathedrale gekommen. Sie blieb stehen; zu ihrer Linken streckten sich die stattlichen Säulengänge der Kathedrale in weitem Bogen aus; zu ihrer Rechten fluthete das Geschäftsleben geräuschvoll auf und ab, Lastwagen rollten hin und her, Droschken lösten sich in ununterbrochener Reihenfolge ab und elegante Kutschen mit feurigen Rossen glitten geräuschlos auf dem Holzpflaster dahin. Marja's Augen streiften gleichgiltig die Umgebung. Was ging sie all' dies Treiben, Hasten und Jagen an? Wie in ihrem Innern, so gab es auch in der Außenwelt keine Ruhe; zur ewigen Bewegung war alles Lebende verurtheilt, und wer sterbensmüde stillhalten wollte, den stießen die Anderen vorwärts. Nein, hier war es eben so häßlich wie anderswo; am wohlsten fühlte sie sich doch noch in ihrem Stübchen. Sie wandte sich und beschloß, nach Hause zu eilen. Dabei fiel ihr Blick auf einen prächtigen Landauer, der soeben in raschem Trabe an ihr vorüberfuhr. In demselben saß ein höherer Officier mit einer Dame! Marja wollte sich abwenden, da streifte ihr Auge das Gesicht des Officiers und ihr Fuß stockte; das Blut strömte ihr plötzlich zum Herzen und nahm ihr die Sehkraft; in ihrem Kopfe summte es und feurige Funken tanzten vor ihren Blicken. Das war Gregorij Petrowitsch Leikin — kein Zweifel! Leikin mit einer Dame, mit einer jungen, schönen, vornehmen Dame — in lebhafter Unterhaltung, ein zärtliches Lächeln auf den Lippen! Der Wagen mit seinen Insassen war schon weit weg, als Marja noch immer wie angewurzelt dastand und, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, demselben nachstarrte. Endlich löste sich der Bann; eine Blutwelle ergoß sich über das Antlitz und ein Zittern erfaßte den Körper; die Zähne schlugen hörbar zusammen und ein Fieberschauer lief ihr über

den Rücken. Eine wilde, jähe Eifersucht ergriff sie und jagte ihr das Blut durch die Adern, trieb sie vorwärts, einerlei wohin. Sie eilte bis zur Anitschkew-Brücke; ihr Herz klopfte hörbar und ihre Augen brannten. Wer war die Dame? In welcher Beziehung stand Leikin zu ihr? Das war der einzige Gedanke, der alles Andere zurückgedrängt und von ihrer Seele allein Besitz ergriffen hatte. Sie lief über die Straße, unbekümmert um die daherrollenden Fuhrwerke und ihnen nur wie durch ein Wunder entgehend; sie eilte die Fontanka entlang zur alten Wohnung Leikin's; sie mußte Gewißheit haben, rasche, radikale Gewißheit ..... In der Hausthür stand Leikins alter Diener Iwan. Er hatte eine kurze Pfeife im Mund und unterhielt sich herablassend mit dem Dwornik. Als er Marja eilig, aufgeregt herankommen sah, nahm er die Pfeife aus dem Munde, rückte seine Mütze zurecht und ging ihr entgegen.

„Lange nicht gesehen, Marja Antonowna," sagte er, als er vor der Athemlosen stand, und suchte sein vertrauliches Nicken dadurch wieder gut zu machen, daß er an der Mütze rückte. „Wie geht es?"

„Ist Gregorij Petrowitsch zu Hause?" stieß Marja kurz hervor.

„Der Herr Obristlieutenant sind ausgefahren — sitzen wohl bei der Braut — wollen bald Hochzeit machen," erwiderte Iwan und lächelte seelenvergnügt.

„Bei der Braut?" Marja preßte die Frage mühsam durch die Zähne; es war ihr, als streiche eine eisigkalte Hand ihren Nacken und Rücken.

„Freilich, bei der Braut! Heute ist öffentliche Verlobung — im Hause der Fürstin Natalja Borissowna in der Furstattkaja. Ein schönes Paar! Gott sei Dank — nun wird das Leben meines Obristen doch endlich ruhiger werden! Wollt wohl Gregorij Petrowitsch zu seinem Glücke gratuliren?"

Marja überhörte die Frage Iwan's. Er ist ver-

lobt, hat eine Braut — tönte es ihr unabläſſig in den Ohren. Alſo auch das noch! Nun war ſein Maß voll, übervoll! „Wie heißt ſie?“ fragte ſie, um doch etwas zu ſagen.

„Anna Michailowna,“ entgegnete Iwan ſtolz und nahm ehrerbietig die Mütze vom Kopfe, „Prinzeſſin Anna Michailowna D., die Enkelin der Fürſtin Natalja Boriſſowna, das vornehmſte und ſchönſte Mädchen in Rußland! O, für Gregorij Petrowitſch iſt ſie gerade recht, — das iſt ein Mann!“ Iwan warf ſich in die Bruſt und blickte ſtolz zu Marja Antonowna hinüber. „Hättet wohl kaum gedacht, Marja Antonowna, daß unſer Griſcha Leikin aus Muravlino ein ſo großer Herr werden würde. Ja, ja, des Herrn und der Heiligen Muttergottes Wege ſind wunderbar!“ Und er faltete die Hände fromm und glücklich über der Mütze.

Eine unſagbare Bitterkeit füllte Marja's Bruſt und miſchte ſich in die aufgeregten Schläge ihres Herzens. „Eine Fürſtin?!“ rief es in ihr. „Da mußte freilich das Mädchen aus dem Volke zurückſtehen!“ Vergeſſen war Alles, was Leikin ihr geſagt; vergeſſen ſeine Erklärung, daß er ſie nicht liebe und niemals zum Weibe nehmen könne, daß ſie ihm zwar theuer wie eine Schweſter wäre, aber ihm nie mehr als eine ſolche ſein würde. Die alte, verzehrende — die verrathene, mühſam zurückgedämmte und dann wieder in ſtiller Hoffnung aufblühende — die entgiltig verleugnete und zu Boden getretene, ſich in Zuckungen windende und dennoch lebendige, unaustilgbare Liebe lohte heiß, übermächtig empor und erſtickte jeden Gedanken, jedes Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit, jedes Bewußtſein . . . . „Er hat Dir feierlich erklärt, daß nie ein anderes Weib ſeinen Weg gekreuzt und ihn Dir abwendig gemacht habe; daß er nur Dich geliebt habe und nie eine andere lieben würde; daß er Deine Liebe

zurückweise, weil er überhaupt nicht mehr lieben könne. Und jetzt hat er sich verlobt, hat Dich auch hierin getäuscht und verrathen! Er hat mit Dir nur gespielt! Alles war Lüge, Heuchelei, Alles: seine Kälte und Zurückhaltung gegenüber den Weibern, seine Freundschaftsversicherungen, seine Versprechungen, Tändeleien und halbverhüllten Verheißungen für die Zukunft! Wie rief damals Chalturin, als Du ihm und Michailow Deine Geschichte erzähltest? „Dir bleibt nur die Rache!“ Hörst Du, Marja Antonowna, — die Rache?! Räche Dich an ihm, der Deine Jugend zerstört, Dein Leben vergiftet — der Dich verrathen hat, um nun an der Seite einer Anderen zu schwelgen, um einer andern zu gewähren, was er Dir vorenthalten, versagt hat — einer anderen, um deretwillen er Dich verschmäht! Räche Dich und die Parteigenossen an dem Schurken, der seine Seele der Falschheit und Untreue verschrieben! . . . .“ So raunte, flüsterte, schrie es in ihr. Und Marja — o über den Egoismus, die Ungerechtigkeit der Leidenschaft! — fand kein Wort der Erklärung, Entschuldigung, Vergebung.

Der alte Iwan sah sie erstaunt und erschrocken an. „Ihr seht übel aus, Marja Antonowna,“ sagte er besorgt. „Was fehlt Euch?“

„Nichts, nichts! Leb' wohl, Iwan, — grüße Gregorij Petrowitsch — ich komme ein ander Mal wieder!“ Ihre Lippen sagten es, aber ihre Seele, ihr Verstand wußten nichts von diesen Worten. Sie wandte sich ab und wankte davon, wie eine Trunkene die Füße unsicher vor sich hinsetzend, aber von einem einzigen Gedanken beherrscht und willenlos weitergetrieben, Blitze des Wahnsinns im Auge, lodernde Eifersucht, Verzweiflung, Wuth, Rache im Herzen. Sie ging, starr vor sich hinblickend, auf dem kürzesten Wege nach Hause; sie schritt, ohne ihre fragend aufschauende Hauswirthin zu grüßen, durch das Wohngemach und

erreichte ihr Zimmer; sie riß die Schublade der Kommode auf und entnahm derselben das Vermächtniß Sheljäbow's; sie barg das Papier und den Ring mit fester Hand im Busen und verließ auf demselben Wege das Haus. Draußen rief sie eine Droschke an und befahl dem Kutscher mit tonloser Stimme, nach Wassilij Ostrow zu fahren. Als der Wagen vor dem Hause in der eilften Linie hielt, in dem sich ehemals das Quartier Gratschewski's befunden hatte, trat der Dwornik auf Marja zu und fragte sie mißtrauisch, zu wem sie wolle. Marja erinnerte sich, daß der Dwornik zur Partei gehörte. Sie fragte deshalb ohne Umschweife, ob der Edelmann Golinowski noch im Hause wohne. Der Dwornik schien bestürzt und starrte Marja wie eine Erscheinung aus dem Jenseits an. Als sie indeß ihre Frage ungeduldig wiederholte, kam er dicht bis an die Droschke heran und flüsterte ihr zu: „Golinowski ist längst gefangen, verurtheilt, verschickt. Er war der Nihilist Gratschewski. Gehören Sie auch zur Partei?“ Er sah sich scheu um und beobachtete den Kutscher, der indeß ruhig auf sein Pferd herabblickte.

„Natürlich,“ erwiderte Marja mit der Gelassenheit einer Irrsinnigen, die keinen andern Gedanken hat, als geradeaus auf das Ziel loszugehen, das ihr vorschwebte. „Würde ich sonst nach Gratschewski fragen? Wo wohnen die Führer jetzt?“

„Ich kenne nur einen, Degajew, der wohnt in der siebzehnten Linie, gleich das Eckhaus am Newaquai, drei Treppen.“ Er hatte es leise, so leise gesagt, daß seine Worte kaum vernehmbar waren. Aber Marja hatte ihn doch verstanden. Sie nickte ihm zu und befahl dem Kutscher, in die siebzehnte Linie zu fahren. Vor dem vom Dwornik bezeichneten Hause ließ sie halten. Sie gab dem Kutscher einen Rubel und achtete nicht auf das erstaunte Gesicht desselben über die reichliche Löhnung. Dann stieg sie die steilen Treppen

empor, ohne nach links oder rechts zu blicken, wie eine Nachtwandlerin. Vor ihr blinkte ein weißes Porzellanschild, auf dem der Name Degajew stand. Degajew? Wer war das? Sie kannte ihn nicht, hatte seinen Namen nie gehört. Einerlei — er sollte ein Führer der Umsturzpartei sein, und das genügte. Sie schellte. Nach einiger Zeit ward die Thür geöffnet und vor ihr stand ein kleiner Mann von gedrungener, kräftiger Gestalt, mit kurzgeschnittenen schwarzen Haaren und ebensolchem Vollbarte.

„Was wollen Sie?“ fragte er mürrisch und betrachtete sie von oben bis unten aus seinen kleinen, tückisch blickenden Augen.

„Ich suche ein Mitglied des Executiv-Comité's der Partei des Volkswillens,“ erwiderte Marja, als sage sie eine eingelernte Phrase her. „Man hat mich an Sie gewiesen. Ich komme im Auftrage Sascha's mit einer Botschaft Andrei Sheljäbow's.“

Degajew fuhr zurück, als hätte ihn eine Natter gebissen. Aus seinen Augen blitzten Mißtrauen und Furcht. „Sie sind falsch berichtet,“ sagte er stotternd. Seine Blicke trafen die Augen Marja's und Entsetzen ergriff ihn. „Sie ist verrückt,“ dachte er und machte schleunigst einen Schritt zurück.

Um Marja's Lippen zuckte ein mitleidiges, verächtliches Lächeln. „Ich bin keine Spionin,“ sagte sie, „sondern eine Genossin. Die beiden Verstorbenen, in deren Auftrage ich komme, waren meine Freunde. Ich erfülle das ihnen gegebene Versprechen erst jetzt, weil ich lange, sehr lange krank war. Mein Auftrag betrifft Ihn, hören Sie wohl, Ihn, der einst das Oberhaupt des Executiv-Comité's war. Alles Nähere steht in diesem Briefe Sheljäbow's. Hier dieser Ring ist das Erkennungszeichen.“ Sie bot dem bestürzten Nihilisten das Papier und den Ring hin, die sie ihrem Busen entnahm, und schien es nicht zu bemerken,

daß er die Annahme verweigerte und, mit gesträubten Haaren wie gelähmt dastehend, die Hände hinter dem Rücken versteckte. Sie beugte sich vielmehr vor zu ihm und fuhr im geheimnißvollen Flüstertone fort: „Ich will Ihnen noch mehr sagen. Er und Leikin sind ein und dieselbe Person. Leikin trägt den gleichen Ring um den Hals. Er ist ein Verräther. Das Executiv-Comité soll Sheljäbow und Michailow an ihm rächen. Verstehen Sie mich? Rache verlange ich — Rache!“ Sie sah Degajew mit unheimlich flackernden Augen an. Als dieser noch immer schwieg und keine Miene machte, ihr Papier und Ring abzunehmen, stampfte sie ungeduldig mit dem Fuße auf und rief: „So nehmen Sie doch!“

Degajew hielt es endlich für das Beste, zuzugreifen; am Ende war doch etwas daran an der Sache; in jedem Falle wurde er die Fremde mit den irren Augen und der eintönigen Sprechweise los, wenn er ihr willfahrte. Er nahm also den Brief und den Ring Sheljäbow's aus den Händen Marja's entgegen und athmete erleichtert auf, als sie sich nun umwandte und ohne Gruß die Treppe wieder hinabschritt.

Auf der Straße angelangt, lenkte Marja ihre Schritte mechanisch zur Newa hin und ging langsam den Quai entlang. Ihr Herz schlug ruhiger, das Blut pulste nicht mehr so heftig durch die Adern, ja, es floß immer träger und träger und schien zeitweilig in's Stocken zu gerathen; ihre weitgeöffneten Augen schauten starr geradeaus; ihr Verstand stand völlig still; sie sah, hörte und dachte nichts; es war ihr, als sei sie gestorben; sie wurde auf einmal müde, unsäglich müde. Plötzlich blieb sie stehen und schlug sich mit den geballten Fäusten an die Stirn. Wie ein greller Blitz leuchtete das Verständniß dessen, was sie gethan hatte, in ihrem Gehirn auf. Sie wollte wieder umkehren, zurückeilen, das verhängnißvolle Papier, den

Ring zurückfordern, aber sie konnte sich nicht mehr bewegen. Sie fühlte, wie ihr Herz auf einmal aufhörte zu schlagen; es wurde dunkel um sie her; sie griff mit gespreizten Fingern in die Luft, stieß einen schwachen Schrei aus und stürzte vornüber hinab auf die harten Granitfließen des Quai.....

* * *

Am Abend desselben Tages verließ Gregorij Petrowitsch Leikin in voller Uniform, ein selbstzufriedenes Lächeln auf den Zügen und in der Haltung eines Mannes, der von der Bedeutung seiner Person durchdrungen ist, seine Wohnung. Er stieg in das vornehme, von ihm erst neuerdings angeschaffte zweispännige Coupé und befahl Iwan, der auf den Bock neben den Kutscher kletterte, zunächst in die Liteinaja zum Fürsten Peter Michailowitsch O. zu fahren. Von der Wohnung Peter's zum Palais des Fürsten S. in der Furstattskaja waren nur einige hundert Schritte, und Leikin hatte dem Fürsten telegraphirt, daß er ihn kurz vor 9 Uhr zum Empfangsabend seiner Großmutter abholen würde. Er war daher sehr erstaunt, als er die Fenster der Wohnung Peter's dunkel und, nachdem er die Treppe zur Beletage empor geeilt, die Thür verschlossen fand. Er schellte und pochte, aber Niemand kam, um zu öffnen. Im Begriff, ärgerlich fortzugehen, gewahrte Leikin den Diener des Fürsten Peter Michailowitsch, der in großer Aufregung, ohne Mütze und Mantel, von der Straße her in's Haus stürzte. Sobald er den Obristlieutenant erblickte, eilte er auf ihn zu, mit jedem Schritte mehrere Stufen der Treppe nehmend. „Ach, Gregorij Petrowitsch," rief er dabei halblaut und mit zitternder Stimme, „Gott sei Dank, daß ich Sie finde! Mein lieber, guter Herr ist verhaftet worden!"

Leikin blickte betroffen auf. „Schwatz' keinen

Unsinn," herrschte er den Diener an. „Wer sollte den Fürsten D. ohne mein Mitwissen verhaften können?!"

„Bei Gott, Gregorij Petrowitsch, ich rede die Wahrheit," versicherte der Diener, Thränen in den Augen. „Mein Herr hatte soeben seine Toilette beendigt und wartete auf Sie, als ein Wagen vorfuhr und ein Quartaloffiicer eilig in unsere Wohnung kam. Was er mit meinem Herrn sprach, habe ich nicht gehört. Ich vernahm nur, daß der Fürst sich bereit erklärte, dem Polizeibeamten ohne Weiteres zu folgen. Beim Fortgehen trug er mir auf, Sie, Gregorij Petrowitsch zu erwarten, und Sie davon zu benachrichtigen, daß er einer dringenden Aufforderung des Oberpolizeimeisters gefolgt und auf das Hauptpolizeiamt gefahren sei, alles Nähere würden Sie vom Generalmajor Gresser erfahren. Ich hielt es in meiner Angst für geboten, zur Fürstin Sophja Nikolajewna in die Furstattskaja zu laufen und ihr von dem Vorfall Anzeige zu machen. Ich komme daher."

„Das war nicht gerade klug von Dir," erwiderte Leikin rauh. „Die Damen werden sich mehr erregen, als die Sache werth ist. Es kann sich natürlich nur um ein Mißverständniß handeln. Eile sofort zurück und melde der Fürstin Sophja Nikolajewna, daß ich zum Oberpolizeimeister gefahren sei und nach Aufklärung dieses sonderbaren Zwischenfalles sofort erscheinen würde; sie möchten sich beruhigen; ich bürgte dafür, daß dem Fürsten nichts geschehen werde. Im Uebrigen hast Du das tiefste Stillschweigen zu bewahren."

Während der Diener davonlief, um den Auftrag Leikin's auszuführen, sprang dieser in seinen Wagen und jagte, was die Pferde laufen konnten, in die Erbsenstraße zum Oberpolizeimeister. Leikin sah finster aus und nagte wüthend an der Unterlippe. Das war

wieder einer jener Competenzconflicte, die er als Chef der geheimen Polizei fast täglich mit dem Stadthauptmann, dem Chefe der gewöhnlichen Polizei, durchzufechten hatte. Hätte Fürst Peter Michailowitsch in der That verhaftet werden sollen, so konnte dies lediglich geschehen sein, weil er plötzlich politisch verdächtig geworden wäre. Dann aber war es lediglich Aufgabe seiner Gensdarmen, nicht der städtischen Polizisten, den Verdächtigen aufzuheben. Wie kam man dazu, ihn, Leikin, in einer so wichtigen Angelegenheit zu übergehen? In einer Angelegenheit, die nothwendigerweise das größte Aufsehen erregen mußte, da es sich um das männliche Haupt eines der ersten Geschlechter des Landes handelte? Das war Fürst Peter unstreitig seit dem Tode seines Vaters. Hatte man ihn, Leikin, schonen wollen, weil seine nahen Beziehungen zum jungen Fürsten bekannt waren? Wer hatte diese unsinnige Verhaftung veranlaßt? Leikin mußte es doch am besten wissen, welchen Mißgriff man wieder einmal im Uebereifer begangen hatte. Aber er wollte der Sache energisch auf den Grund gehen und, wenn nicht anders, sich direct an den Kaiser wenden. . . . . .

Der Wagen hielt in der Erbsenstraße vor der Kanzlei des Oberpolizeimeisters und Stadthauptmanns Gresser, der erst kürzlich den in Folge der Judenunruhen zum Generalgouverneur von Nishnij-Nowgorod ernannten Generalmajor Baranow in dieser Stellung abgelöst hatte. General Gresser empfing Leikin mit ausgesuchter aber kühler Höflichkeit; er bestätigte die Verhaftung des Fürsten Peter Michailowitsch, erklärte, daß dieselbe auf Antrag des Generalgouverneurs der St. Petersburger Gerichtspalate erfolgt sei, und meinte achselzuckend, er könne zur Stunde nichts weiter thun, als der Sache ihren gesetzmäßigen Lauf lassen. Der Fürst befände sich in einem Zimmer des früheren Gebäudes der dritten Abtheilung in Untersuchungshaft

und würde seinem Stande und Range gemäß behandelt; man wäre gegen ihn sicherlich nicht vorgegangen, wenn kein begründeter Verdacht für seine Theilnahme an der socialrevolutionären Bewegung gegen ihn vorläge; da die geheime Polizei, die Gensdarmerie, wie er soeben erst von Leikin zu seinem Erstaunen erfahre, weder benachrichtigt noch requirirt worden wäre, sei anzunehmen, daß der Verdacht auf Grund früherer Akten und verschiedener Aussagen jüngst verhafteter Umstürzler festgestellt worden sei; als er, Gresser, sich anfänglich geweigert hätte, die Verhaftung vorzunehmen, habe ihm der Generalprocureur mittheilen lassen, daß schon früher, im Processe gegen Alexander Michailow, Ssuchanow und Genossen im vorigen Jahre der Lieutenant Ssuchanow Aussagen gemacht hätte, welche den Fürsten Peter Michailowitsch D. dringend intimer Beziehungen zu den Nihilisten verdächtig erscheinen ließen, daß man jedoch von seiner Verhaftung Abstand genommen hätte, weil der Nihilist Alexander Michailow die Aussagen des genannten Ssuchanow auf das Eifrigste bestritten und eidlich bekräftigt hätte, daß der damalige Student Fürst D. niemals zur Partei gehört oder Beziehungen zu derselben unterhalten habe; es sei indeß jetzt gewiß geworden, daß gerade zwischen dem besagten Michailow und dem Fürsten D. eine Verbindung bestanden und daß der Erstere absichtlich gelogen habe, um den Fürsten weißzubrennen; nach diesen Erklärungen habe er, Gresser, nicht mehr Anstand nehmen können und dürfen, die Verhaftung anzuordnen; das sei Alles, was er wisse und mittheilen könne.

Leikin hatte während der Auslassungen des Generals seinen Aerger und seine Erregung kaum zu beherrschen vermocht. Jetzt erhob er sich und sagte scharf: „Ich muß trotzdem bedauern, Excellenz, daß Sie sich nicht mit mir vor der Ausführung der Verhaftung verständigt haben. Ich wäre in der Lage

gewesen, Ihnen mitzutheilen, daß die Annahmen und Behauptungen des Herrn Generalprocureurs gegenstandslos seien. Der Fürst D. ist in keiner Weise durch die umstürzlerische Bewegung compromittirt, das weiß ich besser als irgend Jemand. Ich bin überzeugt, daß Se. Majestät der Kaiser, Allerhöchstwelchem ich natürlich Vortrag über diese Angelegenheit halten werde, den blinden Eifer der Generalprocuratur höchlichst mißbilligen wird. Derartige Mißgriffe, welche die höchsten Gesellschaftskreise des Reiches verletzen und beunruhigen müssen, liegen durchaus nicht in den Allerhöchsten Intentionen."

Leikin, der dem militärischen Range nach zwar unter dem Stadthauptmann stand, ihm jedoch, was Amt und Posten anbelangte, gleichgeordnet war, hatte in einem Tone gesprochen, als ertheilte er dem Generalmajor einen Verweis. Gresser ließ sich dies keineswegs gefallen. Er beantwortete den hochmüthigen Blick des Chefs der geheimen Polizei mit einem geringschätzigen Lächeln und entgegnete kalt und höhnisch: „Ew. Hochwohlgeboren irren sich in der Adresse für Ihre Erörterungen. Mich geht die ganze Sache nichts an. Wollen Sie sich gefälligst an den Herrn Generalprocureur wenden."

Der Aerger ließ Leikin die gewohnte Kaltblütigkeit vergessen. Er maß den General von oben bis unten und rief drohend: „Ich werde mich an eine Stelle wenden, die für Ew. Excellenz ebenso maßgebend ist, wie für den Generalprocureur. Sie werden von mir hören!" Er grüßte kurz militärisch und verließ sporenklirrend und heftig auftretend das Gemach. Der General blickte ihm zornig nach. Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen und er murmelte gehässig in den Bart: „Die Anmaßung dieses Herrn wird täglich größer; es ist Zeit, ihr ein für alle Mal einen Riegel vorzuschieben." Und er setzte sich sofort

an den Schreibtisch, um einen Bericht über die Verhaftung des Fürsten O. an den Kaiser abzufassen. In diesem Berichte ward Leikin's zwar mit keinem Worte erwähnt, wohl aber ward die Persönlichkeit des Fürsten Peter Michailowitsch in ein so ungünstiges Licht gerückt, daß der Kaiser kaum mehr an einer Schuld desselben zweifeln konnte. . . . .

Als Gregorij Petrowitsch bald darauf die im hellsten Lichte strahlenden Gemächer der Fürstin Natalja Borissowna betrat, fand er die Gesellschaft bereits vollzählig versammelt. Die Einladungen waren glücklicherweise nur an die nächsten Verwandten und Bekannten der Fürstin ergangen, sodaß die Familie sich keinen besonderen Zwang aufzuerlegen genöthigt war. Man hatte deshalb auch die unerwartete Verhaftung des Sohnes des Hauses nicht verhehlt und die Bestürzung und Aufregung war eine allgemeine. Leikin ward sofort nach seinem Eintritte mit Fragen bestürmt. Er ertheilte bereitwilligst die eingehendste Auskunft; seine gewohnte Selbstbeherrschung hatte ihn seine Ruhe und Liebenswürdigkeit wieder finden lassen; er zeigte sich verbindlich lächelnd und völlig sorglos über das Schicksal Peters und vermochte durch seine Haltung die dunkelen Wolken zum Theil zu verscheuchen, die bis zu seinem Eintreffen über der Gesellschaft geschwebt hatten; es sei ein Mißverständniß, versicherte er, und nichts weiter; der Verhaftung würde die Aufklärung und Freilassung auf dem Fuße folgen; bedauerlich bleibe allein, daß sein lieber Freund, Fürst Peter Michailowitsch, dem heutigen Abend beizuwohnen verhindert sei. Er nahm an der Seite Anna Michailowna's, die sinnend und glücklich vor sich hinblickte, die Glückwünsche zu seiner Verlobung entgegen und hatte für Jeden eine treffende, verbindliche Antwort auf der Zunge. So verlief denn der Abend noch recht leidlich. Dennoch lastete ein unsichtbarer, unerklärlicher

Druck auf Aller Gemüthern. Die Fürstin Sophja Nikolajewna, die sich von Herzen des Glückes ihrer Tochter freute, konnte die Enttäuschung über die Abwesenheit ihres Sohnes und die Sorge um ihn trotz aller Anstrengungen nicht bemeistern und war zerstreut und unruhig. Die Fürstin Natalja Borissowna, die in der rücksichtslosen Behandlung ihres Enkels geradezu eine ihr persönlich angethane Beschimpfung erblickte, unterdrückte nur mit Mühe ihren Unwillen und schien nicht übel Lust zu haben, noch in der Nacht zum Kaiser nach Gatschino zu fahren und sich bei ihm persönlich zu beklagen. Eine rechte Fröhlichkeit und Feststimmung wollte, obgleich Leikin's Bemühungen von einigen Gästen reichlich unterstützt wurden, nicht aufkommen. Es lag gleichsam eine Ahnung kommenden Unheils in der Luft, und auch die Lautesten und Vergnügtesten vermochten nicht, sich ihr ganz zu entziehen. Man brach früher auf, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre; die Familie blieb noch einige Zeit im Kaminzimmer versammelt, aber auch sie trennte sich bald, nachdem Leikin den Damen nochmals versprochen hatte, sofort alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Peter's Befreiung zu erwirken. Er verabschiedete sich zärtlich von seiner Braut und dankte ihr mit einem stolzen Aufleuchten der Augen für die Tapferkeit und Ruhe, die sie sich den ganzen Abend hindurch bewahrt habe. Anna Michailowna war überglücklich über diese Anerkennung, als jedoch die hohe Gestalt Leikin's im Vestibül ihren Augen entschwand, bemächtigte sich auch ihrer ein unerklärliches Angstgefühl. Sie wollte nochmals seinen Namen rufen, aber er erstarb auf ihren Lippen. Und als sie sich dann in ihr Schlafgemach zurückzog, konnte sie den Gedanken nicht los werden, daß ein schwarzer Schatten auf ihr Glück gefallen sei. . . . .

Unterdessen lag der Gegenstand aller Befürchtungen

und Sorgen der fürstlichen Familie in bequemer Stellung auf einem alten, breiten, lederbezogenen Kanapee in dem ihm angewiesenen Zimmer der dritten Abtheilung und blies seelenvergnügt den Rauch einer Cigarette zur Zimmerdecke empor. Fürst Peter Michailowitsch war zu einem ganzen Manne herangereift. Ein kurzer Vollbart bedeckte das frische, heitere Gesicht; die Gestalt war kräftiger, stattlicher geworden; die ganze Erscheinung hatte an Männlichkeit und ruhigem Selbstbewußtsein gewonnen. Anfangs hatte er sich über seine Verhaftung außerordentlich geärgert und aus seinem Unmuthe kein Hehl gemacht. Dann aber hatte sein ruhiges Gewissen ihm das Gleichgewicht wiedergegeben. Er war dem Officier, der ihn verhaftet hatte, gleichmüthig gefolgt und hatte dem Generalprocureur, vor den man ihn geführt, und der ihm vorgehalten hatte, daß man ihn, den Fürsten, der Begünstigung des Nihilismus beschuldige, mit aller Offenheit erzählt, daß er allerdings vor einigen Jahren aus Gutmüthigkeit einem ihm übrigens völlig unbekannten Flüchtling den Durchgang durch sein Quartier gestattet und einmal in Begleitung des ihm im Allgemeinen fernstehenden, in der Folge als Staatsverbrecher erschossenen Lieutenants Suchanow in angeheitertem Zustande einen Ball besucht habe, an dem, wie er erst an Ort und Stelle erfahren, auch Nihilisten und Nihilistinnen theilgenommen hätten; um die umstürzlerische Bewegung habe er sich nie gekümmert; seine ganze Kenntniß derselben beschränkte sich auf das, was er in den Zeitungen gelesen; er habe nur seinen Studien gelebt und überdies bereits vor einem Jahre St. Petersburg verlassen, um sich in Kurland zum praktischen Landwirth auszubilden; zur Zeit sei er nur deshalb wieder in der Residenz, weil er sich zu Neujahr auf Wunsch seiner Großmutter bei Hofe vorstellen lassen wolle; was seine Anschauungen anbeträfe, so habe er

nie Politik getrieben, er sei ein guter Russe, liebe seinen Zaren und sein Volk und verabscheue aus ganzer Seele die Revolution; wenn er nicht ganz correct gehandelt habe, so bäte er, dies seiner damaligen Jugend und Unüberlegtheit zu Gute halten zu wollen; eines Vergehens sei er sich nicht bewußt. . . . .

Während dieser seiner Aussagen hatte der bis zum Scheitel zugeknöpfte, vornehm näselnde und vor bureaukratischem Hochmuth platzende Generalprocureur zwar wiederholt bedenklich das Haupt geschüttelt, aber diese verdächtige Haltung des Gewaltigen hatte Peter's guten Muth nicht zu beugen vermocht. Wenn das, was er, seinem guten Herzen ohne vieles Bedenken folgend oder vom Zufall geführt, gethan hatte, als Vergehen oder gar Verbrechen gebrandmarkt werden sollte, wer in der Welt war dann noch frei von Schuld?! Nein, er ließ sich durch die zur Schau getragene Ungläubigkeit und das Kopfschütteln des Generalprocureurs nicht beirren; er folgte vielmehr ruhig und heiter dem Officier in sein Gefängniß und bestellte sich, als man ihn nach seinen Wünschen fragte, ein reichliches Abendbrot. Man behandelte ihn mit ausgesuchtester Artigkeit und dies erhöhte noch seine behagliche Stimmung. Und als er sich nun auf das Kanapee ausstreckte und den Ringen seiner Cigarette mit den Augen folgte, da bemächtigte sich seiner eine ungetheilte Lustigkeit. So ein kleines Abenteuer war doch ganz nett! Der getreueste aller Unterthanen als blutgieriger Revolutionär verdächtigt und im Gefängniß — das war doch unendlich komisch! Fürst Peter lächelte. Gregorij Petrowitsch würde morgen schon alles aufklären: er hatte ja das Ohr des Zaren! Und dann, was würde Flena Arssenjewna sagen? Ihr Wunsch, daß er, der ja nun doch ihr Gatte werden mußte, ob sie sich auch weiter sträuben sollte, oder nicht, — ihr Wunsch, daß er in den Mund aller Leute kommen möge und zwar wegen

einer guten That, war ja jetzt erfüllt. Denn war seine Handlungsweise nicht, menschlich betrachtet, ein gutes Werk gewesen? War er nicht ein Märtyrer, den man seiner Anschauungen wegen verhaftet und eingekerkert hatte? Freilich, der Kerker war so weit ganz gemüthlich, auch war es mit dem Märtyrerthum nur so so, aber das brauchte Flenuschka ja nicht zu wissen! Er hatte getreulich alle ihre Forderungen erfüllt und war ein tüchtiger, für den ihm vom Schicksal zugetheilten Wirkungskreis sorgfältig vorbereiteter Mann geworden — durch eigene Kraft. Und nun kam der blinde Zufall und setzte ihm noch eine zwar wenig schmerzhafte, aber doch vollwichtige Dornenkrone auf's Haupt. Das war mehr, als er erwartet hatte. Andererseits aber hatte er Flena Arssenjewna mit beispielloser Energie gezeigt, daß er nicht mit sich spielen lasse; daß er ihrer Liebe werth sei und verlangen dürfe, von ihr geachtet und als selbstständiger Mann, als ihr Herr und Gebieter anerkannt zu werden. Nun fehlte nur noch eins: Flena mußte kommen und ihn bitten, zurückzukehren; das hatte er als seine Forderung beschworen; wenn sie ihn liebe, so würde sie sich jetzt vor seinem Willen beugen! Ja, gewiß, sie würde kommen — — das liebe herzige Kind — — sein Alles. . . . .

Die ausgebrannte Cigarrette entfiel seiner Hand, das Haupt vergrub sich tief in die weiche Lederrolle des Kanapees; die Augen fielen zu, ein freundliches Lächeln umgaukelte seine Lippen, — und bald zeigten tiefe, regelmäßige Athemzüge an, daß Fürst Peter Michailowitsch, wie er ging und stand, friedlich im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit eingeschlummert war.

XIII.

Es schneite. Unermüdlich, ohne Aufhören wirbelten große weiße Flocken vom Himmel herab und thürmten auf den Dächern, in den Höfen und Straßen, auf den Plätzen und Brücken und auf dem festen Eise der Newa und der Kanäle eine weiße Schneeschicht auf die andere. Die Luft war so dick, so schneeerfüllt, daß das Athmen schwer ward; das Auge sah nichts weiter, als ein gewaltiges weißes Gewoge, in welchem Himmel und Erde eins geworden schienen; schier unerschöpflich sandten die dunkelen Wolkenschleusen immer neue und neue Schneemassen herab, um die Newaresidenz mit Allem, was in ihr lebte und athmete, unter einer dichten, von Stunde zu Stunde höher emporwachsenden weißen Decke zu ersticken.

An dem Fenster seines Arbeitszimmers stand Gregorij Petrowitsch Leikin und schaute unmuthig in das Schneetreiben hinaus. „Wenn das so fortgeht," dachte er, „so ist St. Petersburg auf Tage hinaus völlig eingeschneit." Er starrte auf die dünne Schneewand, die sich vom Fenstergesimse aus aufzubauen begann und in Wellenlinien langsam längs den Scheiben hin emporkroch.

Das halbe Fenster war bereits verhüllt: wie lange

würde es dauern, so war überhaupt nichts mehr zu sehen?! Und das war gut so, das war ihm gerade recht! Denn es lohnte sich, bei Gott, kaum mehr, diese elende, jämmerliche Welt zu sehen, in der Alles nur Lug und Trug, alles nur Schein war; in der Wahrheit und Freiheit unterdrückt wurden und Hinterlist, Selbstsucht, rohe Gewalt triumphirten. Wahrhaftig, es war zu verwundern, daß der Schnee, der diesen Pfuhl von Schmutz und Gemeinheit zuzudecken strebte, nicht schwarz und stinkend ward von der Berührung mit der ekelhaften Erde; daß er die Farbe der Unschuld beibehielt und nicht einmal roth darüber wurde, was er in seine weichen Arme nahm und verhüllte! . . . . Leikin lachte höhnisch auf. Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen und trat vom Fenster zurück in's Zimmer. Was fiel ihm denn ein? Was waren das für Gedanken, die sich das rebellische Gehirn erlaubte? So hatte vielleicht ein anderer Leikin vor Jahren denken dürfen, ein junger Gardelieutenant, in dessen Seele noch das Feuer unverdorbener Jugend glühte und der Ehrgeiz unverstanden schlummerte, nicht aber er, der Obristlieutenant Gregorij Petrowitsch Leikin, der Günstling des Zaren, der Nihilistentödter, die Säule der Polizeiwillkür, der Mann der russischen Zukunft, wie sie sich in den Köpfen der Gewalthaber malte!

War er kindisch geworden, daß er an sentimentalen Anfällen litt? War er denn besser oder anders, als die Anderen, die bis zu den Knieen im Koth des Alltagslebens wateten? Hatte er sich nicht selbst mit ihnen verbündet? War er nicht der Ihrige geworden mit Leib und Seele; freilich nicht, um gleich ihnen im Schmutze zu versinken und im Egoismus zu ersticken, sondern um sie zu beherrschen und seinem Ehrgeize dienstbar zu machen, aber doch der Ihrige in seinen Zwecken und Zielen, in seinen Mitteln und Plänen?

Was hatte er für ein Recht, sie zu verachten? Sein Gott war der Egoismus, die Dummheit und die Gemeinheit der Menschen aber waren der Stoff, aus dem er seinem Götzen den Altar baute, — war es da nicht ein Wüthen gegen sich selbst, wenn er die Welt, wie sie nun einmal war, lästerte? Fiel nicht seine ganze Größe in nichts zusammen, sobald ihm das Piedestal fehlte, das er soeben geschmäht und verflucht hatte? Danken, auf den Knieen danken sollte er dem Schicksal, das die Erde mit moralischen und geistigen Krüppeln bevölkert hatte! Jeden Lump, jeden Schurken sollte er Bruder heißen! Denn allein deshalb, weil Lumpe und Schufte die Mehrheit bildeten, war es ihm vergönnt worden, sich über sie zum Herrn emporzuschwingen; nur deshalb regte sich in ihm kein Gewissen, wenn er die Fäden der Intrigue spann und kalten Blutes den beseitigte, der ihm im Wege stand! .... Ein häßliches Lächeln verzerrte Leikin's Züge und er wiederholte halblaut: „Was fällt dem Schädel ein, so aufsäßige Gedanken zu beherbergen? Es scheint, daß mir der Aerger in's Gehirn gestiegen ist!“ — Er warf sich in den Lehnsessel vor dem Schreibtische und begann in den Papieren zu kramen, die auf demselben in krausem Durcheinander lagen. Aber die Gedanken ließen sich nicht tödten. Sie waren stärker als sein Wille! Und hatte er nicht Grund genug, ärgerlich, ja wüthend zu sein. Er hatte der Familie seiner Braut sein Wort verpfändet, den Fürsten Peter Michailowitsch sofort zu befreien, und nun waren vier Wochen vergangen, der Fürst aber saß noch immer in Untersuchungshaft. War sein Einfluß noch der alte? Er begann fast daran zu zweifeln; jedenfalls stieß er auf eine heimliche Gegnerschaft, die er nicht zu treffen vermochte, weil er nicht wußte, von wem sie ausging. Der Generalprocureur hatte sich jegliche Einmischung seitens der geheimen Polizei verbeten; er hatte erklärt,

er habe Material genug, um die Festhaltung des Fürsten Ö. Allerhöchsten Ortes zu rechtfertigen. Der Kaiser aber hatte Leikin's Gesuch um eine Audienz, das dieser bereits vor drei Wochen nach Gatschino gerichtet hatte, noch immer nicht beantwortet. Er empfand dies um so bitterer, als man ihn sonst nicht so lange warten zu lassen pflegte. Einen großen Theil der Schuld an dem bisherigen Fehlschlagen seiner Bemühungen trug freilich Fürst Peter Michailowitsch selbst. Leikin war wüthend über die Unvorsichtigkeit, über die kindische Offenheit, mit der Peter seine Aussagen gemacht hatte: hätte er geschwiegen und alles abgeleugnet, so wäre der Zwischenfall sicherlich längst zur Zufriedenheit Aller erledigt worden. Und dann, wie leicht wäre der fatale Umstand, daß man bei einer Haussuchung in Peter's Quartier ein kleines zusammengerolltes Kärtchen mit der ominösen Inschrift „Land und Freiheit" in der Hosentasche seiner längst abgelegten Husarenuniform gefunden hatte, zu vermeiden gewesen? Peter hatte zwar ausgesagt, daß er das Kärtchen auf der Straße gefunden und arglos in die Tasche gesteckt habe, aber wer glaubte ihm bei dem herrschenden Mißtrauen diese harmlose Erklärung? Peter war sicherlich unschuldig wie ein neugeborenes Kind, aber wie ein solches hatte er selbst Indicien gegen sich aufgehäuft, die der böse Wille leicht zu einem Strick für ihn zusammendrehen konnte. Und dieser böse Wille war da, — das wußte Leikin besser als irgend ein Anderer: man hatte in der Uebereilung ein Glied der höchsten Gesellschaft verhaftet und wollte es nun um jeden Preis schuldig finden, schon um sich keine Blöße zu geben — selbst gegen die Ueberzeugung von seiner Schuldlosigkeit!! Das war niederträchtig, aber es war schon mehr als einmal dagewesen. Wenn er, Leikin, nur den Kaiser sprechen könnte! Er würde Alles schonungslos aufdecken, und der gerade Sinn des Monarchen würde

durch die intrigante Beflissenheit seiner Diener einen Strich machen. Gewiß, das würde der Kaiser thun, und dann war Alles wieder gut. Wenn doch der Befehl zur Audienz endlich käme! . . . . Leikin sprang auf und ging unruhig auf und nieder. Da war dann noch die unangenehme Geschichte mit Marja Antonowna, die ihn peinigte und ärgerte. Am Tage nach seiner Verlobung hatte er einen Brief von seiner Tante bekommen, in dem sie ihm mittheilte, daß Marja am Nachmittage des vorhergehenden Tages in sehr verstörtem Aussehen fortgegangen und weder in der Nacht, noch am anderen Morgen nach Hause gekommen wäre; sie, die Tante, sei hierüber äußerst bestürzt und bäte ihn, Nachforschungen anstellen zu lassen; sie fürchte, Marja sei ein Unfall zugestoßen. Er hatte sofort die Polizei in Bewegung gesetzt und Tags darauf Marja in einem Lazareth aufgefunden, wo sie mit leicht geschundenem Gesichte in heftigem Fieber liegend, in Pflege war. Man hatte sie ohnmächtig auf dem Newaquai auf Wassilij Ostrow angetroffen und dem Krankenhause für Obdachlose eingeliefert. Jetzt war sie zwar wieder hergestellt und zur Tante zurückgekehrt, aber sie hatte ihn, Leikin, bis zur Stunde nicht empfangen, und er hatte von seiner Tante erfahren, daß sie sich wie eine Gemüthskranke gebärde und bald still vor sich hinbrüte, bald aufschreie und jammere und klage, daß es herzzerreißend klinge. Das hatte er nun für seine Gutmüthigkeit, mit der er für die Jugendfreundin gesorgt! Nichts als Aerger und Ungelegenheiten, wohin er auch blickte! . . . . . .

Iwan trat in's Zimmer und meldete, als Leikin in seinem Wandern innehielt und ihn fragend ansah, daß ein Unterofficier von der Gensdarmerie ihn zu sprechen wünsche.

„Führe ihn herein!“ befahl Leikin.

Der Unterofficier erschien und überreichte Leikin

einen Brief. „Arbeiter, welche das Denkmal des Zaren Peter im Alexander-Garten vom Schnee reinigten," berichtete er, „haben diesen Brief unter dem linken Fuße des Eisenrosses gefunden und in der Kanzelei der Gensdarmerie abgegeben. Da er keine verständliche Adresse trägt, hielt ich es für geboten, ihn Ew. Hoch-wohlgeboren zu überbringen."

Leikin warf einen Blick auf den Brief und las statt der Adresse die Aufschrift „An Ihn." Das Blut gerann ihm in den Adern, aber er beherrschte die aufsteigende Erregung. „Es ist gut," sagte er, „Du kannst gehen!"

Als der Unterofficier sich entfernt hatte, riß Leikin das Couvert auf. „Eine Botschaft des Executiv-Comité's," murmelte er. „Seit Jahr und Tag die erste! Ein Gruß aus der Vergangenheit! Was mag er bringen?" — Er entfaltete den Briefbogen und las: „An Ihn! Wir erinnern uns Deines Schwures, Dich uns zu stellen, wenn wir eine Aufklärung von Dir zu fordern hätten. Wir laden Dich deshalb, im Begriff, neue Unternehmungen vorzubereiten, ein, heute binnen vier Wochen, also am 16. December, Abends 9 Uhr in der Alten Stallhofstraße, Nr. 46, Quartier 10, zu erscheinen, um die alten Verbindungen mit uns wieder anzuknüpfen und Dich wegen Deines langen Stillschweigens zu rechtfertigen. Das Executiv-Comité der Partei des Volkswillens."

Leikin ließ die Hand mit der Adresse sinken. Er war kaum im Stande, seine Erregung zu bemeistern. War das eine Falle? Schwerlich, — sonst hätte man den Brief auf anderem Wege ihm in die Hände gespielt. Die Umstürzler wußten sicherlich auch heute noch nicht, wer er war, sonst hätte das Executiv-Comité sich nicht so harmlos in seine Hände gegeben. Was hinderte ihn, dasselbe an dem angegebenen Orte mit bewaffneter Macht aufzuheben? Nein, nichts sprach

dafür, daß man ihm eine Falle legen wolle. Im Gegentheil, das Comité hatte die Tradition seiner Begründer bewahrt; die Partei hatte sich gesammelt und gestärkt, und es war nichts natürlicher, als daß ihre Leiter nun auch bestrebt waren, die durch die Verhältnisse abgebrochenen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Das war klar. Sollte er hingehen? Sollte er die Umstürzler vernichten? Oder sollte er sich mit ihnen, wie früher, verständigen und die Fäden wieder ergreifen, die seinen Händen entschlüpft waren? . . . . . Leikin begann wieder im Gemache auf und ab zu schreiten. War diese Aufforderung der Nihilisten nicht ein Wink des Schicksals?! Heute war der 16. December, und am letzten Tage, an dem der Brief für ihn überhaupt noch einen Wert haben konnte, spielte der Zufall ihn in seine Hände! Sollte er ein Narr sein und unbenutzt lassen, was ihm ohne sein Zuthun in den Schooß fiel? Hatten nicht gerade die letzten Wochen gelehrt, wie dringend sein Ansehen bei der Regierung einer Auffrischung bedürfte? Fürwahr, es war Zeit, seinen heimlichen und offenen Gegnern bei Hofe zu zeigen, daß er immer noch allein der Mann wäre, von dem ihre Sicherheit und das Fortbestehen der Ordnung im Staate abhing! Das alte Spiel zu beginnen und sich ernsthaft der socialrevolutionären Bewegung zu nähern, daran dachte er keinen Augenblick. Das war für ihn ein für allemal abgethan. Aber was durfte ihn davon abhalten, persönlich die Männer kennen zu lernen, die jetzt an der Spitze des unterirdischen Rußland standen? Was konnte ihn hindern, auf's neue in die Geheimnisse der Partei einzudringen, ihre Pläne zu erfahren, ihre Vorbereitungen für neue verbrecherische Unternehmungen zu beobachten und dann, im entscheidenden Augenblicke, die ganze Bande bis auf den letzten Mann in seine Gewalt zu bringen? Was konnte ihm gelegener kommen, als dieser An-

näherungsversuch der Nihilisten? Wahrlich, er wäre ein Thor, wenn er ihn unberücksichtigt ließ! So konnte er nochmals als Retter der Gesellschaft, des Staates auftreten und die Stellung, die er bisher errungen, endgiltig befestigen. Ja, er wollte in jedem Falle hingehen . . . . . Leikin hob den Kopf entschlossen empor; seine Augen blitzten kühn, und unbeugsame Energie sprach aus jeder Miene, aus jeder Muskel. Jetzt war er wieder der Alte. Das Abenteuer reizte ihn, der Erfolg lockte ihn, und er war nicht der Mann, an ein Mißglücken seines Unternehmens zu denken. Und was konnte ihm schließlich geschehen? Stellte er nicht seinen Mann? Nahm er es nicht mit zehn Anderen auf? Furcht kannte er nicht, und sein Muth, seine Kaltblütigkeit und seine Kraft hatten ihn schon ganz anderen Gefahren die Spitze bieten lassen, als eine Zusammenkunft mit einigen Nihilisten, auch wenn sie bis an die Zähne bewaffnet waren und sein Leben bedrohten, in sich bergen konnte. Pah — was konnte dies Gesindel ihm im Ernstfalle anhaben? Er streckte seine gewaltige Gestalt und prüfte die Stärke seiner Sehnen. Sie sollten nur versuchen, ihm feindlich zu begegnen; er hatte die Macht seiner Persönlichkeit zu häufig erprobt, als daß er irgend etwas zu fürchten hätte! Für alle Fälle konnte er sich ja überdies versehen. Er konnte sich bewaffnen und einen tüchtigen, entschlossenen Mann mitnehmen. Wer konnte ihn hindern, in Begleitung zu kommen? Ja, das war ein guter Einfall! . . . . .

Gregorij Petrowitsch trat an den Schreibtisch und drückte auf den Knopf einer electrischen Klingel. Iwan erschien, und Leikin trug ihm auf, den Lieutenant Ssudowski von der Gensdarmerie schleunigst zu ersuchen, sich heute Abend, etwa um 8 Uhr, in seiner, Leikin's, Wohnung einfinden zu wollen, es gelte ein wichtiges Unternehmen; dann solle er, Iwan, die alten Civilkleider, den Havelock, den langen falschen Bart, den

Schlapphut und die Filzstiefel bereit legen und dem Lieutenant Sudowski einen gleichen Anzug besorgen.

Iwan blickte bestürzt zu seinem Herrn auf und zögerte. Ihm ward es sonderbar angstvoll zu Muthe, und er wagte, zum ersten Mal in seinem Leben, einen leisen Widerspruch: „Sie werden doch nicht, Gregorij Petrowitsch?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Ich hatte gehofft, daß jetzt — nach der Verlobung —“

„Sei ruhig, Alter,“ unterbrach ihn Leikin und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Es soll das letzte Mal sein!“

Iwan zauderte, schüttelte wiederholt den Kopf und ging endlich seufzend und trübseligen Herzens hinaus, um die Befehle seines Herrn auszuführen. Leikin aber machte rasch Toilette und fuhr in die Furstattskaja, um bei der Fürstin Natalja Borissowna das Diner einzunehmen .....

Es war später Nachmittag geworden, aber noch immer rieselten die Flocken mit ungeschwächter Beständigkeit auf St. Petersburg herab. Die Pferde bahnten sich mühsam einen Weg durch die Schneemassen, und Gregorij Petrowitsch war über und über mit einer zolldicken Schneeschicht bedeckt, als der Schlitten endlich vor dem Palais in der Furstattskaja hielt. Er befahl dem Kutscher, ihn um halb acht Uhr abzuholen und eilte dann, den weißen Winterpelz, in den ihn die Natur eingehüllt, abschüttelnd, in's Haus. Hier traf er alles in ungewöhnlicher Bewegung. Flena Arssenjewna war plötzlich ohne alle vorherige Ankündigung aus Deulino eingetroffen; Diener eilten geschäftig hin und her, um das Gepäck Flena's hinaufzuschaffen und ihr Zimmer herzurichten; sie selbst aber saß bereits im Salon und gab, als Leikin eintrat, mit ruhiger Sicherheit Aufschluß über ihre Erlebnisse auf dem Lande und den Zweck ihrer unerwarteten Reise.

„Nicht wahr, Gregorij Petrowitsch,“ sagte sie nach

kurzer herzlicher Begrüßung, „Sie bringen auch heute keine beruhigenden Nachrichten über den Verlauf der Untersuchung gegen Peter?“

„Ich muß Ihre Frage leider bejahen,“ erwiderte Leikin mißmuthig. „Es ist ein Skandal, aber ich habe bis heute noch nichts ausrichten können.“

„Ich möchte Sie bitten,“ fuhr Flena mit großer Bestimmtheit fort, „weiter keine Schritte in dieser Angelegenheit zu thun. Ich will die Sache in die Hand nehmen und bin gewiß, daß ich sie zu einem guten Ende führe.“

Alle blickten erstaunt zu Flena auf. „Du, Flenuschka? Was kannst Du thun!“ rief die Fürstin Natalja Borissowna seufzend, und die Fürstin Sonja schüttelte kummervoll das Haupt.

„Das kann ich Euch heute noch nicht sagen, aber Ihr könnt mir vertrauen. Ich weiß, was ich will, und bin gewohnt, durchzusetzen, was ich mir vorgenommen habe! Sie allein können mir helfen, Großmama. Bitte suchen Sie für mich um eine Audienz beim Kaiser nach.“ Sie sagte es ruhig, und ihr Gesicht zeigte ebensoviel Energie wie freundliche Gewißheit.

Während die Fürstin Natalja Borissowna Flena die Erfüllung ihrer Bitte zusicherte, betrachtete Leikin sie prüfend. War das noch das kleine, unbedeutende Mädchen, dem er in Deulino kaum einen Blick geschenkt. Flena schien gewachsen; ihre Gestalt war voller geworden; die langen Zöpfe hingen nicht mehr frei auf den Rücken herab, sondern wanden sich in schweren Flechten um das Köpfchen; die Züge trugen Ernst und Sicherheit zur Schau; das sonnige Lächeln war aus den Grübchen der Wangen und den Mundwinkeln verschwunden, und nur das Näschen guckte keck und übermüthig wie früher in die Welt hinaus. Die ganze Erscheinung zeigte so viel weibliche Anmuth und Würde, daß sie unwillkürlich zur Achtung herausforderte.

Man ging zu Tisch und das Gespräch drehte sich, wie nur zu natürlich war, um Peter und die Aussichten, die eine Intervention beim Kaiser zu seinen Gunsten haben könnte. Aber so viel Zweifel auch laut wurden, Flena Arssenjewna ließ sich nicht einschüchtern. Sie blieb dabei, daß sie Erfolg haben werde, und verschwieg hartnäckig, was sie dem Kaiser sagen wollte.

Nach der Tafel zogen sich alle zu einer kurzen Siesta zurück, und Leikin blieb mit Anna Michailowna allein im Salon.

„Ich glaube, Gregorij," sagte Anna, „daß Flenuschka Peter liebt. Sie hat es mir nie gestanden, aber ihr Herkommen beweist, daß sie mehr als gewöhnliches Interesse an meinem armen Bruder nimmt."

„Da werden wir ja bald noch ein glückliches Paar haben," versetzte Leikin lächelnd und küßte Anna die Hand. „Ich weiß, daß auch Peter Flena liebt."

„Gott gebe, daß alles gut abläuft," seufzte Anna. „Mir ist heut' so traurig zu Muth, daß ich weinen möchte. Ich bitte Dich, Gregorij, bleibe heute bei mir. Ich möchte Dich nicht missen."

Ueber Leikin's Antlitz flog ein Schatten. „Ich kann Deinen Wunsch leider nicht erfüllen. Ich habe heute Abend noch ein wichtiges dienstliches Unternehmen vor, das ich nicht aufschieben kann."

„Du begiebst Dich doch nicht in Gefahr?" fragte Anna und sah angstvoll zu ihm empor. „Ich wäre unsäglich unglücklich, wenn Dir etwas zustoßen würde." Sie schmiegte sich an ihn und schlang die Arme um seinen Hals.

„Beruhige Dich, mein Herz," erwiderte Leikin zärtlich. „Noch glänzt mein Stern am Zenith, und ich denke gar nicht daran, ihn muthwillig zu verdunkeln. Aber ich bin der Sklave meiner Stellung. Wer auf Vorposten steht, muß der feindlichen Kugel gewärtig sein. Mit mir aber ist das Glück!"

„Und meine Liebe behütet Dich! Sieh, Gregorij, ich habe manchmal gedacht, es wäre vielleicht schöner, herrlicher für uns beide, wenn wir uns flüchteten — in einen weltfernen Winkel — um nur uns und unserer Liebe zu leben. Aber dann habe ich diesen Gedanken wieder weit von mir gewiesen. Ich fühle es, daß Du nur da am Platze bist, wo es ein Wagen, ein Kämpfen giebt. Und ich bin gerade deshalb stolz auf Dich. Ein Adler, der die Flügel hängen lassen muß, ist nicht mehr der König der Lüfte. Ich aber liebe in Dir den Adler, der aufwärts steigt, und fühle die Kraft in mir, den Flug an Deiner Seite zu wagen. Bin ich erst Dein Weib, so mußt Du mich mit Dir nehmen, wohin es auch sei!"

„Und wenn ich falle, was dann?"

„Dann weiß ich, daß es in kühnem Ringen um den Sieg geschehen. Ich würde Dir den bleichen Mund küssen und Dir folgen. Unsere Körper mögen sie begraben, unsere Seelen aber würden gemeinsam weiterfliegen — dem Lichte zu." Sie blickte wie verzückt in seine funkelnden Augen. Dann überlief sie ein eisiger Schauer und sie barg das Antlitz an seiner Brust: „Welch thörichtes Gespräch!" flüsterte sie leise.

„Thöricht und beglückend! Bewahre nur Deinen Stolz und mir Deine Liebe!" Er küßte ihr feurig den Scheitel und erhob sich langsam. „Ich gehe, mir das Generalspatent zu holen." Ein siegesgewisses, triumphirendes Lächeln flog über sein Gesicht.

„Geh, Gregorij," sagte sie innig, „aber komme wieder — noch heute, und sei es noch so spät. Mir ist so glücklich und so weh um's Herz. So muß Andromache gefühlt haben, als sie Hektor zum Kampfe gehen ließ. Ich werde keine Ruhe finden, wenn ich Dich nicht wieder sicher in der Wohnung weiß. Du siehst, ich frage nicht, wohin Du gehst, was Du vorhast: ich weiß, es kann nichts Kleines sein, wenn Du

mich trotz meiner Bitte verlässest. Aber ich will, ich muß Dich wiedersehen."

„Ich werde gegen 11 Uhr wiederkommen. Leb' wohl bis dahin!"

„Gott sei mit Dir!"

Er umarmte sie noch einmal lange und küßte sie zärtlich. Dann riß er sich los und verließ schnellen, elastischen Schrittes das Zimmer. Anna Michailowna sah ihm lange nach. Ihre schlanke Gestalt schien zu wachsen; auf ihren Wangen brannte Feuer, und ihre Augen loderten. Dann fühlte sie plötzlich einen Stich im Herzen. Eine geheimnißvolle Stimme raunte ihr zu: „er kommt nicht wieder; es ist das letzte Mal, daß Du ihn sahst!" Sie erbleichte und stürzte zur Thür: „Gregorij, gehe nicht, gehe nicht!" rief sie laut. Dann faßte sie sich und ließ die erhobenen Hände sinken: „Welch' dummes Bangen!" flüsterte sie. „Ich weiß nicht, was mir heute ist. Ich glaube, das Glück hat mich nervös gemacht." Sie ließ den Kopf auf die Brust hinabsinken und ging langsam in die inneren Gemächer zur Mutter . . . .

Leikin fand den Lieutnant Sudowski, einen schlanken Jüngling mit offenen, intelligenten Zügen, bereits in seiner Wohnung vor. Er verständigte ihn rasch, um was es sich handelte, nahm ihm das Versprechen strengsten Stillschweigens ab und ermahnte ihn, ja recht sorgfältig den Nihilisten zu spielen und es zu vermeiden, ihn, Leikin, beim Namen anzureden; er wollte mit dem Executiv-Comité noch eine zweite Zusammenkunft vereinbaren, um dann die ganze Gesellschaft mit allen ihren Anhängern zu vernichten. Sudowski war Feuer und Flamme; das Abenteuer reizte ihn und er versprach Leikin unbedingte Folgsamkeit. Sie kleideten sich mit Hilfe Iwan's rasch um und vermummten sich. Dann steckten sie ihre Revolver zu sich, und Leikin barg überdies noch einen mittelgroßen mit

Silber ausgelegten Dolch tscherkessischer Arbeit in der Brusttasche. „Ich denke, wir werden die Waffen nicht nöthig haben," sagte er dabei lächelnd, „wir wollen uns jedoch für alle Fälle vorsehen. Ich genieße ein gewisses Ansehen bei der Bande. So lange sie uns für Gesinnungsgenossen hält, sind wir sicher. Und wer sollte uns verrathen?"

Sie verließen das Haus, um einen Fuhrmann zu nehmen. Das Wetter war unverändert. Der Schnee lag fußhoch auf dem Bürgersteige, und die nächtlichen Wanderer versanken bis an die Kniee in die feuchtkalte Masse. Ein Schlitten aber war weit und breit nicht zu sehen. „Die verfluchten Iswoschtschiks haben es natürlich vorgezogen, hinter dem warmen Ofen zu sitzen, als dem Unwetter Stand zu halten," schimpfte Leikin. „Das ist eine schöne Geschichte! Zu Fuß kommen wir kaum vorwärts."

„Ich glaube, da hält einer," rief Ssudowski und steuerte auf die nächste Ecke los.

In der Nebenstraße hielt in der That ein alter, graubärtiger Iswoschtschik. Er selbst war eingeschlafen; sein Pferd ließ den Kopf und die Ohren hängen, und der herabfallende Schnee hatte Roß, Kutscher und Schlitten in einen unförmlichen weißen Hügel verwandelt. Nach einigem Fluchen und Schimpfen war der Kutscher munter gemacht und der Schlitten vom Schnee gesäubert. Die beiden Offiziere stiegen ein, und das Gefährt setzte sich langsam nach der Alten Stallhofstraße in Bewegung . . . . .

Etwa um dieselbe Zeit huschte Marja Antonowna, in einen dunkeln Mantel gehüllt, eine Kapuze tief über Kopf und Gesicht gezogen, über den Korridor ihrer Wohnung. Sie schlich vorsichtig längs der Wand dahin und gewann das Freie, ohne daß sie von Jemand bemerkt worden wäre. Hier athmete sie tief auf, hüllte sich fröstelnd fester in den Mantel und watete mit fast

übernatürlicher Kraft durch den Schnee vorwärts. Ihre Augen funkelten irre hinter der Kapuze hervor, und ihr Mund sprach unaufhörlich kurze Worte und Sätze: „Immer zu — immer zu — noch mehr Schnee — — die Welt braucht ein Leichentuch — sie will begraben sein — — alle müssen sterben, alle — nein, Grischa nicht — nicht Grischa! — — Ich will ihn warnen — wie damals — in Moskau — — er soll leben — der Verfluchte — ja leben — leben — — ich muß zu ihm!“ Sie stieß die letzten Worte laut, gellend hervor und strebte in fieberhafter Hast weiter. Sie erreichte den Newskij Prospekt, jetzt stand sie zitternd und nach Athem ringend an der Anitschkow-Brücke, sie rastete indeß nicht, sondern watete weiter die Fontanka entlang. Nun war sie vor Leikin's Wohnung gelangt. Sie zögerte einen Augenblick, dann riß sie an der Schelle, daß der Ton der Glocke durch den Flur tönte. Sie vernahm eilige Schritte, die Thür ward aufgeschlossen und der Portier erschien.

Hinter ihm zeigte sich Iwans sorgenvolles Gesicht. Marja schritt an dem Portier schweigend vorüber und trat auf Iwan zu, der vor ihrem Anblick entsetzt zurückwich. „Iwan,“ flüsterte sie geheimnißvoll, „ich weiß, Du liebst Deinen Herrn. Wir beide allein lieben Grischa — nicht wahr? Dann müssen wir ihn auch retten. Sie wollen ihn ermorden — die Nihilisten — und ich, ich habe ihn verrathen!“

Sie schlug beide Hände vor's Gesicht und fing leise an zu weinen. Ihre Gestalt schwankte und sie wäre gefallen, wenn Iwan sie nicht mit seinen Armen gestützt hätte. Der alte Diener blickte rathlos um sich. Eine furchtbare Angst hatte ihn erfaßt und er wechselte stumme, beredte Blicke mit dem Dwornik. Beide redeten auf Marja ein und suchten sie zu beruhigen. Sie ließ sie gewähren und wimmerte und lallte wie ein Kind vor

sich hin. Plötzlich hob sie den Kopf erschreckt in die Höhe und rief angstvoll: „Ist Grischa zu Hause?“

„Nein, Marja Antonowna, nein,“ erwiderte Iwan und eine schreckliche Ahnung sträubte seine grauen Haare empor. „Er ging fort — in der Verkleidung — in die Alte Stallhofstraße — o Gott, o Gott, weshalb ließ ich ihn gehen!“

Marja riß sich los und stürzte auf die Thür zu: „Er ist fort,“ schrie sie wild, „er ist zu ihnen — sie morden ihn, Iwan, sie morden ihn — Hilfe, Hilfe, Rettung!“ Sie taumelte hinaus und rannte fort durch den Schnee; ihre Hände fuchtelten wild in der Luft umher und ihr heiserer Ruf um Hilfe tönte unabläßig in den Schneewirbel hinaus.

Iwan, dem die Angst um Leikin die Besinnung wiedergegeben hatte, rief dem Dwornik zu, er solle sofort einige Gensdarmen mit einem Officier in die Alte Stallhofstraße schicken, und stürzte dann baarhäuptig und ohne Mantel Marja nach. Er erreichte sie bald, ergriff ihren Arm und eilte mit ihr, sich in rührenden Beruhigungen erschöpfend, eine namenlose Furcht im Herzen, weiter durch die Winternacht der Alten Stallhofstraße zu . . . .

Leikin und Sudowski waren inzwischen gleich nach 9 Uhr an dem Ziele ihrer Fahrt angelangt. Sie lohnten den Kutscher ab und gingen auf das Haus zu, in welches Leikin geladen war. Es war ein altes, weitläufiges, von seinen Bewohnern verlassenes Gebäude. Dasselbe schien zum Abbruch bestimmt zu sein, wenigstens deuteten leere Fensterhöhlen und Schutthaufen vor dem Hause und im Flur darauf hin. Die Thür war offen, und die beiden Officiere traten ein. „Hu, das sieht unheimlich aus hier,“ spottete Leikin. „Die wahre Räuberhöhle!“ Sie stiegen eine Treppe hinan und erreichten einen langen Corridor. Ganz hinten schien Licht aus einer Thürspalte zu schimmern. Die

beiden Männer schritten vorsichtig tastend den Corridor entlang. Etwa in der Mitte des Ganges blieb Leikin stehen. „Warten Sie," flüsterte er, „ich werde Feuer anmachen." Er entzündete eine winzige Wachskerze, die er statt Streichhölzer bei sich trug, und sie schritten bei dem schwachen, vom Zuge hin und her bewegten Lichtscheine weiter. Links und rechts waren Thüren, aber sie trugen keine Nummern mehr. Endlich, auf der letzten Thür, gewahrte Leikin eine große, mit Kreide gemalte römische Zehn. Da aus dieser Thür das Licht zu leuchten schien, verlöschte Leikin die Kerze und schlug mit starker Hand rasch nacheinander zweimal an das Holzgetäfel. Einen Augenblick blieb noch Alles still, dann nahten sich rasche, feste Schritte. Die Thür ward aufgestoßen, und ein breiter, untersetzter Mann mit kurzem röthlichen Barte und häßlichen lauernden Augen erschien in ihr. „Wer seid Ihr?" fragte er barsch.

„Genossen," erwiderte Leikin ruhig, „ich bin der, den Ihr aufgefordert habt, heute bei Euch zu erscheinen." Er entnahm seiner Brusttasche das Schreiben des Executiv-Comité's und überreichte es dem Manne.

„Ach," machte dieser, „der Chef! Du kommst nicht allein?"

„Ich bringe einen Bruder mit, der Euch willkommen sein wird."

„Tritt näher." Er ließ Leikin und Sudowski an sich vorübergehen und verschloß hinter ihnen sorgfältig die Thür. Das Zimmer war geräumig, Leikin gewahrte indeß mit Bestürzung, daß es keine Fenster hatte und daß auf der einen Seite eine offene Thür sich befand, hinter der das Dunkel gähnte. Links, gerade gegenüber der offenen Thür, stand an der Wand ein altes Sopha und ein rohgezimmerter Tisch, auf dem eine Petroleumlampe stand. Auf dem Sopha saßen zwei Männer, sehr verdächtig aussehende Gestalten, die

Leikin ebenso unbekannt waren, wie der erste, der ihnen die Thür geöffnet hatte. Am Tisch, mehr zur Mitte des Zimmers, standen einige Stühle. Im Zimmer lagen bunt durcheinander allerlei Maurergeräthschaften, darunter zahlreiche eiserne Brechstangen. Links in der Ecke war in der Wand eine zweite, kleine Thür. Leikin hatte die Situation mit einem Blicke überschaut. Nun trat er gelassen und würdevoll auf den Tisch zu.

„Ihr habt mich sprechen wollen, Genossen," sagte er. „Ich bin, getreu dem Schwure, den ich einst Anderen als Euch abgelegt habe, erschienen. Was habt Ihr mir zu sagen?" Er stützte sich leicht auf den Tisch, den Rücken der offenen Thür des Nebenzimmers zugekehrt, und sah den beiden Männern auf dem Sopha fest ins Gesicht, als wolle er sie mit seinen Augen durchbohren. Ssudowski ließ sich ungezwungen auf einen der Stühle nieder. Der Rothbärtige umging beide und blieb an der Seite des Tisches, in Leikin's Nähe stehen.

„Wir haben Dich," sagte der eine der Männer, eine stattliche Erscheinung, die offenbar nicht in den Arbeiterkittel paßte, den sie trug, mit scharfer, hochmüthig klingender Stimme: „Wir haben Dich, das ehemalige Oberhaupt der Partei des Volkswillens, heute vor das Executiv-Comité geladen, um Dich wieder an unsere Sache zu fesseln, wenn Du Deinen Gelöbnissen treu geblieben bist, oder Dich nach Gebühr zu strafen, wenn Du Deinen Schwur gebrochen und unsere Vorgänger verrathen hast. Es liegen schwere Anschuldigungen gegen Dich vor."

Leikin's Gestalt wuchs bei dieser drohenden Anrede und seine Augen schossen unter dem breiten Hutrande hervor Blitze. „Oho!" rief er mit tiefer, zorniger Stimme. „Wagt Ihr in diesem Tone mit mir zu sprechen, dem ein Tichomirow und Michailow blindlings gehorchten?! Wer seid Ihr, daß Ihr mir so zu

kommen wagt? Wer mich anklagen will, trete hervor: ich werde ihm Rede und Antwort stehen!“

„Seht doch, wie er sich aufspielt! Lege die Vermummung ab, wenn Du ein ehrlicher Kerl bist!“ schrie der Rothbart, aber ein verächtlicher, drohender Blick Leikins machte ihn verstummen.

Nun erhob sich der Nihilist, der zuerst gesprochen hatte, und reichte Leikin über den Tisch die Botschaft Andrei Sheljäbow's. Lies dies,“ sagte er rauh, „und erkläre uns, was Du auf Sheljäbow's Anklage zu antworten hast.“

Leikin überflog die letzten Worte Sheljäbow's. Keine Miene verrieth, was in ihm vorging. Er legte das Papier auf den Tisch und sagte gelassen: „Der gute Sheljäbow hat Gespenster gesehen. Ich habe kein Theil an dem Verhalten Leikin's!“

„Und doch bist Du es selbst!“ schrie der Rothbart, der sich Leikin unbemerkt genähert hatte, und riß ihm mit einem Rucke den falschen Bart ab.

Leikin erbleichte, aber er verlor seine Kaltblütigkeit nicht. „Nun wohl,“ sagte er entschlossen und schränkte die Arme über die Brust. „Ich bin Leikin. Was aber will das sagen? Ist es Euch unangenehm, mich zum Genossen zu haben? Ich habe der Sache des Volkswillens nach Kräften gedient und dann vielleicht am meisten, wenn ich scheinbar gegenüber der Partei feindlich handelte. Das brachte meine Stellung mit sich. Ich — —“

Der Rothbart unterbrach ihn: „Schweig, Verräther!“ brüllte er. „Wir haben Dein falsches Spiel durchschaut! Das Blut der von Dir Gemordeten komme über Dich!“ Und er machte Miene sich auf Leikin zu stürzen. Sudowski sprang auf und trat an Leikin's Seite. In demselben Augenblicke krachte aus der offenen Thür des Nebenzimmers ein Schuß und Leikin taumelte, in den Rücken getroffen, seitwärts. Mehrere Gestalten,

voran Degajew mit dem noch rauchenden Revolver in der Hand, stürzten aus dem Dunkel hervor und warfen sich auf die Oficiere. Leikin, obgleich schwer verwundet, behielt seine volle Geistesgegenwart. Er riß den Revolver hervor und drängte Sudowski zur Wand, in der sich die Thür zum Corridor befand. „Decken Sie sich den Rücken, Sudowski," rief er dabei laut und schoß den Rothbart, der ihm folgte, nieder. Schuß auf Schuß blitzte auf. Sudowski sank, in Brust, Schulter und Kopf gleichzeitig getroffen, bewußtlos zu Boden. Zwei der Mörder wälzten sich stöhnend auf der Erde, als aber Leikin, der bereits mehrere Kugeln im Leibe hatte, auf Degajew anlegte, zerschmetterte ein Schuß seine rechte Hand, und der Revolver entglitt seinen Fingern. Er bückte sich rasch und hob mit der Linken eine der schweren Brechstangen auf. Wie ein Rasender schlug er um sich und trieb die Angreifer auf einen Augenblick zurück. Ihre Revolver waren abgeschossen. Nun griffen auch sie zu den Brechstangen und warfen sich auf's Neue auf Leikin. Sie drängten ihn in die Ecke, in der sich die kleine Thür befand. Leikin führte einen furchtbaren Hieb gegen den ihm zunächststehenden Nihilisten und zerschmetterte ihm den Schädel, daß das Gehirn umherspritzte. Dann erspähte er einen Moment und versuchte die kleine Thür aufzureißen. Sie wich, aber er gewahrte zu seinem Schrecken, daß sie in ein Closet führte. In demselben Augenblicke traf ein Hieb sein Haupt; er taumelte, schlug noch einmal mit wüthender Kraft um sich; dann verlor er die Besinnung und stürzte kopfüber mit dem Oberkörper in's Closet. „Gieb ihm den Rest!" schrie eine heisere Stimme, und Degajew zerschmetterte mit einem wuchtigen Schlage seines Brecheisens den Hinterkopf Leikin's. Noch einmal zuckte der gewaltige Körper, dann streckten sich die Glieder aus. Leikin war todt.

Es trat eine unheimliche Stille im Zimmer ein,

in welchem soeben noch der Kampf getobt hatte. Dann rief Degajew finster: „Ihm ist recht geschehen!“ Er versetzte der Leiche einen Fußtritt und drängte dann zur Flucht. Drei der Mordbande waren todt, zwei schwer verwundet. Die Ueberlebenden rissen die Thür zum Corridor auf und begannen die Todten und Verwundeten hinauszuschaffen. Vom Corridor aus gewannen sie auf einer Hintertreppe den Hof, wo zwei große, mit je zwei Pferden bespannte Schneeschlitten hielten. Auf diese wurden die Leichen und die Verwundeten gebettet. Dann saßen die Mörder auf und jagten durch das offene Thor hinaus. . . . . Oben war die Lampe brennen geblieben; sie warf ihren trüben Schimmer über die mit Blut bespritzten Wände und über die schmutzigen Lachen, die sich auf der Diele gebildet hatten, und beleuchtete, im Zuge aufflackernd, die Leichen der beiden Officiere. . . . . .

Marja und Iwan hatten endlich die Alte Stallhofstraße erreicht uud irrten nun in der menschenleeren, stillen Gasse umher. Da war es Marja, als hörte sie den dumpfen Knall rasch auf einander folgender Schüsse. Sie blieb stehen und lauschte; ihre Hand grub sich krampfhaft in den Arm Iwan's und ihre irren Augen traten weit aus den Höhlen hervor. Aber es blieb Alles still. Der Schneefall zog den Schallwellen die engsten Grenzen und erstickte jeden Laut im Entstehen. Sie schritten keuchend weiter und kämpften mit fieberrothen Gesichtern und geschwollenen Muskeln gegen die Elemente an. Da fuhren plötzlich zwei Schlitten aus einem Thorwege auf die Straße hinaus, kamen auf sie zu und glitten geräuschlos an ihnen vorüber; auf den Schlitten saßen schwarze Gestalten; kein Zuruf ertönte, kein Hufschlag ward hörbar; wie eine Gespenstererscheinung, die gedankenschnell vorüberzog, verschwanden die Fuhrwerke im Schneetreiben. Marja hatte den Vorgang unter unaufhörlichen Schauern beobachtet,

und ihre Zähne schlugen klappernd und kreischend auf=einander. Jetzt brach sie in ein gellendes hysterisches Gelächter aus und schrie unter Schluchzen und Jammern: „Zu spät, Iwan! Das waren die Henker! Dort — da im Hause liegt er — mein Grischa — todt, blutig — mit Wunden bedeckt!“ Sie streckte die Arme empor und stürzte, den Oberkörper weit vorgebeugt und un=verständliche Schreie ausstoßend, auf das Haus zu, aus dessen Thorweg die unheimlichen Schlitten gekommen waren. In dem Momente lenkte aus der Nebenstraße ein Trupp berittener Gensdarmen in scharfem Galopp in die Alte Stallhofstraße ein und sprengte an die beiden Fußgänger heran. Der führende Officier pa=rirte sein Roß an Iwan's Seite und erfuhr von diesem in fliegender Hast, welche Besorgniß den alten Diener durch Nacht und Schneesturm hierhergetrieben habe. Jetzt hatte Marja die Hausthür erreicht. Mit der Hell=sicht und Sicherheit der Wahnsinnigen klomm sie die Treppe hinan und schritt durch den Corridor der Stelle zu, welche ein düsterer Lichtschein, der aus einer offenen Thür fiel, erhellte. Ein Theil der Gensdarmen war abgesessen und folgte ihr unter Führung des Officiers und Iwan's. Als die Gensdarmen in das Zimmer am Ende des Corridors eintraten, bot sich ihren schau=dernden Blicken ein grauenvoller Anblick dar. Marja hatte mit unnatürlicher Kraft den Körper Leikin's aus dem Closet hinausgezerrt und seinen Kopf in ihren Schoß gebettet. Sie war ganz stumm geworden, schaute mit irrem Lächeln in das todesstarre, offene, einst so kühn und adlergleich blickende Auge und streichelte sanft die eiskalten Wangen. Iwan brach bei diesem Anblicke stöhnend in die Knie und weinte wie ein Kind und schlug mit der Stirn auf den Fußboden und bekreuzte sich un=ablässig mit zitternder Hand. Der Officier trat tiefer=schüttert näher und fragte bebend, leise: „Ist er todt?“

Marja blickte scheu zu ihm auf. Dann nickte sie

und sagte tonlos: „Ja, er ist todt. Es mußte so kommen. Er hat den Ring der alten Tatjana verloren und einen falschen um den Hals gehängt. Alles war falsch an ihm — Alles!“ Sie schauderte zusammen, ließ das Haupt Leikin's auf die Diele sinken und erhob sich. Die Kapuze war ihr vom Kopf geglitten, und die Haare hingen wirr über die Stirn. Sie schritt unbekümmert um die Anwesenden, und von diesen, die sich an die Feststellung des Thatbestandes machten, unbeachtet, aus dem Zimmer in den Corridor, die Treppe hinab, hinaus auf die Straße. Hier ging sie noch eine Strecke weiter und bog in eine Nebenstraße ein. Dort hielt ein Gorodowoi Wache und stampfte unmuthig im tiefen Schnee auf und ab. Marja trat direct auf ihn zu. „Weißt Du auch, Brüderchen,“ redete sie den Polizisten an, „daß der Obrist Leikin soeben ermordet worden ist? Ja, ja, staune nur! Gregorij Petrowitsch ist todt, mausetodt! Ich habe es angestiftet und meine Freunde haben ihn umgebracht. Ich bin eine Nihilistin!“ Sie hatte es geheimnißvoll, flüsternd gesagt. Nun beugte sie sich vor und blickte dem Gorodowoi nickend und lächelnd in's Gesicht. — „Ja, ja,“ fuhr sie in demselben Tone fort, „staune nur, Brüderchen, ich bin eine Nihilistin, eine Mörderin!“

Dem Polizisten graute es. Er faßte Marja mit den starken Armen um den Leib und zog sie mit sich zur nächsten Polizeiwache hin. Sie folgte willenlos, widerstandslos und murmelte nur unausgesetzt weiter: „Er ist todt — — ich bin eine Nihilistin — eine Nihilistin!“ — Auf der Polizeiwache wurde constatirt, daß die eingelieferte Frauensperson, die sich für die Nihilistin Marja Antonowna Plewanko ausgab, völlig irrsinnig sei. Man setzte ein Protokoll auf, ließ einen festen Schlitten kommen und schaffte die Wahnsinnige noch in derselben Nacht unter Bedeckung hinaus in das Irrenhaus auf der siebenten Werst. . . .

Anna Michailowna saß im kleinen Salon ihrer Großmutter in der Fensternische und wartete auf Leikin. Sie war allein. Ihr Köpfchen ruhte sinnend in der auf die Seitenlehne des Sessels gestützten linken Hand, und ihre Augen blickten träumerisch in die Winternacht hinaus. Es war längst 11 Uhr vorüber, und er kam immer noch nicht; sie konnte die Unruhe, die sie den Abend über gequält hatte, nicht los werden; sie schreckte mehr als einmal aus ihren unklaren, Kopf und Seele beängstigenden Gedanken auf und blickte in banger Sehnsucht bald aus dem Fenster, bald auf die Thür. Da war es ihr, als habe es unten im Vestibül geschellt, als sei die Hausthür auf- und zugeschlagen, als wurde im Vorhaus halblaut gesprochen. Sie horchte auf und lauschte einige Minuten lang angestrengt. Kein Zweifel, man sprach unten. Sie sprang auf, betrat den Corridor und eilte auf die Treppe zu. Unten, am Fuße derselben, sah sie Iwan, Leikins Diener, bleich und zitternd, mit zerwühlten Haaren, in nasser beschmutzter Livree, unter Wehklagen auf den Portier einredend. Anna wußte sofort, was geschehen sei; ein leises Zittern durchflog ihre schlanke Gestalt und ihr Herz hörte auf zu schlagen. Dann überwand sie die Schwäche und flog die Treppe hinab. Als Iwan sie erblickte, erschrak er so, daß er in die Kniee zusammenbrach. Anna heftete ihre dunkelen Augen auf des greisen Dieners Antlitz und sagte, als wisse sie bereits Alles: „Es ist ein Unglück geschehen, Iwan, Gregorij Petrowitsch ist — —“

„Ist todt, Herrin!“

„Ist — todt!“ Ihre Stimme klang verschleiert, die langen Wimpern sanken über die unergründlichen Augen, beide Hände preßten sich fest auf die Stelle, wo sonst das Herz schlug. Sie stand wie eine Bildsäule. Dann lief ein Beben durch den Körper und sie rief hastig, leise: „Ich will zu ihm! Meinen Mantel, Sfergei!“

Der Portier, der zu gehorchen gewohnt war, hing Anna den Mantel über. Sie warf ein Tuch über den Kopf und befahl Iwan, sie zu führen.

„Bei dem Wetter, Prinzessin —“ wagte der Portier schüchtern zu bemerken. „Zu Fuß — —“

Anna warf ihm einen Blick zu, als verstände sie nicht, was er meine, und schritt ohne Entgegnung hinaus. Es hatte plötzlich aufgehört, zu schneien. Hier und da waren trotz der Mitternacht bereits Arbeiter thätig, den Schnee von den Bürgersteigen fortzuschaufeln. Anna schritt zuerst rasch und schweigend neben Iwan dahin. Dann fragte sie plötzlich: „Wo liegt dein Herr?“

„In seiner Wohnung. Wir haben ihn dort gebettet. Der Lieutenant Ssudowski, der noch Leben in sich zeigte, ist in das Hospital gebracht worden. Die Ärzte hoffen ihn zu retten. Mein armer guter Obrist aber ist todt — todt. Er hatte gegen zwanzig Revolverkugeln im Leibe. Die Schufte haben ihn hinterrücks verwundet und dann ermordet.“ Und dem alten Diener begannen wiederm die Thränen zu fließen, und er schilderte breit und ausführlich, wie das Gemach, in dem man Leikin aufgefunden, ausgesehen habe, und welch' verzweifelter Kampf stattgefunden haben mußte. „Er muß mindestens ein halbes Dutzend seiner Angreifer niedergeschlagen haben, bevor ihn die Uebermacht überwältigt hat.“

„Ja,“ murmelte Anna leise, „er war ein Held — mein Held!“

Sie erreichten das Haus in der Fontanka, und Anna Michailow ging direct in das Gemach, in welchem die Leiche Leikin's auf einem Sopha sanft gebettet war.

Als die Dame eintrat, grüßten die wachthabenden Gensdarmen sie ehrfurchtsvoll und zogen sich dann schweigend in die Nebenzimmer zurück. Anna bedeutete Iwan, sie allein zu lassen und trat auf Leikin zu. Da

lag er mit geschlossenen Augen und fest zusammengekniffenen Lippen, der noch vor wenigen Stunden voll Kraft und Leben vor ihr gestanden. Anna's Herz krampfte sich in wildem Weh zusammen, aber ihre Augen fanden keine Thränen. Sie beugte sich über ihn und küßte den bleichen Mund. Dabei hatte ihre Hand einen harten Gegenstand berührt, der in der Brusttasche des blutbefleckten Rockes steckte.. Sie griff mechanisch in die Tasche und zog einen schönen, silberbeschlagenen Dolch hervor. In ihren Augen blitzte es auf einmal auf. Sie richtete ihre Gestalt hoch auf und legte die Linke auf Leikin's Herz. „Ich versprach, dir zu folgen, Gregorij," sagte sie halblaut. „Du konntest nicht zu mir kommen, mein Adler, weil sie Dich feige ermordet, — wohl, ich komme zu Dir! Unsere Seelen gehören zusammen!" .... Sie faßte den Dolch fest mit der Rechten und stieß ihn sich ohne Besinnen in's Herz; aus ihren Augen strahlte es wie Sieg und Befreiung; dann brach der Glanz in ihnen und sie sank mit einem leisen Seufzer todt auf die Bahre des Geliebten nieder . . .

XIV.

In dem Audienzzimmer des Anitschkow-Palais, in welches der Kaiserliche Hof zu Neujahr aus Gatschino übergesiedelt war, standen bald nach der Jahreswende die Fürstin Natalja Borissowna T. und Flena Arssenjewna. Beide Damen waren in tiefe Trauer gekleidet, aber Flena allein sah blaß und bekümmert aus; die greise Fürstin dagegen trug sich aufrecht wie immer, und nur ein herber Zug um die Mundwinkel erzählte von dem herben Leid der letzten Wochen. Ja, es schien fast, als trete die Fürstin heute stolzer auf, als es ihrem gütigen, wahrhaft vornehmen Charakter entsprach: hatte es ihr doch Ueberwindung genug gekostet, da als Bittstellerin zu erscheinen, wo man ihr einst gehuldigt hatte! Aber was that sie nicht Alles für ihre so hart geprüfte Tochter Sonja? Es galt, ihr das nunmehr einzige Kind wiederzugeben, und da gab es keine Einwände, keine Bedenken . . .

Die Flügelthüren, die in das Kabinet des Kaisers führten, öffneten sich und General-Adjutant Graf Woronzow-Daschkow erschien. Er forderte die Fürstin und ihre Begleiterin durch eine artige Verbeugung auf, näher zu treten, und die beiden Damen standen einige Sekunden darauf vor Kaiser Alexander III., der die

Verneigungen derselben durch ein kurzes Kopfnicken erwiderte.

„Sie wünschen, mir ein Anliegen vorzutragen, Fürstin?“ fragte der Kaiser und machte Natalja Borissowna einige Schritte entgegen.

„In meinen Jahren, Majestät,“ erwiderte die Greisin ernst und blickte dem Selbstherrscher offen und streng in's Antlitz, „hat man keine eigenen Wünsche und Hoffnungen mehr. Mein Loos ist, zu begraben, was mir theuer war, und von der Güte Gottes zu erwarten, was mir das Leben versagt hat. Hier dieses Kind erhofft von der Gnade Ew. Majestät Nachsicht und Gerechtigkeit.“ Sie schlang den Arm um Flena's Nacken und zog sie sanft an sich.

Der Kaiser zog die Augenbrauen zusammen. „Wer ist dieses Kind?“ fragte er kühl.

„Meine Großnichte Flena Arssenjewna, die Tochter des Generals Arssenij Jakowlewitsch Wolkow, der vor Sewastopol im Dienste seines Zaren den Arm verlor.“

„Ich habe von dem General gehört, er war ein tapferer Soldat. Was wünschen Sie, mein Kind?“

Flena löste sich sanft aus dem Arme Natalja Borissowna's und trat furchtlos auf den Kaiser zu. Röthe und Bläße wechselten rasch auf ihren Wangen. Sie sank vor dem Kaiser nieder, streckte die Hände zu ihm bittend empor und sagte: „Ich bitte Ew. Majestät, mir meinen Bräutigam wiederzugeben. Er ist unschuldig, trotzdem man ihn eingekerkert hat. Der Schein spricht gegen ihn, aber er ist unschuldig, so war ich eine gute Christin bin!“

Der Kaiser ward ungeduldig. „Stehen Sie auf“ sagte er, „und sagen Sie mir vor Allem, wer Ihr Bräutigam ist?“

Flena erhob sich. Statt ihrer antwortete Natalja Borissowna: „Mein Enkel, der Fürst Peter Michailowitsch D.“

„Ah, der Fürst O., den man, als der Theilnahme an den Umtrieben der Revolutionäre dringend verdächtig, verhaftet hat? Er ist Ihr Großsohn, Fürstin? Seine Sache steht nicht gut. Es liegen sehr widersprechende Berichte über ihn vor. Gregorij Petrowitsch Leikin hat sich sehr eifrig für ihn verwandt, ich liebe es indeß nicht, in den Gang der Untersuchung einzugreifen."

„Gregorij Petrowitsch war sein Freund und der Bräutigam seiner Schwester", sagte Natalja Borissowna leise und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Nun diese beiden Lieben, die Freude meines Alters, fort sind, ist Peter Michailowitsch das einzige Wesen, auf dem die Hoffnungen unserer Familie ruhen. Ich bitte Ew. Majestät, dies in Betracht zu ziehen."

Der Kaiser blickte nachdenklich, aber nicht unfreundlich vor sich hin. Und jetzt nahm Flena allen ihren Muth zusammen und begann schüchtern: „Fürst Peter Michailowitsch ist unschuldig, Majestät. Ich wiederhole es. Wenn irgend Jemanden ein Vorwurf treffen kann, so bin ich es — ich ganz allein."

„Sie?" fragte der Kaiser ungläublich und lächelte.

„Ja, ich, Majestät. Peter war immer ein lieber guter Junge, aber er war sehr gedankenlos und ein wenig leichtsinnig. Da nahm ich mir vor, ihn zu curiren. Er machte mir einen Antrag, aber ich wies ihn ab und verlangte hart, daß er erst ein fertiger Mann werden und sich in der Leute Mund bringen solle, bevor er wieder Ansprüche auf meine Hand zu erheben wage. Er solle lernen und meinetwegen unter die Nihilisten gehen — so rief ich thörichtes Mädchen ihm zu. Und er hat dies allzu wörtlich genommen. Ich habe ihn von Hause fortgetrieben. Ich bin die Veranlassung, daß er den Dienst quittirte und die Universität bezog. Ich bin Schuld daran, daß er sich unvorsichtig in Abenteuer begeben hat, sodaß man ihn

jetzt schlechter Gesinnungen und Thaten beschuldigt, von denen seine Seele nichts weiß. Wenn schon Jemand Strafe verdient, so bin ich es, und ich flehe Ew. Majestät an, mich statt seiner einzusperren." Flena hatte ganz vergessen, wo sie war, und sprach so eifrig, daß sich ihr Antlitz röthete.

Den Kaiser belustigte ihre Naivetät ersichtlich. „Sie haben ihn wohl sehr gern, diesen Peter, mein Kind?" fragte er freundlich.

Flena erröthete über und über, dann erwiderte sie tapfer: „Ich liebe ihn von ganzer Seele. Eigentlich verdient er es gar nicht, der Trotzkopf. Er hat mir geschworen, nicht eher zu mir zurückzukehren, bis ich ihn auf den Knieen darum bitten werde. Und er hat diesen Schwur mit einem Eigensinn gehalten, der mir sehr bedenklich erscheint. Ich bitte Ew. Majestät, mir zu helfen. Wenn Sie mir jetzt seine Freiheit schenken, so hole ich ihn mir aus dem Gefängnisse, und dann habe ich es gewiß nicht mehr nöthig, um seine Liebe zu betteln. Dann gehört er mir und ich schwöre Ihnen, Majestät, daß er keine Dummheiten mehr machen wird."

Der Kaiser lachte hell und herzlich auf. Dann trat er auf die ob der Fröhlichkeit Sr. Majestät ganz verdutzt dastehende Flena zu und legte ihr die Hand auf das blonde Haupt. „Sie sollen ihn haben, mein Kind," sagte er leutselig. „Wenn Fürst Peter Michailowitsch nur halb so frisch und natürlich ist, wie Sie, Flena Arssenjewna, so kann er dem Staate nicht gefährlich sein. Und dann, ich bin es dem Andenken meines braven, treuen Leikin schuldig, daß ich seine letzte Bitte erfülle. Er hat sich voll und ganz für den Fürsten O. verbürgt und seine Verhaftung für einen Mißgriff erklärt. Ihr Bräutigam ist frei. Sie können ihn heute Nachmittag abholen, mein Kind."

Flena ergriff des Kaisers Hand und küßte sie dankbar. „Sehen Sie, Großmama," rief sie mit leuch-

tenden Augen, „ich habe es gleich gesagt: der Kaiser wird ihn mir schenken!“

Die Fürstin Natalja Borissowna war der Scene zwischen dem Kaiser und Flena unter Furcht und Hoffnung gefolgt. Jetzt trat auch sie näher und sagte warm: „Ew. Majestät haben mein altes Herz erfreut und einer trostlosen Mutter den einzigen Sohn zum zweiten Mal geschenkt. Ich danke Ew. Majestät aus vollem Herzen.“

Der Kaiser, der Flena seine Hand entzogen hatte, nickte zufrieden. Ein Schimmer inniger Freude erhellte sein ernstes Antlitz. Er trat ein wenig zurück und sagte heiter: „Ich hoffe, das Rechte getroffen zu haben. Es ist nicht mein Wille, daß brave Menschen wegen eines Fehltrittes zeitlebens unglücklich werden sollen. Die Fürsten O. haben der Krone und dem Reiche stets treu gedient: ich erwarte dies auch von Ihrem Enkel, Fürstin. Wenn die Zeit der Trauer vorüber ist, wünsche ich Sie und die Ihrigen wieder an meinem Hofe zu sehen. Der Fürst Peter Michailowitsch soll sich in diesen Tagen melden. Ich gedenke ihn zu empfangen und wieder vollständig zu rehabilitiren. Gott sei mit Ihnen!“

Der Kaiser neigte verabschiedend das Haupt und die beiden Damen verließen das Gemach. Im Audienzzimmer aber ergriff die Fürstin den Kopf Flena's mit beiden Händen, sah ihr zärtlich in die Augen und küßte sie auf die Stirn. „Erhalte Dir Dein kindliches Gemüth, Flenuschka,“ flüsterte sie bewegt. „Die Reinheit der Seele ist die einzige Macht, die niemals unterliegt!“ — — —

In dem Zimmer, das Fürst O. nun fast zwei Monate bewohnte, lag wenige Stunden darauf Flenuschka an Peter's Brust. Er hatte seine Arme fest um sie geschlungen und, die Sonnenstrahlen hellsten Glückes verschönten seine ernsten Züge.

„Ich wußte es, daß Du kommen würdest, Flenuschka!“ rief er glückselig. „Aber Du hast mich lange, lange warten lassen!“

„Und Du, Böser, hast es mir schwer genug gemacht, Dich mir zu holen. Hätte der gute Kaiser nicht noch rechtzeitig ein Einsehen gehabt, — wer weiß, was noch geschehen wäre! Wenn ich's recht bedenke, so hätten wir schon damals so glücklich sein können, wie wir es heute sind. Ich war doch recht dumm, daß ich damals nicht einsehen wollte, wie unvermeidlich es sei, daß Du einmal mein Gatte würdest!“ Und sie lächelte verschämt und barg das Köpfchen an seiner Brust.

Peter schüttelte den Kopf. „Sage das nicht, Flenuschka,“ erwiderte er ernst. „Auch die selbstverständlichsten Dinge wollen ihre Zeit haben, sich zu erfüllen. Und dann — die Schule, die ich in diesen Jahren durchgemacht habe, hat mich viel gelehrt. Ich weiß jetzt, daß das Glück des Einzelnen und mithin auch dasjenige der Gesammtheit sich nur auf ehrlicher, ernster Arbeit und Selbstzucht aufbauen könne. Jedes andere Streben, jeder Ehrgeiz ist nur ein Einsatz in die Lotterie des Lebens, auf den meist Nieten herausspringen. Unsere unvergeßliche Schwester, mein theurer Gregorij Petrowitsch — wie glücklich wären vielleicht auch sie geworden, wenn sie, minder kühnen Geistes, den Schein des Daseins nicht für das Wesen desselben genommen und nach Höhen gestrebt hätten, auf denen Niemand ungestraft wandelt?! Leikin sagte mir einst, sein Wahlspruch sei das Wort des Römers „Aut Caesar aut Nihil“, das ist ein stolzes, ein vermessenes Wort, und ich habe oftmals zitternd vorausgeahnt, daß es seinem Träger nur Verderben bringen würde. Die Wahrheit kennt keine Höhen und Tiefen: ihr heller Schein weiß nur gerade ebene Bahnen, und glücklich der, welcher ihm, unbeirrt von den Lockungen der Welt,

folgt. Daß ich das erkannt, verdanke ich in erster Linie Dir!“

Er küßte sie innig und sie verließen Arm in Arm, von einem Gensdarmerie-Officier freundlich hinausgeleitet, das Haus der ehemaligen dritten Abtheilung.

Auf den Straßen herrschte reges Leben. Die frische Winterkälte, der blaue Himmel, der helle, knisternde Schnee hatten die Einwohner der Newaresidenz in's Freie gelockt. Auf den Bürgersteigen wogten in warme Kleider gehüllte Mengen auf und nieder. Schlitten jagten munter dahin, und Knaben und Mädchen tummelten sich auf den Plätzen und bewarfen sich lachend und haschend mit Schnee.

Als Peter und Flena in ihrem Schlitten durch die Gassen dahinjagten, um zu den Ihrigen zu eilen, wies Peter auf das lebhafte Treiben hin und sagte: „Wer sollte es glauben, wenn er unser Volk sieht, daß es unzufrieden mit seinen Geschicken sei. Und doch ist es eine Thatsache, daß dieselben Leute, die sich harmlos ergötzen, deren Mund lacht und deren Augen vor Lebenslust blitzen, in ihrem tiefsten Innern verbittert sind und murren und nur auf die Gelegenheit warten, um sich begehrlich zusammenzurotten und vom Leben mehr zu verlangen, als es ihnen in den Schooß geworfen hat. Das kommt daher, weil der Wahlspruch Aller im Reiche „Aut Caesar aut Nihil“ ist, natürlich für jeden Einzelnen so, wie er ihn versteht; für jeden Einzelnen in den Grenzen, die ihm von der Natur und den Verhältnissen gezogen sind. Jeder stellt sich, in thörichtem Verkennen seiner Fähigkeiten und Bedürfnisse, vor die Wahl: Alles oder nichts! und ist bereit, für ein Phantom von dem Mehr, das er fordert, Ehre, Zufriedenheit, ja das Leben hinzugeben. Thörichte Menschen! Verblendete Welt! Nur in dem Menschen selbst ruht sein Glück — wohl mir, daß ich das erkannt habe!“

„Und auch ein ganz klein wenig in seinem Nächsten," warf Flena lächelnd ein. „Das heißt, wenn der Eine den Andern so recht von Herzen lieb hat. Mein Glück ruht zum Beispiel ganz in Dir, Petja!"

„Und das meine in Dir, Flenuschka! O über die Logik der Frauen! Aber Du hast Recht. Auch in der Liebe heißt es „Aut Caesar aut Nihil", und ich erlaube Dir, mich inconsequent zu schelten: denn Flenuschka, was die Liebe anbelangt, so huldige ich diesem Satze mit Leib und Seele!"

Er lachte übermüthig und suchte ihre Hand unter der warmen Pelzdecke. Sie reichte ihm ihre kleine Rechte und ein inniger Druck ihrer Finger lehrte ihn, daß sie auf diese Auslegung des lateinischen Spruches keine andere Antwort habe, als ein inniges, dankbares Ja!

In gleichem Verlage erschien:

Bauer, Erw., Einfache Geschichten. br. 2 M. 40 Pf.

Bäcker, Heinr., Amor Steuermann. In Doppeldruck. br. 2 M., geb. 3 M.

Rullmann, Wilh., Seltsame Geschichten. br. 4 M., geb. 5 M.

Rovetta, Girol., Mater dolorosa. Roman in 2 Bd. 6 M.

Gritzner, M., Amyntha. Ein Rheinischer Sang. In Doppeldruck. geb. 5 M.

Mantegazza, P., Physiognomik und Mimik. Mit über 100 Abbildungen. Volksausgabe. br. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Humor und Leben. Novellensammlung in 5 Heften. br. à 1 M.

Jagow, E. v., Torre Marie und andere corsische Novellen. br. 4 M., geb. 5 M.

Degen, A. v., Aus einem Lieutenantsleben. Roman. 2 M.

Degen, A. v., Fidele Einquartierung. Manöverbilder. 1 M.

Mars im Flügelkleide. Lose Blätter aus den Flitterwochen des Lieutenantslebens. Mit 66 Illustrationen. 1 M.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aut Caesar aut nihil!

Bd.: 2.

1893

P.o.germ. 1751 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674213-8